

politicum

Josef Krainer Haus
Schriften

Tier und Mensch

53





Februar 1992 / 12. Jahrgang

Noch erhältliche Nummern:

- Heft 44 „Frauenbild und Männerwelt im Umbruch“
- Heft 45 „Leben in der Gemeinde“
- Heft 46 „Wissenschaft und Forschung“
- Heft 47 „Pop und Politik“
- Heft 48 „Grenzland — Hoffungsland“
- Heft 49 „Die Medizin braucht neues Denken“
- Heft 50 „Die Zukunft Mitteleuropas“
- Heft 50a „Wer vertritt Europas Bauern?“
- Heft 51 „Verwaltung im Dialog“
- Heft 52 „Kabarett und Politik“

Herausgeber: Josef-Krainer-Haus
Bildungszentrum der ÖVP Steiermark

Medieninhaber: ÖVP Steiermark

Ständige Redaktion:
Herwig Hösele, Ludwig Kapfer,
Dr. Manfred Prisching

Hersteller: Klampfer Ges.m.b.H., 8160 Weiz

Für den Vertrieb verantwortlich:
Helmut Wolf

Bestellungen an Josef-Krainer-Haus
Pfeifferhofweg 28, 8045 Graz

Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirates

- Univ.-Prof. Dr. Alfred ABLEITINGER
- Ass.-Prof. Dr. Wolfgang BENEDEK
- Univ.-Prof. Dr. Christian BRÜNNER
- Univ.-Prof. Dr. Anton GRABNER HAIDER
- Prof. Dr. Karl A. KUBINZKY
- Univ.-Prof. Dr. Wolfgang MANTL
- Univ.-Prof. Dr. Norbert PUCKER
- Univ.-Prof. Dr. Reinhard RACK
- Univ.-Prof. Dr. Kurt SALAMUN
- Univ.-Prof. Dr. Bernd SCHILCHER
- Univ.-Prof. Dr. Gerald SCHÖPFER
- Univ.-Prof. Dr. Wilfried SKREINER
- Univ.-Prof. Dr. Ota WEINBERGER
- Univ.-Prof. Dr. Kurt WEINKE
- Univ.-Prof. Dr. Franz WOLKINGER
- Univ.-Prof. Dr. Wolfgang ZACH

Inhalt und Autoren:

Editorial	1
Barbara Levč Mehr als Augen, die für mich sehen	2
Elisabeth List Tierrechte und Menschenmoral — Marginalien zu einigen frag-würdigen Thesen des Moralphilosophen Peter Singer	5
Julian Schutting Polly-Molly — Ein paar Jahre nach der Hundegeschichte	8
Carol J. Adams Fleisch und Blut im feministischen Körper	10
Helmut F. Kaplan Philosophie des Vegetarismus	13
Maria Elisabeth Stoff Abschied — Bemerkungen zum Thema Tod und Trauer um Haustiere	16
Raoul F. Kneucker Die Bremer Stadtmusikanten oder Grundlagen der Selbstverwaltung	19
Helena Wallner Sie haben nur eine Chance: „Auf und davon“	22
Günter Pernhaupt Der grüne Kreis — Schicksal für Mensch und Tier	23
Udo M. Losert Wer will leben — wer muß sterben? Medizin und Tierversuch	25
Gerda Wittmann Hunde als Therapeuten	30
Josef Fink Dann wohnt der Wolf beim Lamm...	32
Thomas Götz Annäherungen	33
Helmut Pechlaner Tiergärten — Tierparks — Zoos	35
Boris Velimirovic Mensch und Tier als Städter	37
Otto Koenig Tier und Mensch	40
Franz Krapp Ein Zoologe in der Antarktis	42
Gundula Hauser Träume auf Pferderücken	44
Leo und Marianne Haubenberger Leben mit und von Tieren	45
Hertha Heger Tiere machen mein Leben aus	46
Angela Lerch Killerhunde	47
Olivia de Fontana Im Norden	50
Urs Ochsenbein Mensch und Haushund	51
Karl Bauer „Gentechnik in der Tierzucht“	53
Nora Frey Was wir lieben, können wir nicht töten	63
satiricum	64

Offenlegung der Richtung im Sinne des Pressegesetzes:
„politicum“ versteht sich als Plattform der Diskussion im Geiste jener größt-möglichen Offenheit und der tragenden Prinzipien, wie sie im „Modell Steier-mark“ vorgegeben sind.
Alle Rechte bleiben bei den Autoren.

EDITORIAL

Emiliy und Nikolo sind schuld: Die beiden Katzen weckten bei ihrer Mitbewohnerin, die für dieses Heft verantwortlich zeichnet, nicht nur verstärktes Interesse an Tieren und Menschen, sondern auch an dem Miteinander der beiden Spezies. Die geistige und emotionale Partnerschaft der zwei Vierbeiner und ihrer Verwandten für das vorliegende „politicum“ kommt in seiner Illustration zum Ausdruck: „Macht Euch die Erde untertan“ - dieser verhängnisvolle Übersetzungsfehler hat den Tieren vor allem in den katholischen Ländern viel Leid gekostet. Sie wurden und werden bis heute zur Sache degradiert, geschunden, ausgebeutet, gequält und massenweise getötet.

Die Bibelinterpretation des Religionsphilosophen Pinchas Lapide „seid fürsorglich zur Erde“ stellt an die Menschen jedoch ganz andere Forderungen. Daß Tiere in die Kirche geschleppt werden und dort - wie im Vorjahr bei der Franziskusweihnacht in der Wiener Schottenkirche „Ihr Tierlein kommt“ gesungen wird, ist damit sicher nicht gemeint. Es hat weder mit Liebe, noch mit Fürsorge zu tun, wenn Tiere vermenschlicht und damit wieder zu Objekten - in diesem Fall für uneingelöste Sehnsüchte werden.

Es geht um die Kommunikation mit Wesen, die anders sind als wir, um das Ernstnehmen unserer Mitgeschöpfe. Das bedeutet aber auch, sie in ihrer Eigenheit zu respektieren.

Wie schwierig diese Annäherung ohne Vereinnahmung ist, soll die Vielfalt der Beiträge aufzeigen:

● Tiere sind oft lebensrettende Begleiter von sehgeschwachen, gehörlosen oder gelähmten Menschen. Daß es dabei keineswegs nur um die praktische Hilfe, die ein Tier leisten kann, geht, zeigt eindrucksvoll ein Artikel, den eine blinde Studentin für uns geschrieben hat. Er ist gleichsam die verbindende Overture für unser Heft, in dem das Thema der Mensch-Tier-Beziehung, von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet wird. Der bekannte Sozialanthropologe Claude Lévi-Strauss sagte einmal, daß Tiere das Denken fördern und der Schriftsteller Ernst Jünger räsoniert in seinen „Annäherungen“: „Die Macht des Tieres ist ungeheuer, dicht steht der Kosmos hinter ihm.“ Daß das Zusammenleben mit Kreaturen verschiedener Art eine moralische Verpflichtung für uns Menschen in sich birgt und außerdem noch ungeahnte soziale Chancen bietet, ist erst zum Politikum geworden, seit wir Angst haben: Angst, daß wir immer mehr von der durch nichts ersetzbaren Natur verlieren. „Der Mensch kann am Mond erwachen, aber keine Katzen machen“ mahnt Reiner Kunze in einem seiner Gedichte. Stellvertretend für viele weitere Überlegungen und Arbeiten konnten wir aus dem grenzüberschreitenden Themenbereich nur einige Aspekte herausgreifen.

● Tiere können das Leben von herzranken Menschen verlängern, weil der Kontakt mit ihnen, vor allem das Streicheln von Hunden und Katzen, den Blutdruck herabsetzt. Beruhigend wirkt aber auch schon das Beobachten von Fischen im Aquarium. Konrad Lorenz nannte die Interaktion zwischen Mensch und Tier ein „mußiges Spiel“: „Ein Mensch kann sich für Stunden vor ein Aquarium setzen und hineinstarren wie in die Flammen eines Kaminfeuers oder in das strudelnde Wasser eines reißenden Stromes. Jeder bewußte Gedanke wird in diesem Stadium scheinbarer Leere mit fröhlicher Leichtigkeit ausgeschaltet. Und doch lernt man in Stunden des Mußigangens die grundlegende Wahrheit über den Makrokosmos und den Mikrokosmos.“

● Am Rücken von Pferden machen körperlich, aber auch geistig behinderte Menschen oft mehr Fortschritte, als in sterilen Therapieräumen. Seit 15 Jahren versucht man auch im Grazer Hirtenkloster Kindern mit der Hippotherapie zu helfen: Für die jungen Patienten eröffnet sich dadurch eine neue Welt.

● Tiere sind nicht selten die einzigen Ansprechpartner von alten und einsamen Menschen. Dennoch gibt es in Österreich noch kaum Seniorenheime, in denen es erlaubt ist, das vertraute Heimtier mitzunehmen. Tiere wirken sich aber auch positiv auf das Sozialverhalten von Kindern aus. So belegen Studien, daß Schüler, die ein Haustier haben, in der Klasse häufig beliebter sind, als Gleichaltrige, die in der Klasse kein Tier halten dürfen. Kinder, die für ein Tier zu sorgen haben, sind, so die Psychologen, vor allem sensibler für die nonverbale Kommunikation.

● Häftlinge, denen ein Tier anvertraut wird, oder die in speziellen Programmen mit Tieren arbeiten, können meist schneller rehabilitiert werden, als Insassen von Gefängnissen, in denen Tiere verpönt sind. Obwohl die positiven Auswirkungen dieser Art von Zootherapie längst erwiesen ist, wird sie in Österreich noch nirgends praktiziert.

● Bekannt sind nicht nur die Geschichten von den Delphinen, die Menschen aus dem Meer gerettet haben: Die intelligenten und sensiblen Meeressäuger schaffen es auch, geistig oder seelisch Kranken neue Lebensfreude zu vermitteln.

Die Liste der Beispiele, wo Tiere einen sozialen Beitrag für den Menschen leisten, ließe sich noch lange fortsetzen.

Wie reagiert der Homo sapiens darauf?

● Er verdankt den Tieren Eier, Milch, Honig, Fleisch und Wolle und pfercht sie dafür in Massenquartiere, macht sie zu jämmerlich dahin vegetierenden Gebärmaschinen. Er mästet seine Mitgeschöpfe und schlachtet sie schließlich fabrikmäßig - am Fließband - ab. Jeder, der mit seinem Tier auch nur einmal einen Tierarzt

aufgesucht hat, weiß, daß diese Wesen die gleichen Ängste plagen wie uns ... Im Schlachthof schert das keine: Sie sind verwertbares Fleisch und sonst nichts.

● Er zieht ihnen das Fell ab, weil ein in unseren Breiten völlig ungenützter Pelzmantel in gewissen Kreisen leider immer noch als schick gilt, wie die Kroko-Tasche. Er wildert brutal Elefanten, um aus seinen Stoßzähnen läppischen Zierat anzufertigen. Die Gier nach Luxusgütern hat bewirkt, daß in den letzten 20 Jahren der Bestand der afrikanischen Elefanten von 2,3 Millionen auf etwa 600.000 geschrumpft ist. Er tötet allein in Italien rund 300 Millionen Zugvögel pro Jahr, die ihren Artgenossen als Lockvögel zu dienen haben, oder von Schlemmern vertilgt werden. Er angelt Fische „zum Spaß“ und läßt sie jämmerlich krepieren. Da die Wasserbewohner über keine Mimik verfügen, haben sie auch kein Mitleid von den Menschen zu erwarten.

Auch in der Steiermark werden jährlich tausende Karpfen getötet, indem das Wasser aus den Teichen ausgelassen wird, was den Tieren ein stundenlanges, qualvolles Sterben bereitet.

● Er ergötzt sich an Wett- und Kraftkämpfen, wobei das Tier, wie etwa bei dem noch immer legalen Stierkampf in jedem Fall der Schwächere ist. Er sperrt zur Erbauung des Publikums Affen in Käfige und läßt - mangels eigener Kreativität - Löwen durch brennende Reifen springen, oder schwerfällige Elefanten Männchen machen. (Der Chinesische Nationalzirkus hat uns in Österreich erst kürzlich demonstriert, wie eindrucksvoll eine Vorstellung ohne Tiere sein kann.)

● Er erfüllt sich männlich und erhaben, wenn er ein Tier erlegt. (Reißt hingegen ein Hund, seinem Instinkt folgend ein Reh, so wird er erschossen.)

● Er züchtet, quält und tötet Tiere für Versuche, die keineswegs immer dem Fortschritt der Medizin dienen. So manche Dame, die ihr Schoßhündchen verwöhnt, trägt nicht nur ungeniert eine Pelzjacke: Sie denkt sich auch nichts dabei, wenn sie ihre Fältchen mit Salben pflegt, denen Tierversuche zugrunde liegen.

● Er beschneidet ihren Lebensraum auf der ganzen Welt derart rigoros, daß unzählige Arten vom Aussterben bedroht sind.

● Wir wollen mit diesem Heft dazu anregen, über die schwierige Kommunikation mit unseren Mitgeschöpfen, einer Kommunikation, die von der brutalen Ausbeutung bis zur lächerlichen Vergötzung reicht, nachzudenken. Das Verständnis für alles Lebende und der Respekt vor unseren Mitbewohnern auf dieser Erde können intellektuelle oder emotionale Wurzeln haben. Wir haben versucht, beide Komponenten anzusprechen sowie das Gemeinsame und Verbindende in den unterschiedlichsten Bereichen aufzuzeigen.

MEHR ALS AUGEN, DIE FÜR MICH SEHEN

Für die einen sind wir eine kleine Sensation, für die anderen bereits ein vertrauter Anblick, aber in jedem Fall erregen wir viel Aufmerksamkeit, wenn wir in Graz unterwegs sind — meine Blindenführhündin Patja und ich. Während der Führhund als Begleiter eines stark sehbehinderten oder blinden Menschen in den meisten Staaten Mittel- und Westeuropas und in den USA eine Selbstverständlichkeit ist, gilt diese wertvolle Mobilitätshilfe bei uns als Seltenheit.

Die Einschätzungen dessen, was der Blindenführhund leistet und wie er lebt, liegen, ebenso wie die Vorstellungen vom Leben und den Fähigkeiten eines Blinden, häufig in extremen Positionen. So wie der Blinde entweder als bemitleidenswerter Hilfloser oder als ehrfurchterweckender "Herzgebehinderter" gesehen wird, halten die einen den Führhund für ein geknechtetes, all seiner Freiheiten und natürlichen Instinkte beraubtes Wesen, während die anderen annehmen, daß er bewußt die alleinige Verantwortung für den Blinden übernimmt und in dem Maße in jeder Situation "mitdenkt", wie das eigentlich die sehenden Mitmenschen tun sollten. Mit der Beschreibung meiner Beziehung zu meinem Hund und unseres Zusammenlebens hoffe ich, einige dieser Klischees ausmerzen zu können.

Meine sehr starke Sehbehinderung konnte meinen Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit nie mindern. So bestand ich vom Zeitpunkt meines Abganges von Schule und Internat darauf, Graz auf eigene Faust so gut kennenzulernen, daß ich jeden gewünschten Weg ohne Begleitung eines Sehenden zurücklegen konnte. Nachdem ich einiges Lehrgeld in Form von Beulen, Kratzern und blauen Flecken gezahlt hatte, war mir klar, daß ich eine Mobilitätshilfe — entweder ein gezieltes Training mit dem Langstock oder einen Führhund — benötigte. Der Umstand, daß ich mit Hunden aufgewachsen bin, ließ mich von Anfang an eher zum Führhund hin tendieren. Die endgültige Entscheidung für den Hund brachte jedoch ein nächtliches Erlebnis, das in mir den Wunsch nach einem Beschützer weckte.

Etwas ein Jahr später konnte ich zur Einschulung mit der dreijährigen Labradorhündin Patja in die Schweizerische Schule für Blindenführhunde nach Allschwil bei Basel fahren. Eine solche Einschulung ist notwendig, damit der frischgebackene Hundebesitzer lernt mit seinem Hund umzugehen, ihn richtig zu füttern und zu pflegen, sich vertrauensvoll vom Hund führen zu lassen, auf das, was der Hund durch sein Verhalten mitteilt, zu achten und richtig zu reagieren und ihm mit den richtigen An-

weisungen (Hörzeichen) zum richtigen Zeitpunkt anzuzeigen, was er tun soll. Ebenso wichtig ist, daß sich der Hund in dieser Zeit an seinen neuen Besitzer gewöhnt, seinen Gang und seine Sprechweise kennenlernt und begreift, daß er nun diesem Menschen gehorchen soll. Es erfordert Zeit und Geduld bis eine gute Beziehung entsteht, denn der Hund fühlt sich seinem Trainer, der ihn etwa zwei Jahre lang liebevoll und geduldig ausgebildet hat, verbunden. Die Trennung bedeutet eine große seelische Belastung für das Tier. Auch für mich brachte diese Gewöhnungsphase, die sich noch einige Zeit über die Einschulung hinaus erstreckte, manchmal Probleme. Einerseits wollte ich meiner Patja so viel Liebe wie möglich entgegenbringen, um ihr über den Trennungsschmerz hinwegzuhelfen, und ich wünschte mir auch von ihr geliebt zu werden, andererseits mußte ich ihr auch klarmachen, daß ich der "Oberhund" bin, dem sie gehorchen muß. Die Tatsache, daß Patja ein ganz besonders freundlicher und kontaktfreudiger Hund ist, erleichterte und beschleunigte unser Zueinanderfinden, und als sie zum ersten Mal besitzergreifend beide Vorderpfoten auf meinen Unterarm legte, um ihn dann voller Hingabe abzuschlecken, war klar, daß wir es geschafft hatten.

Als ich meine Einschulung mit Patja begann, war sie bereits ein vollständig ausgebildeter und geprüfter Blindenführhund. Führhundschoolen züchten ihre Hunde zum Großteil selbst und bereits die Welpen werden auf bestimmte Eigenschaften, die zur Eignung als Führhund erforderlich sind, getestet. Die endgültige Entscheidung darüber, ob ein Hund ausgebildet wird, erfolgt aber erst nach einem Jahr, wobei neben den charakterlichen Eigenschaften auch großer Wert auf gute Gesundheit gelegt wird. Bis zu diesem Zeitpunkt leben die jungen Hunde bei Patenfamilien und werden dort zu guten Haus- und Familienhunden erzogen. Die Leistung, die diese Patenfamilien für das Führhundewesen erbringen, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es erfordert viel Zeit und Geduld einen jungen Hund gut zu erziehen, und wenn man schließlich die Früchte dieser Arbeit genießen könnte, muß man sich von dem liebgeordneten Schützling wieder trennen, denn nun erhält er in der Führhundschole seine eigentliche Ausbildung. Das Aufwachsen in familiärer Umgebung ist jedoch unerlässlich, damit sich der Hund im Lebensbereich seines späteren Besitzers gut zurechtfindet.

Dauer und Form der Ausbildung differieren in den verschiedenen Führhundschoolen. Ein Prinzip ist jedoch in jedem Fall grundlegend: Der Hund soll Freude an

seiner Arbeit haben und seine Motivation sollen das Vertrauen und die Anerkennung seines Besitzers sein, nicht die Angst vor Strafen. Er sollte seinem Besitzer gehorchen, gleichzeitig aber genug Eigenwillen haben, um, wie im Falle des Umgehens von Hindernissen, auch selbständig seinen Weg finden zu können. Daher erfolgt die Ausbildung sehr sanft und behutsam. Richtiges Verhalten wird mit viel Lob belohnt, falsches Verhalten, wenn möglich, so korrigiert, daß es für den Hund unangenehme Folgen hat, die er aber nicht als Bestrafung durch den Ausbilder erlebt.

Zum Beispiel: Der Hund soll lernen einen Weg entlang zu führen, ohne seitlich in die Wiese abzuweichen. Wenn immer er den Weg verläßt, simuliert der Ausbilder ein Stolpern, wobei er den Hund leicht anrem-pelt. Bleibt der Hund am Weg, wird er dafür gelobt, sodaß das richtige Führverhalten zur eindeutigen angenehmeren Variante für ihn wird.

Dies alles erfordert sehr viel Geschick und Einfühlungsvermögen vom Ausbilder und nimmt auch viel Zeit in Anspruch. Das Ergebnis sind keine unterwürfigen Drill-hunde, sondern Tiere, die ihre Würde und ihre Wesenseigenheiten behalten und mit Freude bei der Sache sind.

Diese Freude spüre ich immer wieder, wenn wir gemeinsam unterwegs sind. Patja liebt es, neue Wege kennenzulernen oder ein uns noch unbekanntes Gebäude zu erforschen. Trotz aller Neugierde bleibt sie dabei aber immer konzentriert und verlässlich.

Was leistet mein Führhund nun konkret?

Patja führt mich auf jedem Weg sicher geradeaus, weicht dabei leicht zu umgehenden Hindernissen selbständig aus, wobei sie sich nicht nur auf solche beschränkt, die sich am Boden befinden. Auch Briefkästen, offene Fenster oder herausgespreizte Auslagenscheiben werden von ihr wahrgenommen und umgangen. Seit ich Patja habe, gibt es keine Beulen mehr! Vor Hindernissen, die unseren Weg blockieren, seien es nun am Boden liegende Planken, am Gehsteig parkende Autos oder Baustellenabsperren, bleibt sie stehen und ich versuche mir Klarheit über die Situation zu verschaffen, um ihr anzusagen, ob wir über dieses Hindernis steigen oder z. B. die Straßenseite wechseln sollen. Ich kann ihr aber auch die Anweisung geben, selbständig einen Weg zu finden und sie muß dann selbst entscheiden, ob wir das Hindernis übersteigen können oder umgehen müssen. Personen werden von Patja nicht als Hindernis betrachtet und sie erwartet, daß

Entgegenkommende uns ausweichen — es sei denn, sie schieben einen Kinderwagen. Da wir als Gespann recht auffällig sind, geschieht das auch in fast allen Fällen. Weiters sucht sie auf meine Anweisung hin Möglichkeiten nach rechts oder links abzubiegen, Zebrastreifen, Treppen, Haus- oder Geschäftseingänge bzw. innerhalb eines Gebäudes den Ausgang; Ein- und Ausstieg von Straßenbahn, Bus oder Zug sowie Sitzplätze in diesen Verkehrsmitteln. Beim Straßenüberqueren arbeiten wir zusammen. Patja führt mich an den Zebrastreifen. Ein Führhund schaut nicht auf die Ampel, und zwar nicht wegen der möglichen, aber noch immer nicht sicher nachgewiesenen Farbenblindheit, sondern weil Ampeln zu hoch und damit zu weit außerhalb des natürlichen Sichtbereiches des Hundes liegen. So beobachten wir gemeinsam den Verkehr und wenn ich den Eindruck habe, daß wir überqueren können, gebe ich das entsprechende Hörzeichen. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie wichtig es ist, daß der Hund seinen Eigenwillen behält und daß ich mich auch auf Patjas Ungewissens verlassen kann, nämlich dann, wenn ich ein leise heranrollendes Auto oder ein Fahrrad überhört habe. Patja führt dann meine Anweisung nicht aus und bleibt so lange stehen, bis sie selbst den Eindruck hat, daß wir sicher über die Straße kommen. Dann führt sie mich rasch und gerade auf die andere Seite. Für all diese Leistungen möchte Patja mit viel Lob und Anerkennung belohnt werden und ich fühle ihren Stolz, wenn sie eine schwierige Situation gemeistert hat. Im Laufe der Zeit sind ihr die Wege, die wir oft gemeinsam gehen, so vertraut geworden, daß sie kaum Anweisungen von mir benötigt, um mich ans Ziel zu bringen. Einige zusätzliche Hilfen für mich haben sich aus Patjas Vorlieben entwickelt. Die allergrößte ist Fressen; und so zeigt sie mir verlässlich jeden Eis-, Würstel- oder Maronistand an. Sie hat auch bald entdeckt, daß uns ein Aufzug das Stiegensteigen erspart und führt mich nun, auch in unbekannten Gebäuden, immer zur Aufzugtür.

Wie jeder arbeitende Mensch braucht auch ein arbeitender Hund Erholung, besonders da er während der Führarbeit auf das Schnüffeln an Hausecken oder Bäumen verzichten muß und andere Hunde ignorieren soll. Deshalb muß zwischen Arbeitszeit und Freizeit genau getrennt werden. Dazu dient das Führgeschirr, das eine steife Verbindung zwischen mir und meinem Hund bildet, sodaß ich jede Richtungsänderung sofort spüre, um mich ihr anzupassen, und dessen zweite Funktion darin besteht, dem Hund das Signal für den Beginn seiner Arbeit zu geben. Wenn ich Patja das Führgeschirr abnehme, signalisiert ihr das, daß sie nun frei hat und ganz Hund sein darf. Frei laufen, mit anderen Hunden spielen und sich richtig austoben, sich genüsslich in der Wiese wälzen und mir Holzprügel (je größer, umso lieber) zum Werfen bringen — das alles ist sehr wichtig für einen Hund, der in Vorlesungen und Seminaren an der Uni ganz selbstverständlich stundenlang ruhig neben mir liegt, und

sollte wenigstens einmal am Tag möglich sein. Auch wenn wir lange kreuz und quer durch die Stadt laufen, gönnen wir uns gern eine Verschnaufpause im Stadtpark. Ganz besonders lieben wir Wanderungen mit Eltern oder Freunden, wo Patja praktisch durchgehend frei laufen kann und wir Bewegung und frische Luft in einer neuen Umgebung gleichermaßen genießen. Ich habe immer allergrößte Mühe vor Antritt eines solchen Ausflugs meine Wanderschuhe zuzubinden, denn Patja weiß, was das bedeutet, und zeigt mir ihre Freude, sobald ich mich bücke, mit vielen nassen Küssen.

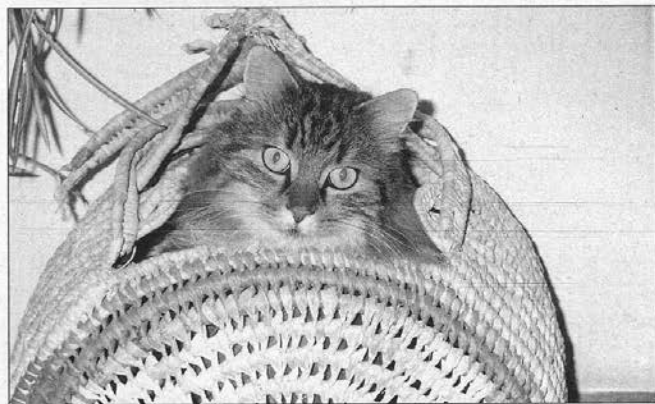
Meinungsverschiedenheiten

Wie in jeder guten Partnerschaft gibt es auch in der unseren zwischendurch Meinungsverschiedenheiten, z. B. in der Frage, für wen das Wurstbrot, das ich vor wenigen Minuten allein gelassen habe, um das Telefon abzuheben, und das jetzt spurlos verschwunden ist, eigentlich gedacht war. Aus solchen Vorfällen lernen wir beide: ich auf alles Eß(Freß)bare aufzupassen, Patja sich nicht erwischt zu lassen. Auch was die Wahl des Parfüms anlangt haben wir unterschiedliche Auffassungen. Patja hat eine starke Vorliebe für das Naturbelassene — morastige Tümpel und frischgedüngte Felder. Wenn dann ein Wesen auf mich zukommt, das einem Erdferkel wesentlich mehr ähnelt als einem Hund, gibt es eine ernste Rüge. Allerdings fällt es mir schwer wirklich böse zu sein, wenn ich spüre, wie offensichtlich glücklich und zufrieden Patja ist. Das ändert sich allerdings schnell, sobald ich nach einer solchen "Verschönerungskur" die Badewanne einlasse. Mit hängendem Kopf, eingezogenem Schwanz und Leidensmiene erträgt sie dann ihr "grausames Schicksal". Derartige, mitunter ärgerliche Zwischenfälle, an die man später aber gern schmunzelnd zurückdenkt, erlebt wohl jeder Hundebesitzer. Man verzeiht sie leicht und gern, wie man einem Kind seine Streiche verzeiht; und ebenso wie ein Kind sehnt sich ein Hund gerade dann, wenn er etwas angestellt hat (und er weiß immer genau,

daß er etwas angestellt hat), ganz besonders nach der Bestätigung dafür, daß er so wie er ist geliebt wird. Schließlich hat man ja Charakter, und eine wahre Persönlichkeit kann auch Schwächen zeigen!

Zu Patjas Stärken zählt ihre fast unerschütterliche Ruhe und Gleichmut in der Führarbeit — der bestmögliche Ausgleich meiner Tendenz zur Nervosität und meiner manchmal an Panik grenzenden Angst vor extremen Lärm (Baumaschinen, Lastkraftwagen u. ä.). In der Nähe eines dröhnenden Preßlufthammers verliere ich praktisch jede Orientierung. Patja ist dann ganz auf sich gestellt und sucht, völlig unbeeindruckt von dem Getöse, den besten Weg für uns. Gerade in solchen Situationen bin ich zu tiefst dankbar dafür, mich ihr anvertrauen zu können. Aufgrund eines dummen und verantwortungslosen "Scherzes" — ein Knallfrosch wurde ihr direkt vor die Nase geworfen — hat Patja seit einigen Jahren allerdings panische Angst vor allen schußähnlichen Geräuschen und vor Donner. Und so verwandelt sich mein sonst so gelassener Hund zu Silvester oder bei Gewitter in ein zitterndes, schutzsuchendes Häufchen Angst. Ich bedaure noch jetzt, daß ich den Knallfroschwerfer nicht erwischte habe; ich hätte ihm zu gern eine „geknallt“!

Patja ist ein ausgesprochener Morgenmuffel — eine für einen Hund eher außergewöhnliche Eigenschaft. Möchte ich das Haus vor acht Uhr früh verlassen, muß ich sie, so knapp wie nur möglich vor unserem Aufbruch, ganz liebevoll und behutsam aufwecken und ein Weilschen kralen, bis sie sich doch zum Aufstehen überreden läßt. Aber auch dann zeigt sie mir sehr deutlich, daß sie es als Zumutung empfindet, was ich da von ihr verlange. Ähnlich kann es mir ergehen, wenn ich am späteren Abend auf die Idee komme, noch einmal hinauszugehen, um uns ein nächtliches Aufstehen zu ersparen. Ein Hund braucht eben viel Schlaf und ein berufstätiger erst recht! Hektik und Streß lehnt Patja strikt ab. Je mehr ich sie dränge schneller zu gehen, desto langsamer wird sie. Mittlerweile trägt ihre Erziehung bei mir Früchte: Es lohnt sich einfach nicht, sich wegen ein paar gewonnener Minuten unter Druck zu set-



zen. Wir würden beide darunter leiden und wären in unserer Konzentrationsfähigkeit beeinträchtigt.

Es gibt viele Situationen, in denen ich von meinem Hund lerne. Wenn ich beobachte, wie ein Flecken Schnee, in dem Patja sich wälzt, vollkommenes Glück bedeuten kann oder wie ein Baumstamm voller aufreger Gerüche zum Nabel der Welt wird, wie Patja jeden Augenblick ganz intensiv lebt, wird mir immer wieder klar, wie leicht ich mich in sinnlosen Kompliziertheiten verzettele und daß Schönheit und Würde meist in den kleinen und einfachen Dingen des Lebens liegen. Wenn Patja voller Vertrauen darauf, daß die Welt aus lauter Freunden besteht, freudig auf jeden zugeht, wird ihr Vertrauen praktisch immer bestätigt und sie bekommt das, was sie so überschwinglich allen gibt, immer wieder zurück — Liebe!

Nach mittlerweile sechsjährigem Zusammenleben kennen wir einander wirklich gut und nehmen auch die Stimmungslage des anderen genau wahr. Patja kann mit ihrer ausgelassenen Freude wirklich anstecken, hat aber auch Tage, an denen sie „nicht gut drauf“ ist. Ein tiefer Seufzer von ihr sagt mir dann ganz deutlich: „Du gehst mir so auf die Nerven.“ Sie reagiert aber auch sehr sensibel auf meine Gemütsverfassung, will sofort begeistert mitmachen, wenn mich der Übermut packt, schleppt alle ihre Spielsachen an, stupst mich und schleckt mich ab, wenn ich niedergeschlagen bin („Sei doch wieder fröhlich!“) und kuschelt sich ganz fest an mich, wenn nichts anderes mehr hilft und das weiche Hundefell mein letzter Zufluchtsort wird. Diese tiefe Beziehung zu meinem Führhund bedeutet für mich ein Geschenk und eine wahre Bereicherung meines Lebens. Die Partnerschaft mit dem Tier, das Teilen aller Lebensbereiche und die Möglichkeit echter Unabhängigkeit ohne Vereinsamung machen den großen Wert des Führhundes, der über den einer reichen Mobilitätshilfe weit hinausgeht, für den blinden Menschen aus.

Ganz nebenbei erfüllt der Blindenführhund auch eine soziale Funktion. Beim ersten Kontakt mit Schenden hilft es meinem Gegenüber ebenso wie mir die Unsicherheitschranke zu überwinden, wenn wir über Patja sprechen. Indem sie sich auf das neutrale Thema „Hund“ beziehen können, wagen es viele Menschen, die ansonsten zu befangen wären, eher ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Und so kommt Patja das große Verdienst zu, die erste Begegnung zwischen mir und meinem nunmehrigen Lebenspartner „vermittelt“ zu haben. Besondere Freude macht mir auch, daß sich häufig Kontakte mit Kindern ergeben. Die erfrischende Natürlichkeit und Direktheit, mit der sie auf uns reagieren und Fragen stellen, ist eine echte Wohltat in einer sonst meist verkleimten Umwelt. Ebenso wohlthuend empfinde ich es, daß ich, wenn ich mit Patja unterwegs bin, die Vorübergehenden nicht mehr „Schau, die Arme!“, sondern „Schau, was für ein lieber Hund!“ sagen höre. Deshalb fühle ich mich nackt und von vielen neugierigen Blicken begleitet, wenn ich mich, was glücklicherweise kaum vorkommt, einmal ohne Hund auf den Weg machen muß. Patja ist sich ihrer Popularität übrigens durchaus bewußt und genießt sie auch sehr.

Zu den mir am häufigsten gestellten Fragen zählt die, ob ich durch den Hund nicht stark ortsgebunden und in meiner Möglichkeit zu reisen eingeschränkt wäre. Drei Reisen in die USA, die wir gemeinsam, ohne sehende Begleitperson, unternommen haben, geben darauf wohl eine klare Antwort. Ohne Patja hätte ich ein solches Unternehmen wohl kaum gewagt und es steigerte mein Erlebnis dieser Reisen und mein Selbstbewußtsein beträchtlich, daß ich nicht ständig an meinen in San Francisco lebenden Freunden klebte, sondern auch selbständig die Umgebung erforschen konnte. Abgesehen von einem deutschen Flugkapitän, der sich, trotz vorhergegangener Zusicherung der Fluggesellschaft, weigerte, Patja in den Fahrgastraum der Maschine zu nehmen und auch jedes Ge-

spräch mit mir ablehnte (ich nahm daraufhin einen anderen Flug), verliefen alle diese Reisen und noch einige andere Urlaube mit Patja ohne größere Schwierigkeiten. Daran läßt sich bereits ersehen, daß mögliche Probleme kaum jemals wirklich durch den Hund verursacht werden, sondern meist durch unverständige Menschen, die nicht über eingefahrene Schemata hinausdenken wollen.

Wie kommt es nun, daß, trotz vieler positiver Aspekte, im Vergleich zum Ausland so wenige österreichische Blinde und Sehbehinderte einen Führhund haben? Es liegt durchaus nicht daran, daß die Österreicher an sich weniger für Führhunde übrig haben. Ein Grund ist sicher, daß das Führhundewesen von den österreichischen Selbsthilfeorganisationen der Blinden stark vernachlässigt wurde. Weiters wird in den Schulen für Blinde und Sehbehinderte keinerlei objektive Informationsarbeit geleistet. Eine Mobilitätshilfe — insbesondere einen Führhund — zu verwenden, wird vielfach immer noch als ein Zeichen von Unselbstständigkeit hingestellt, was ich, angesichts der immer schwieriger und besonders für Sehgeschädigte immer gefährlicher werdenden Verkehrssituation, als verantwortungslos erachte. Sicherlich ist ein Führhund nicht für jeden Blinden die geeignete Hilfe. Gerade deshalb sollten junge Menschen frühzeitig über alle Vor- und Nachteile der zur Verfügung stehenden Mobilitätshilfen informiert werden, um nach ihrem Schulabgang aufgrund ihrer persönlichen Neigungen und ihrer Lebens- bzw. Berufssituation die für sie beste Lösung selbst zu finden.

Die Hauptursache für die Seltenheit von Führhunden ist jedoch wahrscheinlich, daß es bis vor wenigen Jahren keine geregelte Führhundeausbildung in Österreich gab. Nun besteht jedoch in Kapfenberg die österreichische Schule für Blindenführhunde. Das große Interesse an Hunden aus dieser Schule, das sich schon nach relativ kurzer Zeit ihres Bestehens entwickelte, zeigt, daß der Bedarf an gut ausgebildeten Führhunden durchaus gegeben ist. Allerdings gibt es Kreise in jenen Institutionen, die beauftragt sind, Behinderte bei der Bewältigung ihrer Lebensprobleme — vor allem finanziell — zu unterstützen, die sich anmaßen, über die Köpfe Blinder hinweg zu entscheiden, welche Mobilitätshilfen diese in Anspruch nehmen sollen und die den Bewerbern um einen österreichischen Führhund größtmögliche Hindernisse in den Weg legen.

Hinter alledem steht eine noch immer weit verbreitete Grundhaltung, die dem Behinderten das Recht und die Fähigkeit aberkennt, selbst über sein Leben zu bestimmen. Die größtmögliche Unabhängigkeit, die für die meisten Behinderten zu den wesentlichen Zielen zählt, konnte ich in meiner konkreten Situation mit Hilfe meiner Patja erlangen. Je offener unsere Gesellschaft für die tatsächlichen Bedürfnisse wird, umso mehr Menschen können ihren ganz individuellen Weg zur Unabhängigkeit finden.



TIERRECHTE UND MENSCHENMORAL

Marginalien zu einigen frag-würdigen Thesen des Moralphilosophen Peter Singer

Für das Leben und Sterben von Tieren haben sich Philosophen selten interessiert, insbesondere nicht als Problem der Moralphilosophie. Eine der seltenen Ausnahmen bildet in dieser Hinsicht Peter Singer, ein in Australien lebender und wirkender Moralphilosoph, der in einem ganz anderen Zusammenhang in letzter Zeit hierzulande Aufsehen erregt hat. In seinem Buch „Praktische Ethik“, das übrigens schon seit 1984 in einer wohlfeilen Taschenbuchausgabe vorliegt, vertritt Singer unter anderem den Standpunkt, daß im Falle schwerstbehinderter Personen, die nicht mehr bewußtseins-, d. h. entscheidungs- und empfindungsfähig sind, also im Falle von schwerstbehinderten Erwachsenen oder ebensolche Neugeborenen ohne Heilungschancen, ihre Tötung moralisch vertretbar ist. Obwohl Singer in seinem Buch viel mehr, und zwar vieles durchaus Erwägenswertes und weniger Strittiges sagt, eilte ihm, als er in Deutschland zu einer Vortragsreise eintraf, der Ruf eines bedenkenlosen Euthanasiebefürworters voraus, was engagierte Kritiker und insbesondere Vertreter von Behindertenverbänden zu massiven Protesten veranlaßte, ganz konkret unter anderem dazu, öffentliche Auftritte und Vorträge von Singer zu verhindern.

Als bekannt wurde, daß Singer als Referent bei dem für den August 1991 geplanten alljährlichen Wittgensteinsymposium in Kirchberg am Wechsel als Referent geladen war, kam es zu ähnlichen Auseinandersetzungen auch in Österreich, die schließlich, da sich die Veranstalter nicht einigen konnten, zur Absage des renommierten internationalen Symposiums führten.

Daraufhin distanzierte sich die überwiegende Mehrheit der an Österreichs Universitäten lehrenden Philosophen von den Vorgehens mit der Begründung, die massiven Protestaktionen gegen Singer und seine Anhänger seien bedrohliche Zeichen grassierender Vernunftfeindlichkeit und gefährdeten die demokratischen Grundrechte der Meinungsfreiheit, insbesondere die Freiheit der Wissenschaft.

Die Verfasserin dieser Zeilen gehört zur Minderheit jener PhilosophInnen, die die erwähnte Presseerklärung nicht unterzeichnet haben. Da sie, als Dozentin der Philosophie, seither mehrmals mit besorgter Miene gefragt worden ist, ob sie denn nicht auch für Toleranz und Redefreiheit eintrete, sei an dieser Stelle eine Klarstellung

erlaubt.

Das Recht auf freie Meinungsäußerung ist auch für mich ein unverzichtbares demokratisches Grundrecht. Aber meine Solidarität mit der Profession, der ich angehöre, gilt nur unter dem Vorbehalt, daß sie sich selbst ehrlich bemüht, die von ihr verteidigten Prinzipien der Redefreiheit und der Bereitschaft zur Kritik in ihren eignen Reihen zu befolgen. Im konkreten Fall wäre demgemäß zu erwarten, daß sie umgehend damit beginnen wird, die schwerwiegenden Probleme, die Singers „Praktische Ethik“ aufwirft, und auf die Kritiker Singer zurecht aufmerksam machen, im Bewußtsein ihrer politischen, moralischen und intellektuellen Verantwortung zu klären, und jedenfalls offen, d. h. in Toleranz gegenüber anderen Standpunkten zu diskutieren. Die folgenden Bemerkungen verstehen sich als ein Beitrag zu einer solchen Diskussion. Daß und wie sie sich dem Thema der Tier-Mensch-Beziehung fügen, wird im folgenden klar werden.

Umgang mit dem Leben von Tieren: Ein moralisches Problem

Singers moralphilosophische Rechtfertigung des Schwangerschaftsabbruchs sowie der freiwilligen und nichtfreiwilligen Euthanasie hat einen Sturm des Protests ausgelöst. Die Gründe dafür sind offenkundig. Wie Singer selbst erklärt, rührt er mit seinen Thesen an ein Tabu, an das Tabu der Unantastbarkeit, der Heiligkeit des Lebens — was besonders in der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit in Anbetracht der Exzesse von Unmenschlichkeit, des Genozids und Massenmords, die in der Zeit des Nationalsozialismus unter bevölkerungspolitischen und eugenischen Vorzeichen, unter anderem auch unter dem Titel „Euthanasie“ vorstattungen, viele aufrichtige und gutwillige Menschen in Schrecken und Empörung versetzte. Liest man Singers Buch, stellt sich der Sachverhalt freilich etwas komplexer dar. Singer formuliert in den ersten Kapiteln des Buches zunächst ein allgemeines Prinzip der moralischen Beurteilung von Handlungen, das ganz auf dem Boden grundrechtlicher Erwägungen steht. Es entspricht der theoretischen Position eines „Präferenz-utilitarismus“, die von den folgenden Voraussetzungen ausgeht: 1) Maßstab zur moralischen Beurteilung von Handlungen ist das Maß an Schmerz und Lust — die angemessenere Übersetzung des englischen „pain and pleasure“ wäre das altmodische

„Leiden und Freude“ —, das sich aus den zu beurteilenden Handlungen ergibt. 2) Diese Werte werden jedoch gebunden an die gleiche Erwägung der Interessen aller Individuen, die von der Handlung betroffen sind.

Von diesem Standpunkt aus kritisiert Singer überzeugend rassistische, sexistische und schließlich „speziesistische“ Positionen, die die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Menschen und anderen Lust und Leid empfindenden Wesen von ihrer Rassenzugehörigkeit, ihrer Geschlechtszugehörigkeit bzw. von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Spezies“, d. h. biologischen Gattung abhängig macht. Alle diese Positionen, so Singer, verstoßen gegen das Prinzip der gleichen Interessensabwägung, das ohne Zweifel einen Gedanken unserer moralischen Intuition im Alltagshandeln adäquat wiedergibt.

Es ist hier nicht der Ort, um die Details und die Feinheiten von Singers Argumentation im einzelnen zu erläutern. Jedenfalls war Singer, der vor dem Buch über Praktische Ethik eines mit dem Titel „Animal Rights“ — „Tierrechte“ — veröffentlichte, ursprünglich von der Frage ausgegangen, wie weit nicht auch der Umgang mit dem Leben von Tieren moralisch rechtfertigungsfähig und rechtfertigungsbedürftig ist. In Berufung auf den Begründer der utilitaristischen Ethik, Jeremy Bentham, geht Singer davon aus, daß tierisches Leben, eben weil Tiere Lust und Leid erleben und solches Erleben auch zum Ausdruck bringen, moralisch schutzwürdig ist, so wie es auch das Sprichwort will, das wir als Kinder gelernt haben: „Quäle nie ein Tier zum Schmerz, denn es fühlt wie du den Schmerz!“

Aufgrund dieser Überlegungen entwickelt Singer die Idee von Tierrechten, die das Quälen und Töten von Tieren in den Laboren der Kosmetik- und Pharmaindustrie als moralisch unzulässig zu verurteilen erlauben, insbesondere auch die abschreckenden Formen der industriellen Massentierhaltung. Singers Kriterien dafür, unter welchen Bedingungen es moralisch zulässig ist, das Fleisch von Tieren zu essen, sind durchaus beherzigenswert. Singer zufolge sollte es sich um das Fleisch von Tieren handeln, die 1) unter angemessenen, sie zufriedenstellenden und ihnen kein Leid verursachenden Bedingungen gehalten werden, die 2) durch Methoden getötet werden, die ihnen ein möglichst schmerzfreies Sterben erlauben, und 3) sollte die

Form der Tierhaltung sicherstellen, daß anstelle des getöteten Tieres ein anderes eine Chance bekommt, ein zufriedenes und lustvolles Leben zu führen.

Die folgende Anekdote illustriert auf ihre Weise, worum es geht. Ein Reporter besuchte einen Bauern und wurde Zeuge, wie die Familienmitglieder ein Schwein in ihre Mitte nahmen, es kosten und krauteten, daß es vor Vergnügen quetschte. Einige Wochen später wollte der Reporter einem Bekannten diese fröhliche Variante bäuerlichen Familienlebens vorführen. Am Bauernhof erfährt er, daß das Schwein nicht mehr da ist. Es sei geschlachtet und mittlerweile schon längst verspeist und sonstwie verwertet worden.

Obwohl also das Schwein mit der Absicht großgezogen worden ist, es eines Tages zu töten und zu essen, erfährt es zu seinen Lebzeiten eine freundliche, ja zärtliche Zuwendung. Es sei dahingestellt, wie weit diese Episode ein repräsentatives Bild vom modernen Landleben gibt — aber sie beschreibt, wie ein freundlicher Umgang mit Tieren, selbst wenn sie schließlich getötet und gegessen werden, aussehen kann.

Singer kritisiert den Standpunkt, demzufolge menschliches Leben per se eines besonderen moralischen Schutzes würdig sei, als „Speziesismus“ — als einen „Ismus“, der, wie andere „Ismen“, das, was recht ist, an bestimmte weltanschauliche (in diesem Falle theologische) Vorurteile bindet. Dennoch betont Singer, daß das Leben von *Personen*, d. h. von Individuen, die neben ihrer (moralisch entscheidenden) Fähigkeit, Leid und Glück zu erleben, in der Lage sind, ein Bild von sich selbst, von ihrer Existenz in der Zeit, also Pläne, Hoffnungen für die Zukunft zu haben, von *höherem moralischem Wert* ist als das von bloß empfindungsfähigen Lebewesen, die aufgrund ihrer Artzugehörigkeit, ihres biologischen Entwicklungsstadiums, oder, wie im Fall der Euthanasie, aufgrund gravierender gesundheitlicher Schäden nicht fähig sind zu personhaft bewußtem Leben. An dieser Unterscheidung hängt so gut wie alles, was an Singers Konzeption Widerspruch erregt. Entscheidend für Singers Argumentation ist, was man unter „menschlich“, „Mensch“, „menschliches Wesen“, verstehen will. Dazu bestehen nach Singer zwei Möglichkeiten. Einmal können diese Ausdrücke in einem streng biologischen Sinn zunächst die Zugehörigkeit zur Gattung „*homo sapiens*“ meinen. In einem zweiten, engeren Sinn jedoch meinen sie Wesen, die, wenigstens in einem bestimmten Maß jene Fähigkeiten besitzen, die unsere Gattung auszeichnen: „Bewußtsein, die Fähigkeit, die Umgebung wahrzunehmen, die Fähigkeit, Lust und Leid zu erleben, vielleicht sogar Rationalität und Selbstbewußtsein.“

Mit allem Nachdruck erklärt nun Singer, daß ein „menschliches Wesen“ im ersten Sinn zu sein, mit anderen Worten, der Umstand, Mitglied der biologischen Spezies „Mensch“ zu sein, kein hinreichender Grund dafür ist, als Wesen mit moralischen Rechten zu gelten — wohl aber das „Menschsein“ im zweiten Sinne, das hier

als Kriterium der Personhaftigkeit bezeichnet werden soll. Aus dieser Feststellung folgt, daß einerseits *nicht nur* Wesen, die der biologischen Spezies „Mensch“ angehören, moralisch berücksichtigungswürdig sind, und andererseits, daß letzteres *nicht für alle* biologisch menschlichen Wesen von vornherein gilt. Während ersteres, das im Interesse von Tieren erklärte „*nicht nur*“ allgemeine Zustimmung findet, stößt das von Singer konstatierte „*nicht alle*“, das Embryos und Schwerstbehinderte aufgrund des von ihm formulierten Kriteriums für moralische Berücksichtigungswürdigkeit außerhalb des Verdikts des moralischen Tötungsverbotes stellt, auf begründete Ablehnung.

Es wird also zu fragen sein, ob Singers Kriterium ausreicht, um in zustimmungsfähiger Weise zu entscheiden, wer oder was moralisch relevant ist oder nicht, bzw. welche Konsequenzen sich daraus ergeben, wenn man Singers Kriterium folgt. Und möglicherweise gerät etwas von der Fragwürdigkeit von Singers Kriterium in ein besonders helles Licht, wenn man die Frage so stellt: Warum kann das, was für das Tier recht ist, im Umgang mit Menschen nicht billig sein?

Die Entscheidung über menschliches Leben am Beispiel des Umgangs mit Embryonen

Singers Kriterium der Personhaftigkeit setzt einen individualistischen Begriff der Person voraus, und dafür mögen zunächst methodologische Gesichtspunkte ausschlaggebend sein. Es erlaubt ihm, gemäß seinem nutzenorientierten Kalküls der „besseren Wahl“ einzelnen Individuen quantifizierbare Werte von mehr oder weniger „moralisch relevant“, „moralisch berücksichtigungswert“ zuzuschreiben — ein Rechenvorteil also. Daß „moralisch sein“, „moralisch relevant sein“ möglicherweise eine Beziehung zwischen Individuen voraussetzt, und die Berücksichtigung von Interaktionsbeziehungen und Kontextfaktoren erfordert, gerät damit aus dem Blick. Durch diese begriffliche Vorentscheidung wird „Personhaftigkeit“ zu einem einseitigen Prädikat, dessen Maßeinheit in erster Linie Empfindungsfähigkeit ist, und als Beleg für die Richtigkeit dieser Sicht eignen sich Tiere besonders gut, schon sprichwortgemäß: „...denn es fühlt wie du den Schmerz.“

Singer argumentiert natürlich nicht so. Er beruft sich lieber auf neurophysiologische Experten in bezug auf den Grad der Empfindungsfähigkeit bestimmter Arten von Lebewesen, in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, und sehr oft zieht er, z.B. in der Beurteilung der „Personhaftigkeit“ von Embryonen, Föten und Neugeborenen, als Vergleich den Grad der Bewußtseinsfähigkeit bestimmter Tierarten heran. Dieses Bemühen um die „Versachlichung“ der Kriterien von moralischer Relevanz ist allerdings mit einer Tendenz zur Verdinglichung verbunden, was sich besonders deutlich zeigt in Singers Argumentation zur experimentellen Verwertung von im Zuge

von Verfahren der extraterinen Befruchtung künstlich erzeugter Embryonen.

Unter anderem ist Singer bei der Erörterung dieser Frage überzeugt, daß es vom moralphilosophischen Standpunkt aus irrelevant ist, ob es sich um einen *menschlichen* Embryo handelt oder nicht. Zu sagen, dem menschlichem Embryo komme allein aufgrund seiner Zugehörigkeit zur menschlichen Spezies ein besonderes moralisches Lebensrecht zu, wäre moralisch genauso verfehlt wie die Beschränkung der Geltung von Menschenrechten auf eine bestimmte Rasse oder auf ein Geschlecht. „Speziesismus“ ist für Singer moralisch nicht weniger verwerflich als Sexismus und Rassismus. Mit seiner ausdrücklichen Gleichsetzung von Rassismus und Sexismus verdient Singer alle Sympathien der Feministinnen. Schließlich gibt es nicht allzu viele Philosophen, die es nötig finden, Sexismus als ernstes moralphilosophisches Thema überhaupt aufzugreifen. Ähnlich einnehmend ist Singers Parteinahme für die Interessen der Tiere in der Frage nach der moralischen Basis für unseren Umgang mit Tieren. Seine tiefreichende Argumentation hat allerdings ihre Schattenseiten: Mit aller Konsequenz, die eben einen Prinzipienkenner gemäß ist, beharrt er darauf, daß ein gutes moralphilosophisches Prinzip *universal* gelten müsse und es aus logischen Gründen nicht zulässig sei, zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen in moralischer Hinsicht zu unterscheiden, außer hinsichtlich des *einen Kriteriums* ihrer Bewußtseins- und Empfindungsfähigkeit.

Dementsprechend ist Singers ethischer Standpunkt in der Frage, ob Embryonen (bis zu einem bestimmten Stadium ihrer Entwicklung) für medizinische oder wissenschaftliche Experimente verwendet werden dürften, eindeutig: Da Embryonen jedenfalls bis zu einer bestimmten Zeit kein Nervensystem, also weder Gefühle noch Bewußtsein haben, können sie ohne Bedenken für experimentelle Zwecke benutzt werden — einen züchterischen Mißbrauch der genetischen Substanz möchte Singer allerdings klar ausgeschlossen wissen.

Den Einwand, ein Embryo sei immerhin eine potentielle Person, entkräftet Singer zunächst mit dem Hinweis, daß dies jedenfalls nicht für alle Embryonen gilt, was zu entscheiden eine Sache der Medizin bzw. der Humangenetik sei. Grundsätzlich sei aber der Embryo zu der Zeit, wo sich die Frage seiner Implantierung oder seiner experimentellen Nutzung stellt, eben de facto keine Person, und sei auch nicht als solches zu behandeln oder zu bewerten. Ebenso gut könne man sagen, daß Spermata und Ei potentiell menschliches Leben und damit auch potentielle Personen sind. Aber die Nichtnutzung von Spermata oder das Abgehen nichtbefruchteter Eier wird normalerweise nicht als moralisch relevante Handlung angesehen. Als Bestätigung seiner Position zitiert Singer einen weiteren aufschlußreichen Vergleich, nämlich den von Kindermachen und Kuchenbacken: „Denn, wie der britische Philo-

soph Jonathan Glover sagt, wenn es dir um den Kuchen geht, dann ist es schon egal, ob du seine Zutaten wegwirfst, bevor oder nachdem du den Teig angerührt hast.¹² Aus all dem, so Singer, sei klar, daß die im Zuge von IVF-Verfahren entstandenen Embryonen kein Recht auf Leben hätten.

Die Schwelle zur Moral

Wann also erwirbt ein Embryo moralische Rechte und Interessen? Sobald er fähig wird, Schmerz- und Lustempfindungen, Erfahrungen zu haben. Bevor er diese Schwelle der Empfindungsfähigkeit nicht überschritten hat, gibt es für seine experimentelle Verwertung kein moralisches Veto. Übrigens wären Embryonenexperimente in vielen Fällen medizinisch. „Ausweichexperimenten“ mit Tieren vorzuziehen: es wären erstens Experimente am „menschlichen Modell“, und zweitens würde auf diese Weise Tieren Leid erspart. Freilich: Embryonen, sobald sie über ein Nervensystem verfügen, und Föten hätten ebenso ein Recht darauf, von Schmerzen verschont zu werden wie Tiere.

Ich habe Singer hier sehr ausführlich und so textgetreu wie möglich referiert. Dies um der Leserin, dem Leser selbst die Möglichkeit zu geben, darüber zu urteilen, ob die nun folgende — zugegebenerweise ironische — Deutung der Singerschen Thesen nicht doch eine in ihnen suggestiv mitvermittelte Botschaft wiedergibt: „Habt ein Herz für die Tiere, und überlaßt eure Embryonen vertrauensvoll der Forschung!“ Ohne Ironie formuliert: Mein Unbehagen an Singers Konzeption rührt daher, daß er mit seinen Argumenten und seiner Sprache mehr den Interessen der Humanbiologen und der Genforschung Ausdruck verleiht als dem Standpunkt einer universalen Moral. Diese Sichtweise liegt ihm als Direktor eines Zentrums für Human- und Bioethik, das einem großen biomedizinischen Forschungszentrum assoziiert ist, und als Redner auf einem Kongreß für Humangenetik natürlich nahe. Aber als Philosoph sollte er sich und seiner Leserschaft klarer eingestehen, wessen Sprache er spricht.

Warum das, was der empfindenden Kreatur Recht sein mag, dem Anspruch verantwortlichen menschlichen Handelns nicht genügen kann.

„Was du nicht willst, daß man dir tu“, das füg auch keinem anderen zu.“ Diese Maxime, in der moralphilosophischen Diskussion „Goldene Regel“ genannt, zielt auf einen entscheidenden Gedanken unserer moralischen Intuition, auf die Norm der Reziprozität. Daß diese Regel im Umgang mit Tieren nicht gelten kann, bemerkt Singer ganz zu recht, und sieht darin zugleich einen Beweis für die moralische Zweitrangigkeit des Prinzips der Gegenseitigkeit, das er am Beispiel jener Moraltheorien, die von der Idee eines „Sozialvertrags“ ausgehen, zurückweist. „Wenn ich weit draußen surfe und ein Hai greift mich an, dann hilft

mir meine Rücksichtnahme gegenüber Tieren nichts; ich werde mit derselben Wahrscheinlichkeit gefressen wie der nächste Surfer, obwohl der vielleicht jeden Nachmittag damit verbringt, von seinem Boot aus auf Haie zu schießen. Weil sich Tiere nicht nach der Regel der Gegenseitigkeit verhalten können, stehen sie nach dieser Auffassung außerhalb der Grenzen des moralischen Vertrags.“¹³

Weil Singer seine Leserschaft schon in den vorangegangenen Abschnitten davon überzeugt zu haben meint, daß das Kriterium der Empfindungsfähigkeit die einzig relevante Frage der moralischen Beurteilung von Handlungen ist, meint er, wieder unter Heranziehung eines Beispiels von tierischem Verhalten, das Gegenseitigkeitsprinzip rasch aus der Diskussion ziehen zu können.

In der Gemeinde der im angelsächsischen Raum dominierenden individualistischen und utilitaristischen Ethik kann er dafür mit Zustimmung rechnen. Aber es gibt auch andere Traditionen moralphilosophischer Reflexion, aus deren Sicht sich die Schwächen und die Fatalitäten von Singers moralphilosophischer Position gerade aus seiner Blindheit für die intersubjektive, die soziale Struktur moralischen Handelns und moralischen Bewußtseins ergeben.¹⁴

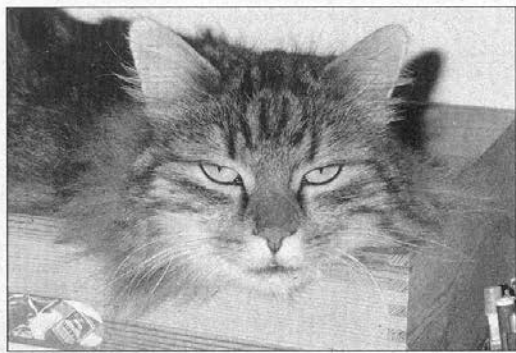
Als Subjekt moralischer Handlungen in Frage zu kommen heißt wesentlich, Antworten zu können und die Fähigkeit der Verantwortlichkeit zu haben.¹⁵ Es heißt, ein moralisch relevantes „alter ego“ oder, ohne Fachausdruck gesagt, ein „Du“ zu sein, also jemand, der von jemand anderen als ein Wesen mit gleicher Würde, gleichen Rechten und gleichen Pflichten angesehen und anerkannt wird. In diesem Sinne entspricht es dem Common Sense, daß Tiere im Rahmen solcherart moralischen Handelns zwar bestimmte Rechte haben, ohne selbst jemals als moralisch Handelnde gelten zu können. Mit anderen Worten: Tiere können Objekte, Themen moralischen Handelns und Urteilens sein, nicht aber Subjekte. Singer versäumt es, hinsichtlich seines Kriteriums moralischer Relevanz zu klären, ob es sich auf Tiere oder andere personähnliche Wesen als Objekte oder Subjekte moralischen Handelns bezieht. Aus eben diesem Grund meint er, daß es zwischen Tieren und Menschen keinen aus

Subjekt und alter ego moralischen Handelns zu werden. Aber gerade hier liegt — jedenfalls meiner Ansicht nach — die entscheidende Schwelle zur Moral, wobei zugestandenermaßen klar ist, daß sie ohne Empfindungs- und Bewußtseinsfähigkeit, worauf Singer so viel Wert legt, nicht überschritten werden kann. Ob ein menschliches Wesen die Schwelle der Personwerdung überschreitet, hängt aber nicht allein von seiner neurophysiologischen Entwicklung, sondern wesentlich davon ab, ob es von der Gemeinschaft, in die es hineingeboren wird oder werden soll, als *relevanter Anderer* angenommen wird. Personwerdung heißt also immer auch, von relevanten Anderen als alter ego angesprochen zu werden, auf die das heranwachsende Individuum Antworten kann, und die sich ihm gegenüber verantwortlich fühlen und zeigen.

Selbst- oder Personwerdung beruht so gesehen auf intersubjektiver Anerkennung, gleichviel, ob man diesen Vorgang theologisch begründet sehen will oder lediglich sozialphilosophisch oder anthropologisch analysiert. Jedenfalls gehören die grundlegenden Fakten der Soziogenese von Selbstbild und Sprache sosehr zum Kanon philosophischen Wissens, daß es wirklich erstaunlich ist, daß manche Richtungen der Moralphilosophie davon nicht Kenntnis nehmen. Viele Fragen, die durch die Kontroverse um Singer in einer fragwürdigen und nicht selten fahrlässigen Weise in letzter Zeit (wieder) aktualisiert worden sind, etwa die Frage, ob es „unwertes Leben“ gibt, würden sich in *dieser* Weise nicht stellen, hätte Singer seine Überlegungen in den Rahmen einer Ethik der Reziprozität, der Solidarität und der Verantwortung gestellt.

Singer wählt für seine Praktische Ethik einen engeren, und wie er offenbar meint, einen methodisch eleganteren theoretischen Rahmen. (Daß sich in diesem Rahmen unsere diversen gefiederten und vierbeinigen Freunde gut ausmachen, sei unbestritten.) Singers Denken bewegt sich auf der durch Präzision beeindruckenden Linie eines berechenbaren Kalküls, das dem Denken der biomedizinischen Expertenschaft gut entspricht. Statt sich als ihr Anwalt offen zu bekennen, versteckt er sich in dem schon mehrmals zitierten Vortrag zum sie-

7
ihrer Zugehörigkeit zu einer biologischen Gattung zu begründenden Unterschied bezüglich ihrer moralischen Relevanz gibt. Obwohl das zu trifft, gilt doch, daß sich Tiere und Menschen hinsichtlich ihrer *Moralfähigkeit* unterscheiden, nämlich hinsichtlich der Möglichkeit,



benten internationalen Kongreß für Humangenetik in Berlin 1986 mit dem hochprofessionellen Titel: „Ethische Probleme reproduktiver Alternativen für die genetische Indikation“ hinter einem Voltaire-Zitat.

Singer stellt die Geschichte vom guten Brahmanen, die Voltaire in der zitierten Episode erzählt, an das Ende seines Vortrags: Der gute Brahmane hat ein wohlgeordnetes, ehrliches Leben geführt und stets nach Weisheit gestrebt, aber er ist am Ende seines Lebens unglücklich und wünscht, niemals geboren zu sein, während die einfältige alte Bettlerin, die vor der Tür seines Hauses sitzt, glücklich ist, wenn sie ab und zu ein wenig Wasser aus dem Ganges erhält, um sich damit zu waschen. Auf die Frage hin, ob er lieber entweder weise und unglücklich oder dumm und glücklich sein wolle, antwortet der Brahmane, daß er solchem Glück die Weisheit vorziehe.

Wenn es schon so schwer sei zu entscheiden, ob es besser ist, weise oder glücklich zu sein, wie könne man dann — so fragt Singer abschließend im Blick auf das Unternehmen der Humangenetik — überhaupt entscheiden, wie positives „genetic engineering“ aussehen könnte? Peter Singer braucht sich darüber den Kopf nicht zu zerbrechen; das tun die Humangenetiker, die Biomediziner und die Biotechnologen, denen er hinsichtlich ihrer Ambitionen in der Embryonenforschung soeben die moralische Unbedenklichkeitsbescheinigung ausgestellt hat, schon selber. Zu unser aller Wohl. Das würde jedenfalls jener Dr. Pangloss in Voltaires Candide behaupten, der mit seinen trügerischen Versprechungen einer „besten aller möglichen Welten“ im Namen der Vernunft den unvermeidlichen Widerpart des guten Brahmanen verkörpert.

Hätte Singer seinen Voltaire gründlich gelesen, wäre ihm sicher nicht entgangen, mit welcher beiführenden Spott Voltaire den Fanatismus totaler Weltverbesserung kritisiert, der zu seinen Zeiten dabei war, aus den Glauben an Vernunft und Wissenschaft eine neue Religion zu machen. Er hätte aus der Episode vom guten Brahmanen den Schluß gezogen, daß die Fahrt ins utilitaristische Glück für den, der vor seinen Wagen unbedenklich die schnellen Rosse der neuen Biowissenschaften spannt, sehr leicht ihr Ziel verfehlen könnte.

Nach all dem Gesagten jedoch — um in Voltaires Gedankenwelt zu bleiben — würde Singer einen guten Candide abgeben, der sich angesichts des Zynismus eines Dr. Pangloss' in seiner ganzen Ahnungslosigkeit noch recht sympathisch ausnimmt.

Anmerkungen:

1) Helga KUHS/Peter SINGER: Ethical Issues in Reproductive Alternatives for Genetic Indications. Manuskript eines Vortrags vom 7. Internationalen Kongreß für Humangenetik, Berlin 1986, S. 13.

2) ebd., S. 18.

3) SINGER, Praktische Ethik, S. 97

4) Vgl. u.a. Jürgen HABERMAS, Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/M. 1987

5) Diesen Gesichtspunkt hat insbesondere die feministische Ethikdiskussion in Anbacht an die Arbeiten von Carol GILLIGAN besonders gewürdigt. Vgl. Carol GILLIGAN: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, Stuttgart 1986

Julian Schutting

POLLY-MOLLY

Ein paar Jahre nach der Hundegeschichte

Es ist schon etwas ganz Spezielles, der Herr eines Hundes (um nicht zu sagen: über einen Hund zu sein), nämlich von einem Hund zu demjenigen gemacht zu werden, den er anbetet, für allmächtig und allwissend hält und dem er sich trotzdem und deshalb anheimgibt in allem und jedem, und wäre es, daß die Entfernung eines Fremdkörpers ganz schön weh tut — des Herren Ratschluß kennt immer ein Warum, nur für eine Darum-Erklärung reicht nicht immer die gemeinsame Sprache, aber es ist jenem fast in all seinem Tun anzufühlen, daß dies und das eine Notwendigkeit ist, dieses und jenes Vergnügen im Moment nicht gewähren zu können er bedauert, daß er selten zur Demonstration von Macht Freuden verweigert, sondern wenn, dann meistens zu eines Besten!

Es ist etwas ganz Spezielles, als Herr über Leben und Tod sich auf einen Vormund zurückzunehmen, mit einem Lebewesen, das einem schutzlos preisgegeben ist, so umzugehen wie mit einem Gast, der sich wohl fühlen soll, nämlich nicht „wie“ zuhause, sondern zuhause.

Gut getan hat es meinen Arbeiten, mir bei der Arbeit am Schreibtisch von diesem Hund Gesellschaft leisten zu lassen, ungestört (und trotzdem nicht allein) fand ich in eine Kontemplation, die, sofern ich im Nachdenken oder Schreiben einen Fuß auf dem schlafenden Hund hatte wie auf einem Eisbärfell, auch noch gemütlich war, gut getan hat es uns beiden, Unternehmungen außer Haus so zu planen, daß er, längst hätte ich schreiben sollen: sie, wenn irgendmöglich überallhin mitkommen konnte, bald von den meisten gutgeheißen als (ich weiß nicht:) meine bessere Hälfte oder mein blonder Schatten mit guten Manieren und freundlicherem Naturell, wie oft hat sie nicht als ein lebendes „conversation-piece“ allen Beteiligten über stockende Unterhaltungen hinweggeholfen, wenigstens mir langweilige Abendeinladungen kurzweilig gemacht durch ihre Anwesenheit und ihre Freude an den ihr von den Gastgebern heimlich zugesteckten Delikatessen — in Notfällen hat sie begriffen, ich würde so bald wie möglich wieder heimgekehrt sein, hat sich, einsichtiger und vertrauensvoller als so manches Kind, noch vor dem Abschied in ein Vor-sich-hindösen zurückgezogen, so würde die lange Ewigkeit bis zum Uns-wieder-haben bald zu Ende sein (und da man seine Lebensgefährtin, auch wenn sie eine primitive Person ist, nicht gerne verleugnet, haben wir beide diejenigen mit einem kleinen Bannstrahl belegt bzw. aus dem Adreßbuch gestrichen, die durchblicken ließen, daß meine ständige Begleiterin unerwünscht sei — die Welt und die Menschen aus der Hunde-

perspektive kennenzulernen, was sonst als eine Horizonterweiterung! in ihrer Gesellschaft, Carnivals-Tage, Venedig neu kennenzulernen: sie hat mich die Abstrusität der Fassade von San Marco sehen gelehrt, dank einem nie zuvor bemerkten blasierten Gesichtsausdruck.

Wenn dürfte man jemals ein Kind nach den Prinzipien des aufgeklärten Absolutismus regieren, es, wenn gutes Zureden nichts hilft, zwingen zu seinem Glück, auf daß es in mancher Hinsicht nach eines Fagons selbsterwerde? Maßvoll habe ich an dem von vielerlei Ängsten beschädigten, gar nicht mehr jung in meine Obhut übernommenen Hundetier meine pädagogischen Antriebe ausleben dürfen, ihm scheinbar unüberwindliche Ängste überwinden geholfen, manche Angst ihm als ein Teufelsaustreiber genommen dann, wenn zu-viel-G'schichten-machen und Gut-zureden etwa die Furcht vor einem glatten Steinboden vergrößert hätte: ein Schupser aufs Marmoreis, und es ist bewiesen, daß nicht sogleich mitten in einem Saal das Meer oder was-weiß-ich sich auftun wird.

Dank dem Vertrauen, das sie bald zu mir gefunden hatte, aber auch dank einer Unnachgiebigkeit, wie sie schreckhaften Kindern gegenüber wohl unangebracht wäre, hatte ich sie schließlich so weit, ihre wahre Todesangst hinter sich zu lassen und aus Liebe zu mir ins Wasser zu gehen, auch die späteren Male nur mir zuliebe, nämlich ohne unmittelbares Vergnügen an solchen abkühlenden Eskapaden, Wüstenhund, der sie war: diese Angst, auch vor dem kleinsten Gewässer in Gestalt einer Regenlacke oder einer größeren Wasserschlüssel zum Trinken, hätte ich keinesfalls respektieren können, lieber (fast) ein für alle Mal geschlortet und gewimmert, als auf jeder Wanderung, jedem Wienerwald-Spaziergang das Gezitter und Gekeuche, kaum das Bacheschleusen auch nur zu hören ist: wenn Orte des Elementes Wasser nicht zu meiden sind, weil der Herr gern an der Donau sitzt und gern Schinakele fährt, dann gehört elementare Angst oder angeborener Aberglauben ertränkt, man muß sich nicht sein Vergnügen verderben lassen von einem Hundeviech — also doch auch etwas Spezielles, zu beider Bestem seinen Willen durchzusetzen, nämlich mit mehr oder weniger Behutsamkeit und Takt und ohne deplaciertes Mitleid seelische Deformationen zu reparieren und im Geist der Aufklärung wenigstens über die (sagen wir: gestörten) Instinkte eines anderen zu siegen und der einen, die dem Worte Bismarcks getreu: „...sich selbst besiegen ist der schönste Sieg!“ primitivste Natur überwinden hat, überschwinglich zu gratulieren, mit Dank und Stolz nicht müde zu werden der Herzenserfreuung, sooft sie

sich mit eilfertiger und eiligem Getänzel und Getrippel durch seichtes Wasser vor bewundernden Freuden produziert, auch ohne Aufforderung sich der Bedeutsamkeit dieser Wasserkünste bewußt — welch ein Hochgefühl für mich, nicht anders kann dem Vater eines Wunderkindes zumute sein, daß sie zu ihrer Befreiung aus der Abhängigkeit von Urängsten die Initiationsprobe der Durchschreitung von Wasser bestanden hat, als eine Tamina!

Zumindest auf Zeit hat mich meine charmante Apollonia, auch Polly-Molly genannt, vor den intimsten Freunden, zu einem besseren Menschen erzogen, oder hätte ich es jemals auf mich genommen gehabt, auch nur für das Gedeihen eines Blumenstocks verantwortlich zu sein? Sie hat mir sehr schnell beigebracht, mich im Umgang auch mit Menschen nicht nur in Worten zu beherrschen, sondern auch innere Unruhe, heftige Gefühlsbewegungen, Anwandlungen von Schwermut mit Gelassenheit aufzulösen, Training in Seelenheiterkeit, und von der ist mir auch nach dem Ende des von Anbeginn befristeten Zusammenlebens einiges erhalten geblieben.

Dieser Mischlingshund, der aufgrund seiner Vorgeschichte die letzte Scheu auch mir gegenüber nie ganz überwunden hat (vielleicht in einer Vorahnung des Abschieds, der sein müssen wird), und daher nie auf- oder zudringlich war, auch im Allein-sein mit mir immer einen kleinen Respektabstand hielt; der aufgrund seiner Abstammung von verwilderten, herrenlos und frei in Rudeln lebenden hirschenartigen arabischen Hirtenhunde zum Befehlsempfänger nicht geboren war, nichts von der Kunst des Apportierens begriff (und dadurch die Versuchung, ihn durch Dressurspiele zu meinem Zeitvertreib zu schikanieren, erst gar nicht aufkommen ließ), der war mir zugefallen in einer Zeit nie zuvor und nie danach erlebter Herzensnöte und Gefühlsarmut, und er ist mir ein Seelentrost gewesen — seine Zärtlichkeitsbedürfnisse haben mir wohlgetan, jedes ihm Wohl tun und ihm-Schöntun hat mir fühlbar gemacht, daß Zärtlichkeit in mir überdauert hatte, von mir in einem Winterschlaf gehalten, aber mir nicht abgestorben für immer mit einer kurz zuvor mir plötzlich abhandengekommen und bald völlig erstorbenen Liebe — eines Tages, das hast du mich fühlen gemacht, liebe Polly, würde ich wieder fähig sein zu einer neuen Liebe, nicht mehr unwillens, mich niemals wieder zu verlieben! Hilfreich warst du mir, teuer wegen deiner Eigenheiten und des nur dann innigen und liebenden Blicks, wenn du, scheinheiliges Rehaug, bloß an meinem Schinkenbrot mitnaschen wolltest — wie könnte ich mir nach dir einen „eigenen“ Hund anschaffen wollen, nur dich Leihgabe auf Jahr und Tag hätte ich bis zu deinem Tod behalten wollen, und das Schmerzlichste unseres Abschiednehmens war, dir das nicht erklären zu können, auch wenn du es gewiß gespürt hast.

Nicht daß ich sagen wollte, im Zurückschauen auf Lebenszeiten, von denen ich spät gesunden bin, erschiene mir auch an der Weite des Platzes, den du in meinem

Herzen gehabt hast, zu ermessen das Ausmaß des ungesunden Zustandes, in dem ich mich befunden hatte, gottlob nicht zu lange — der Platz, den einem euresgleichen ich heutzutage in meinem Herzen anzubieten hätte, wäre viel kleiner, angemessen einem Hund!

HUNDEDEUTSCH. Muß ich die Wörter und Zeilen verteidigen, aus welchen, wörtlich übernommen, meine Umgangssprache spricht zu meinem Hund; müßte ein Schriftsteller besser für sich behalten, daß so zu Herzen gehende Einfalt und Klugheit sein Beharren auf der ansonsten doch auch mit Kindern gesprochenen Erwachsenensprache sehr bald dahinschmelzen machen hat und daß seiner dann sprachlosen Verliebtheit in die vielsprachige Stummerlsprache der Augen und Ohren als die für ihn einzig richtige Frage- und Antwortsprache, die auch die des Hundes zu übersetzen und zu kommentieren habe, sogleich das zugeflossen ist, was als maßvolle Ablehnung an die Kleinkinder-Sprache in ihre Enkel vernarrter Großeltern und als Anklang an die Redeweise eines puppenspielenden Kindertons der Erwachsenen imitierenden Kindes so stilisierter Schwachsinn ist, daß solch ein Reden, wie selbstverständlich es einem auch über die Lippen kommt, primitive Kunstsprache, zu einem Hundedeutsch verfremdete Mutter- oder Menschensprache bleibt, mag dadurch auch das, was du sagst, an die Privatsprache zärtlich einander zu Kindern verkleinernder Liebender gemahnen?

Aber wie nicht einzusehen ist, warum mit dem lieben Gott lateinisch gesprochen werden sollte, so wenig darf sich die höfliche Anpassung der Sprache an ein kleines Hirn, dem die Welt allzu groß ist, die Freude, besser verstanden zu werden, verderben lassen durch humorlose Skrupel — wie unnatürlich und umständlich nähme sich etwa die Übersetzung der Frage: „Bauchi - Bauchi?“ in die Normalsprache aus, und welch verständnislose Blicke hätte solch ein „sofern du es als Annehmlichkeit empfandest, jetzt von mir an Brust, Ober- und Unterbauch gekraut und daselbst gestreichelt zu werden, müßtest du dich aus der Seitenlage in die Rückenlage drehen, nur so könnte ich dir dies auch für mich vergnügliche Vergnügen bereiten!“ mir eingetragen, während unser schlichtes „Bauchi - Bauchi?“ die wolkenweichen Berührungen vorwegnimmt und so für sie Stimmung macht.

Warum sollte ich nicht, wenn ist meist ohnehin „ein Wasser?“ frage, hin und wieder „Wassi - Wassi!“ sagend mit einer Anspielung an das Geräusch des Trinkens solch einem beschränkten Wesen zu

dem verhelfen, wozu dann längere Zeit keine Gelegenheit ist, ich würde ja auch, wenn dies paßte, „ein Löffel, nur ein Löffel!“ sagen, Überwindung zu etwas ganz Kleinem, mit dem dann der Appetit kommt. Warum nicht „hier sitzen und hier warten“, wenn man selber es sich als Rücksichtnahme auf seine geringen Sprachkenntnisse zu schätzen weiß, daß viele Anderssprachige, deren Land man bereist, in infinitiven Auskünfte geben, statt einem kaum erkennbare Verbformen zuzumuten oder zuzutrauen? Unwiderstehlich die Manier, einsilbigen Hauptwörtern das zärtlich-vokale „i“ anzuhängen, was anfangs ja auch sein pädagogisch Gutes hat — „Wur-sti“, „Hun-di“ ist phonetisch mund- bzw. hirngerechter, „Platzi“ weit mehr eine Einladung als die strikte (und auch so verstandene) Befehlsform „Platz!“, aber eigentlich müßten alle an solche Hunde gerichteten Hauptwort-Worte zärtlich in ein „i“ ausschwingen!

Wer es gerne hört, daß Kinder als ein „Vogel“ oder „Haserl“ angeredet werden, wird mir den kleinen Seelenkitzel nachfühlen, sooft ich meinem Hund „Mausi“, „Katzi“, „Froschi“ zürfe (und dieser mich sogleich ansieht, als hieße er nach dem Tier, das er überdies wäre), Reiz auch solcher Kosenamen die unlösbare Frage, ob die Liebe ihre alogische Natur am besten darin kundtut, daß sie Menschenkinder durch Namensgebung in gleich herzige kleine Tiere verwandelt, oder die ihre eigene Logik noch besser so, daß ihr ein Hund auch noch zu einer „Froschmaus“ und einem „Mäusefrosch“ werden muß, oder, weil er fuchsrot ist, zu einem „Murli“. Aus: J. Schutting, Hundegeschichte (Residenz, 1986).



FLEISCH UND BLUT IM FEMINISTISCHEN KÖRPER

Fleisch

Gretchen Polhemus wurde vom Vorstand der Viehzüchter Nebraskas angeworben, da ihre Erscheinung auf „einzigartige und anziehende Weise ‚The New Beauty of Beef‘ verkörpern würde“.

Nachdem die Country- und Westernsängerin K. D. Lang an der „Fleisch stinkt“-Kampagne der People for Ethical Treatment of Animals teilgenommen hatte, wurde in ihrer Heimatstadt ein Plakat mit dem Text „Ist Fleisch, Lesbe!“ angefertigt.

Harpers Magazine bringt „Meat Couture“ als Schlagzeile. Das Bild zeigt eine überwältigte Frau, die offensichtlich ein Kleid trägt, das aus Fleisch hergestellt ist. „Vanitas: Das Fleisch-Kleid für ein magersüchtiges Albino“, von Jana Sterbak. Als es an einem Mannequin in einer Galerie von Montreal ausgestellt wurde, behielt es dieses am Leib, bis das Fleisch verfaulte.

C. S. Lewis stellt eine Analogie zwischen Striptease und einem Schafkotlet her.¹ Weibliche Körper, totes Tierfleisch und patriarchale Sexualität werden durch diese Beispiele miteinander verbunden. Als Feministinnen müssen wir uns mit einer Reihe von Formen auseinandersetzen, durch welche unsere Körper zum Ort von Unterdrückung gemacht werden, wie Mode und Sexualität; repressive Körperbilder, denen wir uns anzupassen haben, Vergewaltigung und Prügel. Aber ein Aspekt des körperlichen Lebens, des körperlichen Reagierens, des Rollenträgers ethischer Systeme wurde bisher wenig untersucht. Wie sollen wir mit Fleisch umgehen? Nicht mit unserem eigenen, sondern mit dem von Tieren, das wir in unsere Körper aufnehmen, durch ein Konsumritual, das als Fleischessen bezeichnet wird; ein Ritual, das uns bei all dem, was wir über Essen denken und fühlen, die Vorstellung einprägen soll, daß Fleisch Nahrung ist. Worin besteht der Zusammenhang zwischen diesem Fleisch und unserem Fleisch? Ist die Gewohnheit Fleisch zu essen ein gesellschaftliches Konstrukt? Und ist dessen gesellschaftliche Beschaffenheit ähnlich und verwandt der sozialen Bestimmtheit des weiblichen Körpers? Welche Art von Entmachtung wird durch die Zusammenführung von weiblichen Körpern und totem Fleisch zum Ausdruck gebracht? Erinnert das Fleisch der Frauen an totes Fleisch, oder ist es umgekehrt? Welche Entmachtung wird mit dem Verzehr von totem Fleisch durch Frauenkörper erreicht?

Obwohl feministische Theorie aus der Besonderheit der weiblichen Unterdrückung entsteht, zeigt sie manchmal eine Tendenz, den Gegenstand zu vergeistigen, ihn von Fleisch und Blut zu trennen. Wenn der

Gegenstand des Verzehren von Fleisch ist, müssen wir von seiner materiellen Realität sprechen. Norma Benney versucht dies in *All of One Flesh: The Rights of Animals*, wo sie das Leben der Kühe, Schweine und anderer Tiere, deren Fleisch konsumiert wird, beschreibt. Aber wir müssen auch von unserer eigenen physischen Realität sprechen. Was passiert, wenn wir Fleisch in uns aufnehmen?

Der Körper ist ein Ort von Kontrolle und Macht, von Autonomie und Unabhängigkeit, von Lust und Schmerz, von Unterdrückung und Befreiung. Eine Diskussion über das Fleischessen beinhaltet alle diese Aspekte. Intention dieses Artikels ist es, Fleischessen und Vegetarismus in ihrer Bedeutung als Einverleibung für Feministinnen zu untersuchen.

Die feministische Theologin Beverly Harrison stellt mit dem ethischen Konzept von „Körperlichkeit“ die Basis für diese Untersuchung zur Verfügung. Sie schreibt: „Wenn wir — und das ist ein Muß für Feministinnen — mit ‚our bodies ourselves‘ beginnen, wird uns bewußt, daß unser ganzes Wissen — auch unser moralisches — über den Körper vermitteltes Wissen ist.“²

Kann eine feministische „Philosophie der Körperlichkeit“ den Fleischkonsum gutheißen? Stellt die feministische Philosophie einen theoretischen Diskussionsrahmen für die These, daß Menschen einen vegetarischen Körper besitzen, zur Verfügung? Was ist dieses „Körper selbst“, das wir täglich auch durch Essen festlegen und erhalten? Sollte Fleischkonsum nicht als Problem für weibliche Körper und dementsprechend für die feministische Theorie sichtbar gemacht werden?³

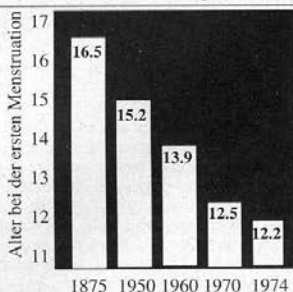
Blut

Das Tier wird festgehalten, betäubt. Das Messer schneidet ihm die Kehle auf. Das Blut strömt aus. Das Herz pumpt das Blut aus der Wunde. 16 Liter Blut verströmt ein Ochse, bevor er stirbt. Mehr als 20 Liter Blut pumpt das Herz einer Kuh aus ihrem Körper, bevor sie stirbt. Ausbluten ist wichtig. Der Verzehr von Fleisch erfordert es. Aber in Gesprächen darüber, daß Essen Lust bedeutet, muß dieses Thema ausgelassen werden. Gespräche über das Thema Essen kreisen um Details, wie etwa „Woher hast du diese Pilze? Welche sind es? Wie hast du sie zubereitet?“ Doch hören wir niemals die anderen Fragen: „Ist dieses Steak von einer Kuh oder von einem Ochsen? Wie wurde das Tier getötet?“⁴ Wieviel Blut hat es verloren vor seinem Sterben? Während jedes Tier ausbluten muß, bevor es gegessen werden kann, fi-

xiert sich unsere Kultur auf eine ganz andere Form des Blutens, das Bluten der Frauen. Ist es nicht erstaunlich zu erfahren, daß unsere Blutungen früher einsetzen, länger dauern und schmerzhafter sind, weil wir Fleisch essen? Wenn wir Fleisch essen, konsumieren wir das Fett der Tiere. Eine Ernährungsweise mit einem hohen Anteil an tierischen Fetten setzt den Beginn der Menstruation herab und schiebt den der Menopause hinaus. Chinesische Frauen, deren Ernährung um 20 Prozent mehr Kalorien enthält, nehmen trotzdem wesentlich weniger tierisches Fett zu sich, mit dem Ergebnis, daß sie zwischen drei und sechs Jahren später als amerikanische Frauen die Menarche erreichen.

Es gab bei Schlächtern den Aberglauben, daß die Anwesenheit einer menstruierenden Frau beim Schlachten von Tieren Schwierigkeiten verursachen würde.⁵ Aber tatsächlich trifft das Umgekehrte zu, wie es so oft bei patriarchalen Mythen der Fall ist: Das Vorhandensein von geschlachtetem Fleisch schafft Schwierigkeiten für die menstruierende Frau. Aber so wie das Blut vom Fleisch getrennt wird, so wird das Verzehren von Fleisch von seinen Auswirkungen auf den Körper der Frau getrennt.

Je mehr tierisches Fett, desto früher der Eintritt in die Pubertät (und umso mehr Krebserkrankungen)



Japanische Mädchen treten wegen ihrer veränderten Ernährung um vier Jahre früher in die Pubertät ein als ihre weiblichen Vorfahren. Seit dem Zweiten Weltkrieg wird ihre traditionelle Reis- und Gemüsekost durch Speisen mit einem wesentlich höheren tierischen Fettgehalt ersetzt.

Quelle: John Robbins, *Diet for a New America*, Walpole 1987, 267.

Körper

Kurz nachdem ich mein erstes Jahr an der Yale Divinity School begonnen habe, kommt eine Freundin, Marie Fortune, von ihrer jährlichen Gesundenuntersuchung

zurück. Sie ist erfreut darüber, daß im Gesundheitszentrum eine Ärztin arbeitet. Ich entscheide mich, auch dahin zu gehen. Als die Ärztin — hinter mir stehend, während ich vor ihr sitze — meinen Nacken untersucht, fühle ich ein kaum wahrnehmbares Stocken. Nachdem sie die Untersuchung abgeschlossen hat, teilt sie mir mit, daß ich einen Knoten an meinem Hals habe. Sie wird versuchen, den Knoten medikamentös zu behandeln, aber falls das nicht zum Erfolg führt, muß er entfernt werden.

Das sind deprimierende Neuigkeiten für mich. Eigentlich bin ich mehr aus feministischen Beweggründen zu der Gesundheitsuntersuchung gegangen, als aus körperlichen Notwendigkeiten oder Befürchtungen. Ohne Zweifel ist es jetzt für mich erschreckend, daß ein Teil meines Körpers nicht in Ordnung ist.

Die medikamentöse Behandlung führt nicht zum Erfolg. Eine Biopsie wird empfohlen. Die Eltern meines Schwagers, die Chiropraktiker sind, legen mir nahe, eine alternative Art der Behandlung zu wählen. Sie geben mir als Lektüre One Answer to Cancer, ein unter Chiropraktikern populäres Buch. Demnach nehmen wir zu viel Protein auf, was unsere Körper belastet und sie mit Krebs reagieren läßt. Sie empfehlen, nach ein Uhr Mittag auf Proteine zu verzichten, sich auf vegetarische Ernährung umzustellen und zehn Mandeln am Tag zu essen. Einiges in diesem Buch kommt mir so seltsam vor, daß ich mir nicht mehr sicher bin, wie weit ich den Empfehlungen trauen soll, aber die Idee, mich vegetarisch zu ernähren, spricht mich an.

Ich bin schrecklich durcheinander. Ich möchte mich ja mit alternativen Methoden heilen, aber ich fürchte mich auch. Was ist, wenn ich wirklich Krebs habe? Wäre es nicht besser, wenn er einfach entfernt wird? Können alternative Methoden wirklich heilen? Ist das wirklich Medizin? Ich bin 21.

Letztendlich entscheide ich mich doch, unter das Messer zu gehen, aber nicht ohne mir vorher zu schwören, daß ich mich in Zukunft mehr mit Ernährung befassen werde. Ich möchte nicht länger meinem Körper gegenüber passiv bleiben. Es reicht einfach nicht, daß mich meine feministischen Instinkte dazu bewegen, zu einer Ärztin zu gehen, sondern meine feministischen Instinkte müssen mich auch meinem eigenen Körper näher bringen.

Wie handeln wir mit uns selbst unser Verständnis der Krankheitsursachen ab? Ich kam zu dem Schluß, daß ich eine Überlebende der Fleischernährung war. Ich weiß, daß es noch andere umweltbedingte Ursachen für Krebs gibt; ich weiß auch, daß es immer noch einige unerforschte Ursachen für Krebs gibt. Ebenso weiß ich, daß Krebs nicht nur eine Krankheit ist, sondern daß dabei ein ganzes Spektrum von Krankheitszuständen zum Ausdruck kommt. Aber, all dieses Wissen kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir das Krebsrisiko erhöhen, wenn wir etwas essen, das wir nicht zu essen brauchen.

Kann frau aber den Interpretationen Über-

lebender trauen? Audre Lorde, die einen Brustkrebs überlebt hat, argumentiert, daß gerade die Überlebenden die ethische Verantwortung, eine tote Kultur als solche zu benennen und sie herauszufordern, annehmen müssen:

„Brust-Krebs und Brust-Amputation sind nicht vereinzelt Erfahrungen, sondern solche, die von tausenden amerikanischen Frauen gemacht werden. Jede dieser Frauen hat eine eigene Stimme, die sie ertönen lassen muß, damit alle gemeinsam zu einem einzigen weiblichen Aufschrei gegen alle vermeidbaren Formen von Krebs und die geheimen Ängste, die diesen fördern, anheben. Diese Worte sollen den Frauen als Ermunterung dienen, ihre Erfahrungen mit Krebs und anderen tödlichen Krankheiten auszusprechen und auszuagieren, denn durch Schweigen haben wir noch nie etwas erreicht. Aber am wichtigsten von allem dabei ist, daß diese Worte die Möglichkeit zur Selbstheilung und den Reichtum des Lebens für alle Frauen deutlich machen.“

Auf welche Art können wir unsere Stimmen gegen vermeidbaren Krebs erheben? Was ist in bezug auf Ernährung „nützlich soziales Wissen“? Die Arbeit von T. Collin Campbell gibt uns darauf eine Antwort. Diese Untersuchung, die die umfassendste Studie darstellt, die jemals zum Zusammenhang von Ernährung und Krankheitsrisiko unternommen wurde, ist auch als Grand Prix der Epidemiologie bezeichnet worden. Die Untersuchung der Eßgewohn-

heiten von 6.500 Chinesen hat gezeigt, daß eine Ernährung, welche die Risiken für Krankheiten erhöht, im wesentlichen von Fleischkonsum und Milchprodukten bestimmt ist.⁷ Ihre vorläufigen Ergebnisse sind folgende:

1. Die Chinesen konsumieren 20% mehr Kalorien als die Amerikaner, aber die Amerikaner essen um 25% fatter. Der Unterschied erklärt sich aus der Form, in der die Kalorien aufgenommen werden. Die Chinesen essen nur ein Drittel des Fettes, das wir verzehren, aber auch die doppelte Menge an Stärke. Somit stammt die Mehrheit ihrer Kalorien von komplexen Kohlehydraten und nicht von Fleischprodukten. Was können wir daraus lernen? Anstelle zu versuchen, den Fettanteil an der Nahrung auf weniger als 30% zu reduzieren — wie es noch in den 80er Jahren empfohlen worden ist —, sollten wir den Anteil noch wesentlich stärker senken. Das Ideal wären 10 bis 15%. Ein hoher Fettkonsum ist aber unvermeidbar, wenn Tierprodukte gegessen werden.

2. Die Überkonsumtion von Proteinen — und speziell von solchen aus tierischem Fleisch — steht mit chronischen Erkrankungen im Zusammenhang. Die Amerikaner konsumieren nicht nur mehr Proteine als die Chinesen (ein Drittel mehr), sondern decken diesen Anteil zu 70% durch Fleischprodukte ab, während bei den Chinesen nur 7% der Proteine von Tieren stammen. Diejenigen Chinesen, die ihre Proteinaufnahme erhöhen — besonders die aus tierischer Herkunft — weisen auch die höchste Rate von Zivilisationserkrankungen auf: Herzbeschwerden, Krebs und Diabetes.

3. Chinesische Cholesterinspiegel sind sehr viel niedriger als unsere, nach Campbell entspricht ihr höchster unserem niedrigsten. Tier- und Milchprodukte erzeugen den hohen amerikanischen Cholesterinspiegel.

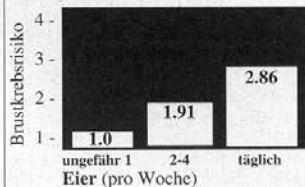
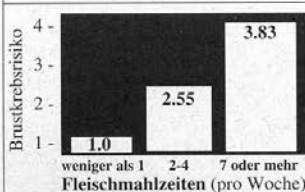
4. Die chinesische Ernährung enthält dreimal mehr diätetische Fasern als die durchschnittliche amerikanische; ausschlaggebend dafür ist die Abhängigkeit der Chinesen von pflanzlicher Nahrung. Die untersuchten Personen mit dem höchsten Faserkonsum hatten den höchsten Eisenreichtum im Blut aufzuweisen.

5. Eine Ernährungsweise mit hohem Fettanteil erhöht auch das Risiko an Brustkrebs, was mindestens eine von vierzehn Frauen betrifft. Campbell weist darauf hin, daß „je früher die Menarche einsetzt, desto höher das spätere Risiko für Brustkrebs ist“. Eine faserreiche vegetarische Kost ohne Milchprodukte scheint am besten gegen Brustkrebs zu schützen. Jane Brody stellt einen fünf- bis zehnfachen Unterschied beim Vergleich der Todesraten zwischen Ländern mit fettreicher und solchen mit fettarmer Ernährung fest, wie es zum Beispiel Japan darstellt.

Körperlosigkeit⁸

Feministinnen kritisieren die Norm einer körperlosen Rationalität, durch welche ethi-

Das Brustkrebs-Risiko einer Frau steigt dramatisch an mit ihrer Aufnahme von Fleisch, Eiern, Käse und Butter



Quelle: John Robbins, Diet for a New America, Walpole 1987, 265.

sche Entscheidungsprozesse in der westlichen Philosophie charakterisiert sind. Genau diese „körperlose“ Rationalität ist es, die die Voraussetzung für die Unterdrückung des weiblichen Körpers schafft — und dessen, was er repräsentiert: Zuwendung, Intuition, Kontingenz, Kontext. Nur auf diese Weise kann das Verzehren von Fleisch als ontologisches, epistemologisches und ethisches Problem unsichtbar bleiben.

Dies geschieht auf verschiedene Weise.

1. Das Denken, das den Körper ausschließt, geht davon aus, daß er ein „Organ von täuschenden Sinnen“ ist. Genauso wenig wie körpervermitteltes Wissen an der ethischen Betrachtung beteiligt ist, sind es Krankheitserfahrungen und der Zusammenhang von Nahrung und körperlichen Beschwerden. So wird die Ernährungsfrage von der medizinischen Betreuung abgetrennt. Lorde und Spence meinen, daß Frau dem eigenen Körper nicht bloß vertrauen, sondern auch lernen muß, wie für ihn zu sorgen ist. Wir versuchen dies, indem wir die Theorie von Jaggar über Somatophobie — Feindlichkeit gegenüber dem Körper — erweitern und jene Ernährung, von der bekannt ist, daß sie uns krank macht und allmählich entmachtet, als Problem mit aufnehmen.

2. Persönliche Beziehungen zu den Objekten werden ausgeschlossen und abstrakte bevorzugt. Nur über persönliche Beziehungen können wir andere Tiere berühren, hören und sehen, und somit können wir auch nur über direkte Verbindungen etwas über ihr Leben, über ihr Fleisch und über ihr Blut erfahren. Die Charakterisierung von „Fleisch-Tieren“ als Maschinen, die in fabriksartigen Betrieben gehalten werden, verwirklicht Descartes Begriff von der „Tier-Maschine“ und bringt mit sich, daß sie als Tiere nicht wahrgenommen werden müssen. Wir müssen uns entweder für den überheblichen oder den liebevollen Blick entscheiden.

3. Emotion wird ausgeschlossen. Wenn Alice Walker ein Steak als „Jammer“ erlebt, dann wird sie sich eines Gefühls bewußt, das sie für ethisch bedeutungsvoll erachtet.

4. Es wird eine geschlechtsspezifische Auslegung von Kultur verstärkt, indem ein Teil der Gegensatzpaare kulturell abgewertet wird: Rationalität/Emotionalität, Geist/Körper, männlich/weiblich, Mensch/Tier. Dieser Dualismus bringt eine willkommene begriffliche Teilung mit sich. Obwohl unsere Körper Tierfleisch (animal flesh) verzehren, erleben wir es nicht so, sondern wir glauben, bloß, „Fleisch“ (meat) zu essen.

Die Ausgrenzung des Körpers aus dem Denken widerspricht den feministischen Prinzipien. Was wir dagegen anerkennen, ist unsere Sinnlichkeit als legitimes Mittel der Erkenntnis und des Wissens. Es scheint, daß die Abstraktion vom Körper notwendig ist, um den institutionalisierten Fleischkonsum tolerieren zu können.

Verkörperung

Ich entscheide mich dafür, Vegetarierin zu werden. Wie ein verurteilter Gefangener esse ich ein letztes Steak. Während ich es esse, denke ich an das Tier, dessen Teil ich mir jetzt gerade einverleibe.

Anschließend nehme ich für eine Woche nur Fruchtsäfte zu mir, da ich glaube, daß die physische Reinigung meines Körpers mich auch auf eine symbolische Neuorientierung vorbereiten wird.

Vegetarismus ist eine Form von körperbestimmter Ethik. Er ist nicht die einzige Form und gewiß nicht ausreichend zur Herausforderung der sozialen Ungerechtigkeit. Aber eine Kritik an sozialem Unrecht, an der Entmündigung von weiblichen Körpern bliebe ohne ihn unzulänglich. Frau erzählt sich, daß es erst infolge der Aufnahme einer Vegetarierin zum Boston's Women's Health Collective für notwendig erachtet wurde, ein Kapitel über Ernährung in das Buch *Our Bodies, Ourselves* einzufügen. Der Vegetarismus stellt in unserer sich entwickelnden „Philosophie der Körperlichkeit“ eine Zäsur dar. Es gibt keine neutrale philosophische Position zum Thema Fleisch und Blut. Schweigen tötet.

Nun könnte angeführt werden, daß ein wesentlicher Aspekt einer körperbestimmten Ethik hier unberührt bleibe: Auf welche Weise setzen wir diese um, und wie wirkt sich dieser Wandel auf die Ökonomie und die Arbeiter/innen aus? Würden wir eine Rebellion gegen Fleischernährung schüren, hätte dies bestimmt einen massiven ökonomischen Wandel in der Landwirtschaft, beim Schlachten und in der medizinischen Behandlung zur Folge. Aber vorerst müssen wir die radikale Veränderung, die bereits im Zusammenhang mit Fleischernährung stattgefunden hat, sichtbar machen: Nachdem die Landwirtschaft Teil eines zusammenhängenden Wirtschaftssystems geworden und dabei in die Hände von relativ wenigen Gesellschaften geraten ist, mußten sich Kleinbauern, um wettbewerbsfähig zu bleiben, von großen Maschinen, industriellen Bearbeitungsmethoden und dementsprechenden Kosten — mit dem Preis der Verschuldung — abhängig machen. Viele gingen dabei bankrott. Um einer wachsenden Nachfrage zu entsprechen, stellen sich nun einige Farmer auf den Anbau von Sojaprodukten um. Zusätzlich hat sich eine Organisation mit dem Namen *Slaughterhouse Workers Alternative Network* (Vereinigung alternativer Schlachthausarbeiter) gebildet. Ihre Ausgangsposition ist, daß sie im allgemeinen lieber andere Arbeiten verrichten würden. Beverly Smith bemerkte dazu gegenüber Andrea Lewis: „Es ist nicht so, daß sie sich entscheiden haben ... ich gehe jetzt und schneide den Hühnern die Gurgel durch, obwohl ich auch die Möglichkeit hätte, College-Professor zu werden. Diese Leute haben eben nicht die Freiheit der Wahl.“

Eine neue körperbestimmte Ethik müßte

mit der in unserer Ontologie enthaltenen Selbstverständlichkeit brechen. Menschen als Fleischesser und andere Spezies als Fleischlieferanten zu sehen. Stammt die ontologische Annahme, daß wir Fleischesser sind, von einer Verbindung männlicher Erfahrung und philosophischer Vorstellungen über die menschliche Natur? Kämpferische Männlichkeit hat das Bild vom menschlichen Raubtier geprägt, das Fleisch braucht, um zu überleben. Mit der Überprüfung der ontologischen Interpretation des Körpers schaffen feministische Philosophinnen den nötigen theoretischen Rahmen für eine genaue Analyse dessen, wie unsere Körper die Tatsache des Fleischkonsums erfahren.

Die Beispiele, die am Anfang dieses Essays angeführt wurden, sind Bilder für die Kontrolle weiblicher Körper. Obwohl es grundsätzlich notwendig ist, über unsere Körper selbst zu bestimmen, wird uns dieses Recht in unserer Kultur nicht gewährt: Wir müssen es uns nehmen. Was wir essen ist sowohl eine der Facetten, wie wir zu unserem Körper stehen, als auch Ausdruck davon, welchen Platz wir uns in der Welt geben. Angesichts einer körperbestimmten Ethik brechen die Dualismen zusammen: Geist/Körper, Ethik/Nahrung, Ernährung/Medizin, menschliche Bedürfnisse/Bedürfnisse der Zuchttiere — alles wird eins. Trotz unserer Wissenszuschreibung als Raubtiere ist der kulturelle Prozeß, der uns als solche erhält, auf die Passivität und die Verneinung unseres Körpers angewiesen. Die Kultur der Körperlosigkeit hat die Bedeutung, die das Fleisch für uns haben soll, definiert. Es liegt nun an uns, den Stellenwert von Fleisch und Blut in feministischen Körpern neu zu bestimmen.

Übersetzt von Maria Dörfler

Aus: *L'Homme*, Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, Böhlau-Verlag, Wien, 2. Jg., Heft 1, 1991.

Anmerkungen

1. C. S. Lewis, *Mere Christianity*, 1952, 75.
2. Beverly Wildung Harrison, *The Power of Anger in the Work of Love*, *Christian Ethics for Women and Other Strangers*, in: Carol S. Robb Hg., *Making the Connections. Essays in Feminist Social Ethics*, Boston 1985.
3. Dieser Artikel baut auf die Ergebnisse meines Buches „*The Sexual Politics of Meat*“ auf, in dem die kulturelle Bedingtheit von Fleischkonsum und dessen Beziehung zu männlicher Dominanz deutlich gemacht werden. Trotzdem ist dieser Text nur eine vorläufige Untersuchung von bestimmten Themen, die noch genauer Betrachtung bedürfen.
4. In „*The Sexual Politics of Meat*“ führe ich aus, daß die sprachliche Erfahrung mit „es“ (it), auf Tiere bezogen, wesentlich zu unserer Unfähigkeit beiträgt, sie als lebende Wesen zu sehen.
5. Man glaubte auch, daß menstrierende Frauen auf bereits geschlachtetes Vieh verheerend wirken könnten. John Eliotson berichtete 1840, daß auch die Meinung verbreitet wäre, „Fleisch würde kein Salz aufnehmen, wenn diese Tätigkeit von einer menstrierenden Frau ausgeführt würde“. 1879 druckte das „*British Medical Journal*“ eine Leserzuschrift zum Thema Fleischverschwendung durch die Berührung einer menstrierenden Frau ab.
6. Audre Lorde, *The Cancer Journals*, Argyle, New York, 10.
7. Ich werde Milchprodukte unter der Bezeichnung Fleischkonsum führen, weil sie ja ein Ergebnis der Fleischzucht darstellen.
8. Im folgenden Abschnitt verwendet die Autorin die Termini „embodiment“ und „disembodiment“, die in der gegenwärtigen feministischen Theorie im englischsprachigen Bereich üblich sind.

PHILOSOPHIE DES VEGETARISMUS

Philosophie des Vegetarismus“ ist ein mehrdeutiger Ausdruck. Verschiedene Menschen werden darunter Unterschiedliches verstehen. Dies vor allem deshalb, weil in diesem Zusammenhang meist falsch, zuwenig oder gar nicht unterschieden wird zwischen Philosophie einerseits und Religion, Esoterik und anderen Bereichen andererseits. Auf Definitionsprobleme wollen wir hier aber nicht näher eingehen. Vielmehr wollen wir es dabei bewenden lassen festzustellen, daß es seit der Antike eine geistige Auseinandersetzung mit dem Vegetarismus, das heißt mit dem Phänomen des Nicht-Fleisch-Essens, gibt — mit unterschiedlicher Akzentuierung und in sehr unterschiedlicher Intensität.

Wenn man die Philosophie des Vegetarismus nun aus der Sicht der Hauptbetroffenen, also aus der Sicht der Tiere, betrachtet und fragt, was sie ihnen genützt hat, so muß man sagen: außerordentlich wenig. Der Grund für diese Folgenlosigkeit liegt in der bereits erwähnten mangelnden Unterscheidung zwischen Philosophie, Religion, Esoterik usw.: Lehren und Einstellungen, die mit einem bestimmten Glauben verknüpft sind, sind in ihrer Wirksamkeit auf diejenigen beschränkt, die diesen Glauben teilen. Wer, um ein Beispiel zu nennen, den Vegetarismus aus der Seelenwanderung begründet und rechtfertigt, der wird denjenigen nie überzeugen, der an die Seelenwanderung nicht glaubt. Aus diesem Grund hat sich die Philosophie des Vegetarismus über Jahrtausende hinweg nicht aus ihrer praktischen Folgenlosigkeit und ihrem sprichwörtlichen Sektierertum befreien können.

Hinzu kommt: Wer in seinem Denken und Argumentieren Gefangener seines Glaubens bleibt, kann vor allem denjenigen nicht überzeugen, der den entgegengesetzten Glauben hat. Wer gefühlsmäßig von der Falschheit des Fleischessens überzeugt ist, kann und wird denjenigen niemals beeindrucken, der gefühlsmäßig von der Richtigkeit des Fleischessens überzeugt ist. Zwischen verschiedenen Glaubensrichtungen gibt es eben letztlich keine realistischen Überzeugungsmöglichkeiten, sondern lediglich vage Bekehrungshoffnungen.

Historische Wende

Die durch Jahrtausende währende Sprach- und Folgenlosigkeit der Philosophie des Vegetarismus hat Mitte der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts eine historische Wende erfahren, deren Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann. Seit dieser Zeit gibt es nämlich eine rationale Diskussion

über den moralischen Status von Tieren und damit auch über die Richtigkeit oder Falschheit des Vegetarismus. Dadurch erhält die Auseinandersetzung mit dem Vegetarismus und mit der Mensch-Tier-Beziehung allgemein eine völlig neue Dimension:

Erstens werden Widersprüche zwischen verschiedenen Lehrmeinungen nun rational diskutierbar und damit, zumindest potentiell, auch rational lösbar — während man sich früher völlig sprach- und verständnislos gegenüberstand.

Und zweitens ist es mit der bisherigen, quasi zweistufigen Ethik nun ein für alle Mal zu Ende. Bis Mitte der siebziger Jahre gab es eine „offizielle“ Ethik, für die es überhaupt keine Frage war, daß ihr Gegenstand der Mensch und nur der Mensch ist. Und daneben gab es so etwas wie eine Untergrundethik, die sich mit unserem Umgang mit Tieren befaßte. Diese Tierethik stand von jeher im Verdacht, etwas von Spinnern für Spinner zu sein — was in der Tat nicht selten zutrifft.

Diese Zwei-Klassen-Ethik — eine Hauptethik für die Menschen und eine Nebenthik für die Tiere — ist nun zu Ende. Jetzt gibt es eine Ethik für Menschen und Tiere. Jetzt gibt es ethische Theorien, die den richtigen Umgang mit Menschen und Tieren zum Gegenstand haben. Kurz: Jetzt werden moralische Fragen in bezug auf Menschen und Tiere mit einem ethischen Maßstab bewertet und behandelt.

Ursache und Motor für diese Wende ist die sogenannte Tierrechtsbewegung. Den Beginn dieser Bewegung markiert das im Jahre 1975 erschienene Buch „Animal Liberation“ von Peter Singer. Der Titel dieses Buches (deutsch 1982: „Befreiung der Tiere“) illustriert zugleich Programm und Ziel der ganzen Tierrechtsbewegung: Unser heutiger Umgang mit Tieren entspricht moralisch dem Umgang der Weißen mit den Negerklaven. Und die Befreiung der Tiere ist heute ebenso wichtig, richtig und notwendig, wie es einst die Befreiung der Sklaven war.

Neben Peter Singer ist Tom Regan der prominenteste Vertreter dieser neuen Bewegung, die bis jetzt fast ausschließlich im englischsprachigen Raum wirksam war, die aber nun auch bei uns immer mehr an Bedeutung gewinnt. Singer und Regan stehen jeweils für ein bestimmtes philosophisches Konzept im Rahmen der Tierrechtsbewegung. Singer argumentiert mit dem Gleichheitsprinzip, Regan damit, daß sowohl Menschen als auch Tiere Rechte zuerkannt werden müssen.

Inzwischen gibt es — ausgehend von diesen beiden Grundkonzepten und wiederum vor allem im englischen Sprachraum —

eine umfangreiche Literatur und eine lebhaft diskutierte über den moralischen Status von Tieren. Entscheidend an dieser Diskussion sind drei Aspekte, die gleichzeitig den Unterschied zum traditionellen Tierschutz, wie wir ihn im deutschsprachigen Raum kennen, deutlich machen:

— Diese Diskussion über unsere moralischen Pflichten gegenüber Tieren wird nicht nur in kleinen Vereinen und in esoterischen Grüppchen geführt, sondern auch in der breiteren Öffentlichkeit.

— Diese Diskussion wird auch und vor allem auf universitärer Ebene geführt.

— Diese Diskussion hat reale Konsequenzen zugunsten der Tiere. Ohne jede Übertreibung kann man sagen, daß die Philosophie der Tierrechtsbewegung für die Tiere ungleich mehr erreicht hat als alle Tierschutzinitiativen der vorangegangenen zwei Jahrtausende zusammen.

Gleichheitsprinzip

Um die Philosophie der Tierrechtsbewegung in ihrem Stellenwert und in ihrer Durchschlagskraft zu veranschaulichen, soll im folgenden das Gleichheitsprinzip herausgegriffen und näher erläutert werden. Da dieses Prinzip immer wieder Anlaß für fatale Mißverständnisse ist, wollen wir gleich mit den beiden häufigsten Mißverständnissen beginnen, um von vornherein klarzustellen, was das Gleichheitsprinzip nicht ist.

• Das Gleichheitsprinzip behauptet nicht, daß die Menschen gleich sind: Angesichts der vielfältigen und augenfälligen Unterschiede zwischen den Menschen wäre es auch völlig absurd, eine solche Behauptung aufzustellen. Natürlich sind die Menschen nicht gleich. Es gibt alte und junge, gesunde und kranke, extravertierte und introvertierte Menschen.

Ebensowenig behauptet das Gleichheitsprinzip, daß Menschen und Tiere gleich sind. Menschen und Tiere sind ebensowenig gleich wie die Menschen untereinander gleich sind.

• Das Gleichheitsprinzip fordert nicht, daß die Menschen gleich behandelt werden: Da die Menschen nicht gleich sind, brauchen sie auch nicht gleich behandelt zu werden. Sie haben jeweils unterschiedliche Interessen, die eine unterschiedliche Behandlung erfordern und rechtfertigen. So brauchen etwa Altersheiminsassen keine Sandkiste zum Spielen, während andererseits Kinder keinen Fahrstuhl in den ersten Stock brauchen.

Ebensowenig und aus dem gleichen Grund fordert das Gleichheitsprinzip, daß Menschen und Tiere gleich behandelt werden sollen: Menschen und Tiere haben wie

verschiedene Menschen unterschiedliche Interessen, die eine unterschiedliche Behandlung erfordern. So brauchen Tiere zum Beispiel kein Wahlrecht und keine Religionsfreiheit, während andererseits Menschen mit Katzenbäumen und Hundeknochen nicht viel anfangen können.

Kurz: Das Gleichheitsprinzip fordert weder, daß verschiedene Menschen gleich behandelt werden, noch daß Menschen und Tiere gleich behandelt werden, weil sowohl verschiedene Menschen als auch Menschen und Tiere unterschiedliche Interessen haben.

• Was das Gleichheitsprinzip hingegen fordert, ist dies: Wo und soweit Menschen und Tiere ähnliche Interessen haben, da sollen diese ähnlichen Interessen auch gleich berücksichtigt werden. Also: Wo verschiedene Menschen ähnliche Interessen haben, da müssen wir diese ähnlichen Interessen auch gleich berücksichtigen, das heißt, ihnen das gleiche moralische Gewicht verleihen. Und wo Menschen und Tiere ähnliche Interessen haben, da müssen wir ebenfalls diesen ähnlichen Interessen das gleiche moralische Gewicht verleihen:

Weil alle Menschen ein Interesse an angemessener Nahrung und Unterkunft haben, müssen wir dieses Interesse auch bei allen Menschen in gleichem Maße berücksichtigen. Und weil sowohl Menschen als auch Tiere leidenschaftlich sind, müssen wir das Interesse, nicht zu leiden, bei Menschen und Tieren gleich berücksichtigen, das heißt gleich ernst nehmen. Und so weiter.

14 Rassismus und Sexismus

Die gesellschaftliche und politische Bedeutung des Gleichheitsprinzips liegt nun vor allem darin, daß sich mit ihm konkret zeigen läßt, daß und warum bestimmte kollektive Diskriminierungen falsch sind. So kann man mit Hilfe des Gleichheitsprinzips zum Beispiel zeigen, daß und warum Rassismus falsch ist.

Nehmen wir die rassistische Diskriminierung von Schwarzen durch Weiße. Schwarze Amerikaner erzielen bei Intelligenztests im Durchschnitt schlechtere Ergebnisse als weiße Amerikaner. Was immer nun aber die Ursache für dieses schlechtere Abschneiden der Schwarzen sein mag, es ändert nichts daran, daß Schwarze und Weiße im wesentlichen (durchschnittlich) die gleichen Interessen haben. Denn die wichtigsten menschlichen Interessen — das Interesse, befriedigende persönliche Beziehungen zu anderen zu haben, angemessene Nahrung und Unterkunft zu haben, Schmerzen zu vermeiden, unsere Fähigkeiten zu entfalten, unsere Pläne ungestört zu verwirklichen usw. — werden von Intelligenzunterschieden überhaupt nicht berührt.

Rassisten treten aber für eine räumliche Trennung, zumindest für eine soziale Andersbehandlung (insbesondere in bezug auf die Bildungschancen) der Schwarzen ein, die zur Folge hat, daß die Interessen der Schwarzen weniger befriedigt werden als

die ähnlichen Interessen der Weißen. Mit anderen Worten: Rassisten setzen Handlungen, bei denen die ähnlichen Interessen von Schwarzen und Weißen nicht im gleichen Maße berücksichtigt werden. Deshalb ist Rassismus falsch.

Auf ähnliche Weise läßt sich mit Hilfe des Gleichheitsprinzips auch zeigen, daß und warum Sexismus falsch ist. Die wichtigsten, aufgrund von Tests festgestellten psychischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind, daß Frauen eine größere Sprachfähigkeit haben, während Männer größere mathematische Fähigkeiten zu haben scheinen; darüber hinaus sind Männer aggressiver als Frauen. Was immer aber auch die Ursachen für diese Unterschiede zwischen Männern und Frauen sein mögen, diese Unterschiede ändern nichts daran, daß Männer und Frauen im wesentlichen (durchschnittlich) die gleichen Interessen haben. Denn die wichtigsten menschlichen Interessen (siehe oben) werden von unterschiedlich ausgeprägter Aggressivität ebensowenig betroffen wie von unterschiedlich ausgeprägten sprachlichen und mathematischen Fähigkeiten.

Sexisten treten aber für eine generelle Andersbehandlung (zumindest und insbesondere in bezug auf Ausbildung und Berufswahl) von Männern und Frauen ein, die zur Folge hat, daß die Interessen der Frauen weniger befriedigt werden als die ähnlichen Interessen der Männer. Mit anderen Worten: Sexisten setzen Handlungen, bei denen die ähnlichen Interessen von Frauen und Männern nicht in gleichem Maße berücksichtigt werden.

Rassismus und Sexismus sind Verstöße gegen das Gleichheitsprinzip: Die ähnlichen Interessen von Schwarzen und Weißen bzw. von Frauen und Männern werden nicht in gleichem Maße berücksichtigt bzw. ernst genommen. Der Rassist sagt: „Weil du eine andere Hautfarbe hast, zählen deine Interessen weniger.“ Und der Sexist sagt: „Weil du zum anderen Geschlecht gehörst, zählen deine Interessen weniger.“ Und genau dies ist das Skandalöse und Irrationale an Rassismus und Sexismus: Als Kriterium für die moralische Diskriminierung, für die moralische Benachteiligung wird eine Eigenschaft herangezogen, die moralisch überhaupt nicht relevant ist: die Hautfarbe bzw. das Geschlecht.

Speziesismus

Mit Hilfe des Gleichheitsprinzips läßt sich aber nicht nur konkret veranschaulichen, warum Rassismus und Sexismus falsch sind. Anhand des Gleichheitsprinzips kann auch gezeigt werden, daß sich unser Umgang mit Tieren auf derselben ethischen Ebene befindet wie Rassismus und Sexismus — und deshalb ebensowenig zu rechtfertigen ist wie diese. In Anlehnung an Rassismus und Sexismus spricht man von Speziesismus, wenn die Vernachlässigung von Interessen damit begründet wird, daß die betreffenden Lebewesen einer anderen Spezies, also einer anderen biologischen Art, angehören.

Der menschliche Umgang mit Tieren entspricht weitgehend einem solchen Speziesismus. Der Speziesist sagt: „Weil du zu einer anderen Art gehörst, zählen deine Interessen weniger.“ Wie bei Rassismus und Sexismus wird auch hier beim Speziesismus als Rechtfertigung für die moralische Benachteiligung eine Eigenschaft herangezogen, die in Wirklichkeit moralisch völlig bedeutungslos ist, eben die Zugehörigkeit zu einer bestimmten biologischen Art.

Der Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip ist beim Speziesismus sogar noch eklatanter als bei Rassismus und Sexismus. Bei Rassismus und Sexismus werden nämlich in der Regel die ähnlichen Interessen von Schwarzen bzw. von Frauen vernachlässigt. Beim Speziesismus, also bei unserem Umgang mit Tieren, haben wir es hingegen meist mit Praktiken zu tun, bei denen die größeren Interessen von Tieren vernachlässigt werden.

Nehmen wir als Beispiel zwei typische speziesistische Praktiken: das Pelztragen und den Stierkampf. Hier stehen sich existentielle tierliche Interessen und vergleichsweise geradezu läppische und lächerliche menschliche Interessen gegenüber. Bei den betroffenen Tieren geht es schlicht um alles, während es bei den betroffenen Menschen lediglich um ihre Eitelkeit und ihren „Spaß“ geht. Wir haben es beim Stierkampf mit Praktiken zu tun, bei denen die größeren tierlichen Interessen den kleineren menschlichen Interessen geopfert werden.

Davon, daß hier menschliche und tierliche Interessen die gleiche Rolle spielen bzw. gleich berücksichtigt werden, kann also nicht im entferntesten die Rede sein. Vielmehr haben wir es beim Pelztragen und beim Stierkampf ganz offensichtlich mit geradezu himmelschreienden Verstößen gegen das Gleichheitsprinzip zu tun.

Wir wollen uns nun noch einmal alle drei Verstöße gegen das Gleichheitsprinzip vergegenwärtigen — Rassismus, Sexismus und Speziesismus — um deren gemeinsame Grundlage besser veranschaulichen zu können. Was also ist denn nun das eigentliche Falsche an Rassismus, Sexismus und Speziesismus? Was ist denn verkehrt an der Sklaverei, an der Unterdrückung von Frauen und an der Ausbeutung von Tieren? Falsch ist, daß hier ein biologisches Merkmal — Rasse, Geschlecht oder Artzugehörigkeit — herausgegriffen wird und zur Grundlage einer moralischen Diskriminierung gemacht wird: „Weil du eine schwarze Haut hast, dürfen wir dich als Sklaven halten“; „Weil du eine Frau bist, brauchst du kein Wahlrecht“; „Weil du zu einer anderen Art gehörst, können wir dich für triviale Zwecke einsperren, quälen und umbringen“.

Das Falsche, das Willkürliche, das Irrationale ist in allen drei Fällen das gleiche: Es wird eine moralische Bewertung vorgenommen aufgrund eines Merkmals, das moralisch völlig bedeutungslos ist. Hautfarbe, Geschlecht und Artzugehörigkeit sind gleichermaßen untaugliche Kriterien für eine moralische Bewertung.

Diese Erkenntnis ist im übrigen gar nicht neu. Der berühmte englische Philosoph Jeremy Bentham hat bereits vor über 200 Jahren die prinzipielle Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit von Rassismus und Speziesismus erkannt:

Die Franzosen haben bereits entdeckt, daß die Schwärze der Haut (der Sklaven, H. F. K.) kein Grund dafür ist, jemanden schutzlos der Laune eines Peinigers auszuliefern. Es mag der Tag kommen, da man erkennt, daß die Zahl der Beine, der Haarwuchs oder das Ende des os sacrum gleichermaßen unzureichende Gründe sind, ein fühlendes Wesen demselben Schicksal zu überlassen. ... Die Frage ist nicht: können sie denken? oder: können sie sprechen?, sondern: können sie leiden?

Und der jüdische Nobelpreisträger Isaac Bashevis Singer schreibt zu Recht: „Wo es um Tiere geht, wird jeder zum Nazi... Für die Tiere ist jeden Tag Treblinka.“ Das Gleichheitsprinzip macht sichtbar, daß der Umgang des Menschen mit Tieren moralisch ebenso fragwürdig ist wie der Umgang des Rassisten und Sexisten mit Schwarzen bzw. mit Frauen. Und, unter welchem Gesichtspunkt man es auch immer betrachtet: die Überwindung des Speziesismus, die Befreiung der Tiere, steht anderen Befreiungsbewegungen hinsichtlich Bedeutung und Stellenwert in nichts nach:

Wenn wir von der Zahl der Betroffenen ausgehen, so ist die Befreiung der Tiere wichtiger als jede vorangegangene Befreiungsbewegung: Keine Gruppe unterdrückter Menschen erreichte je auch nur annähernd die Zahl der Tiere, die vom Menschen jährlich gequält und umgebracht werden.

Und wenn wir von dem Maße ausgehen, in welchem die Interessen der Betroffenen berührt werden, so ist die Überwindung des Speziesismus wiederum von außerordentlicher Wichtigkeit: Weder Frauen noch Schwarze noch irgendeine andere Gruppe von Menschen wurden oder werden in dem Maße routinemäßig in so fundamentaler Weise ihres Wohlbefindens beraubt, wie dies bei den Milliarden von Tieren der Fall ist, die jährlich systematisch gefoltert und buchstäblich am laufenden Band umgebracht werden.

Speziesismus befindet sich logisch und ethisch auf derselben Ebene wie Rassismus und Sexismus und ist deshalb ebenso wenig zu rechtfertigen wie diese. Und, so wie wir in der Vergangenheit langsam, aber sicher eingesehen haben, daß Rassismus und Sexismus falsch sind, so besteht der nächste notwendige und konsequente Schritt darin, den Speziesismus als falsch und irrational zu erkennen und zu überwinden.

Vegetarismus

Speziesismus ist also jené menschliche Grundhaltung, die unser Verhalten gegenüber Tieren bestimmt. Diese Grundhaltung, die uns dazu führt, die Interessen von Tieren zu vernachlässigen und nicht

wirklich ernst zu nehmen, manifestiert sich auf unterschiedlichste Weise. Zum Beispiel in der Pelztierzucht, im Stierkampf und in anderen „Spielen“, in Tierversuchen, in Zoologischen Gärten — und: im Fleischessen.

Speziesistische Praktiken lassen sich, wie wir gesehen haben, dadurch charakterisieren, daß bei ihnen größere tierliche Interessen kleineren menschlichen Interessen geopfert werden. Genau dies ist auch bei der menschlichen Gewohnheit, Fleisch von Tieren zu essen, der Fall: Praktisch alle Interessen der betroffenen Tiere werden einem einzigen Interesse des Menschen geopfert, nämlich dem Interesse, ein bestimmtes Geschmackserlebnis zu haben. Hinzu kommt, daß hier die Interessen der Tiere meist lebenslang mit den Füßen getreten werden (im übertragenen wie im buchstäblichen Sinne), während es sich bei dem angestrebten Geschmackserlebnis des Menschen um ein sehr kurzfristiges Phänomen handelt. Beim Fleischessen wird also ein kurzer menschlicher Gaumenkitzel mit lebenslangem tierlichem Leiden erkaufte. Fleischessen ist daher nicht nur ein eindeutiger, sondern vor allem auch ein extremer Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip.

Fleischessen ist, wie wir gesehen haben, eine speziesistische Praktik unter vielen. Dennoch aber ist unsere Gewohnheit, tote Tiere zu essen, nicht irgendeine Manifestation des Speziesismus, sondern in mehrfacher Hinsicht die speziesistische Praktik schlechthin:

Fleischessen ist die quantitativ bedeutendste speziesistische Praktik: Allein in den USA werden für die menschliche Ernährung täglich 14 Millionen Tiere geschlachtet. Das sind im Jahr 5 Milliarden Tiere. Zählt man Fische hinzu — und es gibt keinen vernünftigen Grund, dies nicht zu tun — so ergibt sich eine Zahl von

mehreren Billionen Tieren, die jährlich allein in den USA umgebracht werden. Damit ist das Töten von Tieren für menschliche Ernährungszwecke die zahlenmäßig schwerwiegendste Ausbeutung von Tieren durch den Menschen.

Fleischessen ist die biographisch früheste speziesistische Praktik: Mit dem Fleischessen beginnen wir in einem Alter, in dem wir noch gar nicht begreifen, daß das, was wir essen, tote Tiere sind. Anders wäre es auch überhaupt nicht möglich, Kinder zum Fleischessen zu bewegen: Kein Kind — es sei denn, es wäre ausgesprochen schwachsinzig oder ein ausgewachsenes Monster — wäre dazu zu bringen, die Leichen genau jener Wesen zu verspeisen, die zu lieben, lieblosen, streicheln und beschützen es andauernd (von Eltern, Geschwichten und Bilderbüchern) ermuntert, ermahnt und gelehrt wird.

Fleischessen ist die psychologisch wichtigste speziesistische Praktik: In bezug auf das Fleischessen, das heißt in bezug auf die Frage, ob wir Fleisch essen wollen bzw. sollen oder nicht, haben wir nie eine eigene freie Entscheidung aufgrund richtiger und vollständiger Informationen getroffen. Vielmehr wurde diese Gewohnheit in uns verankert, bevor wir sie bewußt ablehnen oder akzeptieren konnten. Mit anderen Worten: Zum Fleischessen wurden wir dressiert bzw. konditioniert.

Und Fleischessen konditioniert seinerseits zum Speziesismus. Fleischessen ist die psychologische Grundlage für alle speziesistischen Praktiken. Fleischessen ist das Fundament für die speziesistische Grundhaltung. Denn: Wenn wir erst einmal innerlich akzeptiert haben, daß wir leistungsfähige Lebewesen für so banale Zwecke wie unsere Geschmacksvorlieben quälen und umbringen, dann akzeptieren wir auch jede andere, noch so frivole Ausbeutung von Tieren.



ABSCHIED

Bemerkungen zum Thema Tod und Trauer um Haustiere

Ein wesentlicher Indikator dafür, welchen Stellenwert Heimtiere in unserer Gesellschaft einnehmen, ist im Themenkomplex Tod und Trauer zu finden. Der schwedische Geriatrieforscher J. BECK-FRIIS sieht eines der größten emotionalen Probleme, mit denen Heimtierhalter im Verlaufe ihrer Beziehung zu ihrem Heimtier konfrontiert werden, darin, daß Heimtiere in der Regel eine wesentlich kürzere Lebenserwartung als ihre Besitzer haben. Für viele Heimtierhalter sind Hund oder Katze „Freunde“, ein Großteil sieht in ihnen sogar Familienmitglieder. Der Tod und die Trauer um ein Heimtier können daher in vielen Fällen echte Probleme für den „Hinterbliebenen“ aufwerfen. Dabei kann der Verlust des Heimtiers ein breites Spektrum an Reaktionen hervorrufen, die von einer momentanen, heftigen Schmerz- oder Trauerreaktion bis hin zu Vereinsamung, Depressionen und länger dauernden seelischen Störungen reichen. Zwar können die meisten Menschen den Verlust eines Heimtieres bewältigen, andere scheinen jedoch über den Verlust eines Tieres, an das sie sich gewöhnt haben, ebenso schwer hinwegkommen zu können wie über den Verlust eines geliebten Menschen.

Der Psychiater A. KATCHER berichtet in diesem Zusammenhang über eine Untersuchung in den Vereinigten Staaten zu Kummerreaktionen bei Heimtierbesitzern, deren Tiere während der vorangegangenen fünf Jahre eingeschläfert worden sind. In zwei von zehn Fällen konnte dabei vier Jahre nach der Euthanasie noch immer andauernder Gram, der sich über Weinen äußerte, beobachtet werden.

Trauer um den Tod von Heimtieren kann soweit gehen, daß sie pathologische Formen annimmt. Der Psychiater KENNETH KEDDIE hat sich in einer Dokumentation verschiedener Krankengeschichten mit diesem Phänomen befaßt. Er berichtet etwa über folgende exemplarische Einzelfälle: Ein sechzehnjähriges Mädchen wurde nach dem Tod ihres Hundes depressiv. Zuerst bekam es auf den Händen einen Ausschlag, und in weiterer Folge konnte es keine Nahrung mehr zu sich nehmen. Nach der Einweisung in eine psychiatrische Klinik konnte eine Besserung des Zustandes beobachtet werden, nachdem das Mädchen mit dem Therapeuten über den Tod des Hundes gesprochen hatte.

Eine 55jährige Frau zeigte noch 18 Monate nach dem Tod ihres Pudels depressive Symptome, wie Lustlosigkeit, Schlaflosigkeit, Abnahme des Körpergewichts und Appetitlosigkeit. Im Verlaufe einer psychiatrischen Behandlung sagte sie, daß sie nach dem Tod ihres Tieres nicht mehr in der Lage gewesen sei, dessen Korb oder Knochen aus der Wohnung zu entfernen, und den größten Teil ihrer Zeit damit zuge-

bracht habe, an den Hund zu denken.

Die pathologischen Schmerz- und Trauerreaktionen können bis zum Selbstmord gehen. So wurde z. B. 1985 in der britischen Presse von einem Mann berichtet, der nach dem Tod seines Hundes einen elfseitigen Brief abgefaßt und sich dann erhängt hatte.

Wenn die Trauer um Heimtiere länger dauert oder stärker „als normal“ ist, so wird dies gesellschaftlich nicht akzeptiert. Tierhalter, die nach außen hin starke Trauerreaktionen zeigen, gelten in der Regel als exzentrisch, als etwas außer der Norm liegend. Ihr Verhalten wird als übertrieben deklariert. Es hätte sich schließlich nur um den Verlust eines Tieres gehandelt, und die Gesellschaft toleriert es in den meisten Fällen nicht, wenn Tiere quasi den Menschen gleichgestellt werden.

Trotz dieser teilweisen Mißbilligung scheint der Themenkomplex um Sterben, Tod und Trauer von Heimtieren ernster und vielschichtiger zu sein als man gemeinhin vermuten könnte, wodurch ein Vergleich mit dem Umgang mit Sterben und Tod von Menschen angebracht scheint. In seiner institutionalisierten Form weist das Sterben heute oft inhumane Züge auf. Daß wir bewußt von Sterbenden Abschied nehmen, sie bis zum Eintritt des Todes umsorgen und versuchen können, ihren Tod zu erleichtern, indem wir ihnen durch unsere Anwesenheit das Gefühl geben, nicht alleine zu sein, stellt heute eher die Ausnahme als die Regel dar. Sterben und Tod sind in unserer Gesellschaft weitgehend tabuisiert worden und erfolgen in der nüchternen Atmosphäre des Krankenhauses unter Aufsicht der dafür „zuständigen“ Personen.

Im Vergleich dazu scheint mir das Sterben von Heimtieren weitaus „humaner“ vor sich zu gehen. Das äußert sich hauptsächlich darin, daß viele Heimtierhalter bedacht sind, dem Tier das Sterben in vertrauter Umgebung zu ermöglichen. Aus zahlreichen Gesprächen mit Tierärzten ist mir bekannt, daß viele Menschen bei ihren Tieren bleiben, bis deren Tod eintritt. Sie streicheln sie, sprechen mit ihnen, halten sie im Arm, beruhigen sie. In vielen Fällen kommt der Tierarzt sogar ins Haus, um das Tier einzuschläfern, damit die Tiere in vertrauter Umgebung, ohne Angst, ohne Vorahnungen sterben können.

Daß der Tod von Heimtieren nicht annähernd so stark tabuisiert wird wie der des Menschen, zeigt sich auch in der Bewältigung der Trauer. Stirbt ein Mensch, so werden die Hinterbliebenen in der Regel mit ihrem Schmerz und ihrer Trauer alleine gelassen. Ein ärztlicher Rat, wie man die Situation am besten meistern, wie man mit Trauer und Schmerz umgehen kann, oder auch nur die Anteilnahme eines Mitmen-

schen sind die Ausnahme. Stirbt dagegen ein Tier, dann scheint die Beratung „inkludiert“ zu sein — und zwar sowohl vor als auch nach dem Tod. Nicht nur beratende Gespräche mit dem Tierarzt oder tröstende Worte durch Bekannte und Verwandte sind „normal“, es gibt auch Broschüren, die eine Anleitung geben, wie man die Trauer beim Tod eines Heimtieres leichter bewältigen kann.

Die „Entsorgung“ toter Heimtiere

Ein wesentlicher Indikator für das Verhältnis des Menschen zum Heimtier und dessen soziale Funktion ist darin zu sehen, wie die Heimtierhalter ihre toten Tiere „entsorgen“. Die Vorgehensweisen reichen vom Wegwerfen über (ungesetzliches) Vergraben oder Übergabe an die Tierkörperverwertung bis hin zu einem „ordentlichen“ Begräbnis auf einem Tierfriedhof.

Eine Befragung von 70 Personen, wie sie ihre verstorbenen Heimtiere „entsorgt“ hätten, lieferte folgendes Ergebnis:

Entsorgung	abs.	rel.
Wegwerfen (Hausmüll)	14	20,00%
Schildkröte	1	1,43%
Katzen	2	2,86%
Goldhamster	3	5,29%
Meerschweinchen	1	1,43%
Sittiche	2	2,86%
Kanarienvogel	3	5,29%
Zierfische	2	2,86%
Wegspülen über die Toilette	6	8,57%
Hamster	1	1,43%
Kanarienvogel	1	1,43%
Zierfische	4	5,71%
Vergraben (Garten, Wald, anderes Grundstück)	3	5,29%
Katze	1	1,43%
Hund	1	1,43%
Sittich	1	1,43%
Übergabe an die Tierkörperverwertung	33	47,14%
eigene Übergabe	12	17,14%
Katzen	7	10,00%
Hunde	5	7,14%
Übergabe durch den Tierarzt nach dem Einschläfern	21	30,00%
Hunde	7	10,00%
Katzen	11	15,71%
zahme Krähe	1	1,43%
Kaninchen	1	1,43%
Meerschweinchen	1	1,43%
Begräbnis auf einem Tierfriedhof	2	2,86%
Hunde	2	2,86%
Ausstoßen lassen	1	1,43%
Hund	1	1,43%
sonstige Entsorgung	1	1,43%
Vogel (wurde in die Murgeworfen)	1	1,43%
keine Angaben	10	14,29%

Entsorgung von Heimtieren. Quelle: eigene Erhebung, 1991.

Die „Entsorgung“ eines Tierkadavers über den Hausmüll ist laut steirischer Kadaververordnung nicht gestattet — allerdings kommt diese Methode auch nur für kleine Tiere in Frage. Ebenso verboten ist das Verscharren eines Tieres.

Die Tierkörperverwertung

Die Übergabe des Kadavers verstorbener Heimtiere an die Tierkörperverwertung scheint die häufigste Form der „Entsorgung“ zu sein. Sie sei daher am Beispiel der Steirischen Tierkörperverwertungs GmbH. in Landscha 8, 8461 Ehrenhausen, einer näheren Betrachtung unterzogen. Zur Beantwortung der Fragen erklärte sich der Betriebsleiter, Herr POSCH, bereit.

„Entsorgt“ werden von der Steirischen Tierkörperverwertungs GmbH. vor allem Heimtiere, die von Tierärzten eingeschläfert werden, daneben aber auch viele Unfalltiere, wie etwa überfahrene Katzen. Nur selten kommt es vor, daß ein Tierbesitzer sein verstorbenes Heimtier selbst „anliefert“.

Pro Woche werden etwa acht bis zehn Hunde und zehn bis fünfzehn Katzen entsorgt. Über die Art und Anzahl der kleineren Tiere sei es dagegen schwierig, genauere Aussagen zu treffen, da sie innerhalb der angelieferten „Rohware“ kaum erkennbar auszumachen seien.

Obwohl die meisten Heimtierfreunde auf diese Form der Kadaverbeseitigung mit einem gewissen Unbehagen reagieren und nicht direkt damit konfrontiert werden wollen, scheint sie doch die gängigste Art zu sein, vor allem auch deshalb, weil ihr sehr viele tote Tiere von Tierärzten übergeben werden. Darin zeigt sich, daß letztlich die Verantwortung für einen der unangenehmsten Aspekte der Heimtierhaltung ebenfalls immer mehr institutionalisierten, entpersönlichten Einrichtungen überantwortet zu werden scheint.

Der Tierfriedhof

Tierbesitzern, für die weder die Entsorgung durch die Tierkörperverwertung noch ungesetzliches Vergraben, Wegwerfen oder Ausstopfen ihrer Heimtiere in Frage kommt, bietet sich als letzte Alternative das Begräbnis auf einem Tierfriedhof an. Die Entwicklung der Tierfriedhöfe zeigt, obwohl diese längst noch nicht allgemein akzeptiert und häufig als Pietät- oder Geschmacklosigkeit deklariert werden, eine deutlich positive Tendenz. Beinahe alle größeren europäischen Städte verfügen heute schon über einen Tierfriedhof. Als einer der ältesten und größten gilt der seit 1839 bestehende Hundefriedhof von Asnières, im Pariser Vorort Clichy gelegen, auf dem mittlerweile über 50.000 Tiere begraben sind.

Die kuriossten Auswüchse im Hinblick auf Grabgestaltung und Begräbniszeremonien werden aus den Vereinigten Staaten berichtet, obwohl dazu angemerkt werden muß, daß dort mitunter auch der menschliche Totenkult grotesk annimmt. Eigene Aufbahrungshallen, Orgelmusik, mit Satin ausgekleidete Särge und Einbalsamierungen scheinen dabei bereits einen festen Bestandteil des Totenkults um Heimtiere auszumachen und bei den Betrachtern keine außergewöhnlichen Reaktionen mehr zu induzieren.

Gemessen an amerikanischen Tierfriedhö-

fen müssen die Tierbegräbnisse in Österreich durchwegs als „schlicht“ bewertet werden. Derzeit gibt es in Österreich drei Tierfriedhöfe, und zwar je einen in Wien, Oberösterreich und der Steiermark. Während auf dem steiermärkischen Tierfriedhof die Kadaver „normal“ begraben werden, besteht in Wien auch die Möglichkeit der Einäscherung in einem Tierkrematorium. Der Ablauf der Einäscherung orientiert sich stark an der Einäscherung von menschlichen Leichen: Das tote Tier wird auf einen kleinen Wagen gelegt, mit dem es in den Krematoriumsofen geschoben wird. Nach der Verbrennung wird die Asche in eine Urne gefüllt, die dann der Heimtierhalter erhält und mit nach Hause nehmen kann.

In Oberösterreich findet man ein Tierkrematorium in Pasching bei Linz: Es handelt sich dabei um eine unfunktionierte Müllverbrennungsanlage.

Der steirische Tierfriedhof befindet sich in der Gemeinde Pirka bei Graz, Packerstraße 220. Rechtlich wird er als Verein geführt. Gegründet wurde er 1989 auf Initiative des Grazer Unternehmers Anton Schinagl. Er fühlte sich nach eigenen Aussagen „irgendwie dazu verpflichtet, anderen Steirern die Möglichkeit zu geben, ihre Tiere auf einem Tierfriedhof beerdigen zu lassen und sie nicht mehr der Tierkörperverwertung übergeben zu müssen.“

Das Vorbild für den Grazer Tierfriedhof gab der Wiener Tierfriedhof ab. Konzipiert wurde er anfangs als Urnenfriedhof, doch mußte dieser Plan fallengelassen werden, da nach der Steirischen Kadaververordnung Tiere nicht verbrannt werden dürfen. Es wurde daher ein Ansuchen um die Erlaubnis zur Verscharrung von Tieren gestellt, dem schließlich stattgegeben wurde. So wurde 1989 der Tierfriedhof auf einem 5.800 m² großen Areal eröffnet. Zugelassen ist er nur für Kleintiere — auch wenn es beispielsweise schon Anfragen hinsichtlich eines Pferdes gab.

Das erste Grab wurde im Mai 1989 ange-

legt. Mittlerweile gibt es 45 Gräber. A. Schinagl schätzt, daß etwa 60% der begraben Tiere Hunde sind, die restlichen 40% entfallen vorwiegend auf Katzen, es wurde aber auch schon ein Kaninchen begraben. Zusätzlich gibt es noch dreißig Verträge mit Personen, die ein Grab „ansparen“, d. h. die Kosten für ein Grab, das erst in Zukunft benötigt werden wird, werden in Raten vorausgezahlt.

Im Gegensatz zu den Tierfriedhöfen in Wien und Linz sind am Grazer Tierfriedhof Kerzen, Kreuze und andere Sakralgegenstände nicht zugelassen, da — wie schon erwähnt wurde — der Betreiber „...das Ganze nicht so vermenschlicht haben will.“ Interessant ist auch die Frage, was dem Tierhalter die Beisetzung des Heimtieres auf einem Tierfriedhof „wert“ ist. Auskunft darüber gibt das Informationsblatt des Steirischen Tierfriedhofs. Demnach belaufen sich die Kosten für die Abholung des toten Tieres, seine Aufbewahrung in einem Kühlraum, die behördliche Freigabe, den „Schrein“ — einer Kartonschachtel mit Deckel — sowie sämtliche Grabungsarbeiten auf öS 4.100,—. Das Grabbenützungsrecht kostet auf die Dauer von zehn Jahren zusätzlich öS 5.500,—, wodurch Gesamtkosten von öS 9.600,— anfallen. Wird ein Grab reserviert oder angespart, so beginnt die Laufzeit mit der Beisetzung des Tieres. „Dadurch bekommen die Tierbesitzer schon bei Lebzeiten die Möglichkeit der rechtzeitigen Vorsorge. Teilzahlungen sind in so einem Fall möglich.“

Der Ablauf eines Tierbegräbnisses folgt folgendem Schema: Nachdem das Tier gestorben ist, bringt der Besitzer den Kadaver entweder selbst zum Tierfriedhof, oder er verständigt den Steirischen Tierfriedhofsverein, der dann den Kadaver mit einem speziellen Fahrzeug, das mit einem luftdichten Aluminiumbehälter ausgerüstet ist, abholt. Das Tier wird dann im Kühlraum des Tierfriedhofs aufbewahrt, bis der Amtstierarzt eine Beschau durchgeführt



hat. Hat dieser festgestellt, daß keine Seuche bzw. der Verdacht auf eine solche vorliegt, händigt der Amtstierarzt eine Bestätigung in zweifacher Ausfertigung (je eine Kopie für den Tierbesitzer und für den Friedhof) aus, durch welche der Kadaver zur Beerdigung freigegeben wird.

Für die Beerdigung wird ein etwa zwei Meter tiefes Grab ausgehoben. Der Abstand zum Nachbargrab beträgt rund 45 cm. Danach wird der Tierbesitzer verständigt, wann die Beerdigung stattfinden soll. Im Kühlraum wird der Kadaver in einen größtmäßig passenden Karton gebettet. Nachdem der Tierbesitzer sich davon überzeugt hat, daß tatsächlich sein Tier begraben wird, erhält der Karton einen Deckel. Hin und wider werden dem Tier auch Spielzeug, seine Lieblingsdecke oder andere Dinge in den „Sarg“ gelegt.

Der eigentliche Verlauf des Begräbnisses entspricht weitgehend dem der Beerdigung eines Menschen. Der Karton wird in die Erde gelassen, die Hinterbliebenen stehen um das Grab herum und nehmen Abschied. Einige werfen eine Handvoll Erde nach, manchmal wird am Grab gesprochen, in vielen Fällen gibt es auch Tränen, und mitunter tragen die „Hinterbliebenen“ tatsächlich Trauer.

Auch die einzelnen Gräber unterscheiden sich — abgesehen davon, daß sakrale Gegenstände fehlen — nicht wesentlich von „normalen“ Gräbern, wodurch auch insgesamt der Gesamtcharakter eines Friedhofes vermittelt wird. Die Grabgestaltung reicht von einfachen Holztafern mit dem Namen und den Daten des verstorbenen Tieres bis hin zu Marmoreinfassungen mit Marmor-Grabsteinen und Sinnsprüchen. So ist beispielsweise auf einem Grabstein zu lesen:

„Daß mir der Hund das Liebste sei, sagst Du, o Mensch, sei Sünder.
Der Hund war mir im Sturme treu,
der Mensch nicht mal im Winde.“
Ähnlichkeiten zu „normalen“ Friedhöfen

zeigen sich auch in der Gestaltung der Grabstätten. Sie sind mit Grabsteinen versehen, auf denen man kleine Bilder des verstorbenen Tieres findet, kleine Vasen enthalten Blumen — von Plastikblumen bis zu frischen Rosengestecken —, und Ziersträucher schmücken das Grab. Ebenso die Besuchergewohnheiten: Viele Grabbesitzer kommen regelmäßig auf den Tierfriedhof, um ihr Grab in Ordnung zu halten, es zu pflegen oder auch nur die Blumen zu gießen. Manche verbringen mitunter den ganzen Tag auf dem Friedhof. Für die Besucher wurden ein eigener Aufenthaltsraum und ein kleiner Holzpavillon errichtet, die sich zu einem „Kommunikationszentrum“ entwickelt haben. In ihnen treffen sich die Besucher und tauschen Erlebnisse mit ihren Tieren aus.

Es stellt sich nun die Frage, wer die Leute sind, die ihre Hunde in einem Tierfriedhof begraben lassen. Wohlhabende Personen sind ebenso vertreten wie ärmere Leute, die auf Ratenzahlung angewiesen sind. Ebensoviele ist es möglich, hinsichtlich des Alters der Personen Schwerpunkte zu beobachten. So könne etwa nicht festgestellt werden, daß — wie man vielleicht vermuten könnte — ältere Leute überrepräsentiert wären. Auch jüngere Personen und Familien seien durchaus häufig anzutreffen — insgesamt also „bis auf wenige Ausnahmen ganz normale Leute“. Der Steirische Tierfriedhof ist allerdings nicht der erste in Graz. Bereits in der Ersten Republik gab es einen kleinen Tierfriedhof, und zwar in der Sturzgasse. Über seinem Eingang standen die Worte: „Das gute Grazer Herz.“ Zentrum dieses Friedhofes war ein ziemlich monumentales Hundegrab mit der Aufschrift „LORI 1920 — 1931“.

Der Wiener Tierfriedhof wurde vor zehn Jahren nach dem Vorbild des Berliner Tierfriedhofs angelegt. Er umfaßt heute einige tausend Gräber.

Die meisten und größten Tierfriedhöfe gibt

es in den Vereinigten Staaten. Beispielsweise dehnt sich der Friedhof „Pet Haven“ in Gardena, Kalifornien, über ein Areal von 18.000 m² aus. Über 28.000 Tiere sind dort begraben. Um die Tierbegräbnisse hat sich ein florierendes Gewerbe entwickelt. Die „Hinterbliebenen“ können zwischen Särgen in verschiedenen Formen, Größen und Materialien, vom wasserdichten Kunststoff bis Redwood, mit Satin ausgeschlagen, wählen, es gibt ein breites Angebot an Blumenbehältern und Grabsteinen, und die Dienste eines „Betreuers“ können in Anspruch genommen werden. Für die Friedhofsbesucher stehen großzügig angelegte Besuchsräume, dekoriert mit Plastikblumen und Marienstatuen, bereit, in denen Gottesdienste abgehalten oder die auch nur dazu benutzt werden, um vom Tier stummen Abschied zu nehmen.

Ausstopfen von Heimtieren

Geliebte Heimtiere enden nicht immer auf dem Tierfriedhof. Einige von ihnen werden nach ihrem Tod beinahe zu einer Art Denkmal stilisiert, indem man sie präparieren läßt. In Graz gibt es nur einen einzigen Tierpräparator, der auch Heimtiere präpariert.

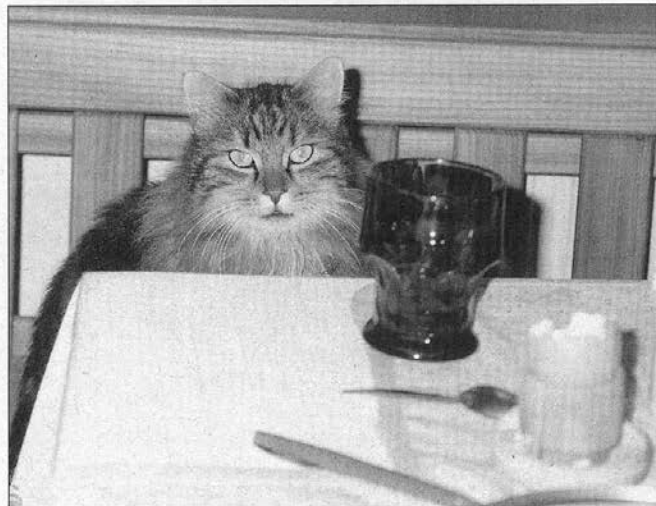
Daß ein Heimtierhalter sein verstorbenes Tier ausstopfen läßt, kommt — zumindest in Graz — sehr selten vor. Am ehesten lassen Tierbesitzer noch Hamster oder Vögel (Wellensittiche, Kanarienvögel) präparieren, Katzen schon seltener und Hunde nur äußerst selten.

Die Kosten für eine Präparierung orientieren sich an der Größe des Tieres. Für ein kleines Heimtier sind ab öS 1.500,— zu bezahlen, die Kosten für einen kleineren Hund, z. B. einen Pudel, belaufen sich auf ca. öS 8.000,— bis öS 10.000,—.

Im Zuge des Interviews mit einem Grazer Tierpräparator machte ich die Bekanntschaft eines Heimtierhalters, der vor einigen Jahren seinen Dackel hat präparieren lassen. Seitdem „lebt“ Strolchi genauso wie früher mit seinem Herrchen zusammen, entweder im Wohnzimmer, nachts im Schlafzimmer, und wenn das Wetter schön ist, wird er auf den Balkon getragen und dort auf eine Bank gesetzt. Nur die gemeinsamen Spaziergänge entfallen — diese macht Herr K. jetzt zusammen mit seinem neuen Hund, einem schwarzen Pudel. Aber ansonst ist alles „wie früher“, als Strolchi noch lebte. Auf die Frage, warum er seinen Hund präparieren hat lassen, antwortete Herr K.:

„Ich war 40 Jahre verheiratet, und in dieser Zeit hat mich meine Frau nur schikaniert. Der Strolchi war meine einzige Freude — deshalb wollte ich mich auch nach seinem Tod nicht von ihm trennen und hab' ihn ausstopfen lassen, er schaut ja ganz echt aus, und Platz braucht er nicht viel. So ist's halt eine schöne Erinnerung an meinen Bubi.“

Der hier vorliegende Artikel beruht auf einer Diplomarbeit, die am Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz unter Leitung von Frau Univ.-Prof. Dr. Edith Hörandner verfaßt wurde.



DIE BREMER STADTMUSIKANTEN

oder Grundlagen der Selbstverwaltung

Der Text der „Bremer Stadtmusikanten“ ist von den sensiblen Erzählern in drei Absätze gegliedert worden, die vier Ereignisse betreffen:

Der erste Absatz beschreibt die Ausgangslage. Esel, Hund, Katze und Hahn — Menschen wie wir alle mit verschiedenen Talenten, Kenntnissen und Identitäten — sind „alt“ geworden, in ihrem bisher ausgeübten Beruf nur mehr wenig belastbar, wenig effizient und wenig arbeitsfähig. Sie werden „freigesetzt“, ihre Existenz ist bedroht; aber mit der Überzeugung, noch leistungsfähig zu sein — „etwas Besseres als den Tod findest du überall“ —, beschließen sie, eine neue Existenz aufzubauen, zu emigrieren („Landesflüchtige“) und einen Berufswechsel zu versuchen: „Ich spiele die Laute und du schlägst die Pauken“ ... „Du verstehst dich doch auf die Nachtmusik“ ... „du hast eine gute Stimme, und wenn wir gemeinsam musizieren, so muß es eine Art haben“. Die Arbeiter, Knechte, Handwerker gründen ihre Musikkapelle, ihre „Pensionsreife“ haben sie vergessen.

Im zweiten Absatz berichtet der Erzähler vom ersten Nachtlager und von der gemeinsamen Aktion der Tiere gegen die Räuber. Unter den Kameraden herrscht Vertrauen, und dennoch suchen sie ihren jeweils sicheren Schlafplatz aus. Hatte bisher der Esel geführt, so kümmert sich nun der Hahn um die Gruppenbelange. Die Aktion wird perfekt geplant und formal einstimmig beschlossen. Die Freunde überwinden ihre artgemäße — natürliche — Berührungsgangst (man beachte die Aufgabe der Katze!) und werden gemeinsam ein „neues Tier“, das in seiner ungewöhnlichen, überraschenden und daher erschreckenden Gestalt selbst hartgesottene und wüste Kerle in die Flucht jagen kann.

Der dritte Absatz schildert das zweite Nachtlager. Jeder sucht sich seinen Schlafplatz nach „Natur und Bequemlichkeit“. Der „Spähtrupp“ der Räuber wird erfolgreich abgewehrt, diesmal aber nicht durch eine vorweg abgesprochene und beschlossene Aktion; und dennoch ist ihr Vorgehen eine gemeinsame Tätigkeit. Der Erfolg stellt sich sozusagen „wie von selbst“ ein, indem jeder, ohne daß reden nötig gewesen wäre, einen ihm typischen, im richtigen Zeitpunkt eingesetzten Beitrag zum Gesamten leistet. Der „Spähtrupp“, ohnedies noch verschreckt und voll schlechten Gewissens, interpretiert die Lage falsch, und die Kommunikationsfehler beim Hören des Hahnes stellen köstliche Sprachspiele dar. „Von nun an getrauen sich die Räuber nicht weiter ins Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten.“ Für Kinder ist das Märchen von den Stadt-

musikanten reich an Handlung, voller Aufregungen und lustiger Begebenheiten; den armen, bedrohten Tieren wird geholfen, die bösen Räuber werden verjagt. Das mag oberflächlich schon eine erbauliche Geschichte sein; die exemplarische pädagogische Situation liegt jedoch tiefer. Die Botschaft lautet: Kinder mögen selbst spielen; spielen lernen, Spiele erfinden, etwas „unternehmen“; fad sein, gilt nicht; in der Gruppe wird die Phantasie angeregt, gemeinsam ist man erfolgreicher und schlagkräftiger als allein; sich einander fremd sein, kann durch gemeinsame Aktivität überwunden werden. Eine Gruppe sein, muß geübt werden; eine Gruppe zu werden, setzt ein bewegendes, gemeinsames Interesse voraus. Aktiv sein ist interessanter und bedeutsamer als das Ergebnis oder der Erfolg.

Sollte soviel Weisheit den Kindern vorbehalten sein? Sollten Erwachsene nicht ebenso spielerisch die Grundlagen der Selbstverwaltung erlernen? Wieviele Studien, Publikationen, Kurse und Therapien sind heute ein notwendiger Teil der Erwachsenenbildung, um Gruppenleistungen zu erzielen, — privat und beruflich, individuell und kollektiv? Nachgeholt muß offenbar werden, was frühzeitig zu wenig oder gar nicht angelegt und ausgebildet worden war.

Selbstverwaltung

Eine Wahl des Stückes und der Instrumente, Proben, Zusammenspiel, Proben, Harmonie? Proben, neues Stück, Proben ... Die Stadtmusikanten stellen mit wenigen, einfachen Metaphern die Grundlagen der Selbstverwaltung zur Diskussion.

Der gemeinsame Berufswechsel der Tiere gilt einer musikalischen Betätigung — nichts Romantisches haftet dem Entschluß an. Der Esel hat mit seinem Zweifel sicher recht; „es muß eine Art haben“, wenn die vier miteinander tatsächlich spielen würden. Die Wahl der Instrumente erinnert an die Zufälligkeit einer Schulmusik. Die Begeisterung ist größer als das Können, und niemand hat in Bremen nachgefragt, ob eine Stadtmusik überhaupt erwünscht oder vorgesehen ist. Und dennoch: das Märchen wählt die Musik als Beispiel und trifft damit ein Grundproblem jeder Gruppenbildung und Gruppenleistung, also insofern auch der Selbstverwaltung. Mit einem Schlag wird allen klar, welche Bedeutung der einzelne Spieler hat, der in der Gruppe unersetzlich ist, und welche Bedeutung das Zusammenspiel aller hat, in dem jeder Spieler seinen spezifischen Beitrag leistet und alle Beiträge aufeinander abgestimmt sein müssen. Ohne theoretischen Aufwand ist das unerreichbare Ideal

der Gruppenarbeiten vor die Zuhörer hingestellt. Das Risiko, die Schwierigkeiten, die Notwendigkeit der ständigen Übung im Hören, Zuhören und gemeinsamen Handeln ist bewußt gemacht.

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhang die verschiedenen Spielformationen — Kammermusik, Kammerorchester, Blaskapelle, großes Orchester — als Kommunikations- und Organisationsformen zu betrachten, etwa die intime „Konversation“ zu zweit, die „Gesellschaft“ zu viert, zu zwölft, die „Truppe“ die „Großgruppe“, für die — wie in anderen Organisationsformen — Selbstorganisation oder Führung (bestellt oder gewählt?) und Untergliederungen notwendig sind. Musiker erleben Organisation im Spiel, ähnlich wie Theaterleute auf der Bühne. Streichquartette laden z. B. nicht jedermann zum Mitspielen ein, Kammermusik und Klettern haben die höchste persönliche Achtung für einander, größtes Vertrauen in den anderen und gleichmäßiges Können als gemeinsame Vorbedingungen. Im Musizieren und Theaterspielen gibt es auch jene göttlichen Augenblicke, in denen wir durch einen Zauber alles stimmig ist, und jene schrecklichen Momente, in denen trotz präziser Wiedergabe der Noten und Texte nichts stimmt. Das Märchen schildert im zweiten Nachtlager dieses Ideal der Gruppe und Selbstverwaltung.

Das erste Nachtlager und die Vertreibung der Räuber beruhen auf rationalen, formalen Beschlußvorgängen. Alle beraten und entscheiden gleichberechtigt; übrigens in der Regel auch so lange, bis alle Mitglieder einer Meinung sind. Es herrscht das eine der beiden demokratischen Prinzipien vor, Identität der Herrscher und Beherrschten durch direkte Demokratie, innerhalb der Aufbauorganisation. Eine Delegation — Repräsentativität als das zweite Prinzip der Demokratie — wäre grundsätzlich nicht akzeptabel. Einstimmigkeit ist für Selbstverwaltungen ebenso typisch wie ihr Gegenstück, das Veto, als Blockade des Geschehens.

Der Gleichheitsgedanke reicht dafür nicht zur Erklärung aus; da die Gruppe von Anfang an (vom Gründungsakt an) durch die vielen Proben des Zusammenspiels bis zur gemeinsamen Leistung nur auf die konkreten Personen abstellen kann, die jeweils miteinander geprobt haben und erprobt sind, ist es der Gruppe weder möglich, im Entscheidungsvorgang ein neues Prinzip anzuwenden noch andere Personen ohne weiteres zuzulassen. Das Erreichte an Kohäsion ist nur für diese Gruppe wirksam. So zerfallen in der Regel auch Selbstverwaltungsgruppen, wenn es nicht gelingt, einzelne neue Personen rechtzeitig zu finden und einzuschulen; die Zielsdis-

kussion, die Wahl der „Instrumente“, die „delikate Balance“ der einzelnen Beiträge wird daher regelmäßig erneuert, und in der Regel verläßt die auch alte Gruppe das Feld und eine neue Gruppe tritt an, oder alles scheitert; Sukzession oder Erneuerung sind selten möglich.

So demokratiepolitisch positiv diese Umgangsformen und -schwierigkeiten einerseits sind, so problematisch ist die persönliche Belastung durch andauernde Mitbestimmung und Mitverantwortung; anders als bei Repräsentativität und bei bürokratischen Organisationsformen tritt keine Entlastung ein. (Das Märchen erinnert sehr humorvoll an die Vorteile und Mechanismen der Entlastung durch bürokratische Organisationen: Der Räuberhauptmann entsendet einen Spähtrupp — ein Teil der Militärorganisation, ein extremes bürokratisches Modell). Selbstverwaltungsgruppen scheitern auch durch Kräftemangel, Selbstausbeutung, Resignation; oder sie flüchten in bürokratische Formen, je größer sie werden, umso eher.

Wo liegt denn „Bremen“? Zu Bremen muß man gar nichts sagen; denn die Gruppe will schließlich nicht dorthin, und sie kommt auch nicht nach Bremen. Ihr beschlossenes Ziel erreicht sie also nicht. Es fällt auf, daß das Märchen auch kein „Ende“ hat; vor allem fehlt der sonst so bedeutsame Schlußsatz vom Glück bis ans Lebensende.

Macht das Märchen auf die Unterschiede zwischen Absicht, Ziel und Erfolg, auf die Bedeutung von Zwischenzielen und vorläufigen Erfolgen aufmerksam? Entscheidend erscheint, sich auf den Weg zu machen — nach „Bremen“; die Absicht auf ein Ziel zuzugehen, Visionen zu entwerfen — auch gegen alle Vernunft und Erwartung —, wird — wie die Zwischenerfolge — höher eingeschätzt als das ursprünglich beschlossene oder erreichte Ziel. Weil es ohnedies nicht immer erreichbar ist? Weil man manchmal zu hohe Ziele erreichen will, ohne adäquat vorbereitet zu sein? Oder weil man Zwischenergebnisse überdenken und bewerten soll, bevor weitere Entscheidungen getroffen werden? Weil man sich mit vorläufigen Ergebnissen manchmal zufrieden geben sollte? Alle „Philosophien des Weges“ in der morgen- und der abendländischen Tradition kommen ins Gedächtnis, wenn man diese Passage weiter denkt.

Neben Ideal, Norm, Vision und der Realität wird in dieser Passage des Märchens noch eine andere Polarität aufgezeigt: die „Sache“ oder der Inhalt der Tätigkeit, des Ergebnisses, des Erfolges einerseits und der Prozeß, der Ablauf der Tätigkeit — die Ablauforganisation andererseits. Der Esel organisiert z. B. den ersten Teil des Unternehmens, der Hahn den zweiten Teil — ihm würde offensichtlich auch zufallen, das Solo zu singen oder das Thema anzugeben.

Arbeitsteilung

In Selbstverwaltungsgruppen — am deut-

lichsten in den musikalischen Formationen — ist der Einzelbeitrag nie allein nur „inhaltlich“, sondern stets auch prozessual zu leisten und zu bewerten. Alle tragen nicht nur für die „Sache“, d. h. für die Gesamtgestalt, Verantwortung, sondern für jeden Wegabschnitt, Prozeßschritt, der die Gesamtgestalt verwirklichen soll. Die Arbeitsteilung ist zweifach notwendig: Moderation, selbstkritische Reflexion, Geistesgegenwart, organisatorischer Überblick sind sogar oft wichtiger für den Erfolg als die brillanten Statements zur Thematik. Alles Trivialitäten, so meint man — bis man die Praxis der Selbstverwaltungsgruppen erlebt. Diese Gedanken in die Tat umzusetzen und nicht zu scheitern — wer redet schon von Bremen? — vielleicht sogar erfolgreich sein, ist nicht mehr trivial.

An dieser Stelle muß sich der Jurist zu Wort melden: Er hat darauf hinzuweisen, daß die Vertreibung der Räuber lobenswert und der Genuß der Speisen im Hause als Mundraub rechtlich entschuldbar erscheintnahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten“. Der Entschluß jedoch, im Haus zu bleiben, ist rechtlich überaus bedenklich. Auch über den weiteren Unterhalt wird nichts berichtet; wo kommt er her? Ist im Zweifel eine rechtmäßige Beschäftigung als Broterwerb anzunehmen?

Selbstverwaltungen, eben weil sie ihre Ziele und ihre Sache autonom bestimmen und entscheiden sollen, geraten oft genug in Legitimitätsprobleme — und das nicht nur im Märchen. Die demokratisch gefundene, adäquate, gruppengerechte Lösung wird höher gesetzt als von „außen“ oder „oben“ gesetzte Normen, Rahmenbedingungen u. a. Das Kollor der Autonomie ist die (staatliche) Aufsicht, wer auch immer dazu berufen ist. Autonomie und Aufsicht stehen in einem unlösbaren Spannungsverhältnis; das Prinzip der Autonomie mag sogar in einzelnen Zielen derart mit dem Prinzip der Heteronomie kollidieren, nach dem die Rahmenbedingungen für die Autonomie gesetzt worden waren, daß Aufsichtsmittel bis zur Organ- oder Institutionsauflösung eingesetzt werden müssen, um Recht herzustellen, oder daß besondere Verfahren vor Gerichten zur Streitschlichtung vorgesehen werden, sowohl zur Verteidigung der Autonomie als auch zur Durchsetzung der Interessen des Umfeldes der Selbstverwaltung.

Die Gruppenbildung im Märchen erfolgt unter zwei dramatischen Bedrohungen. Die bisherige Existenzgrundlage „Arbeit“ fällt weg, das Leben hat überhaupt seinen Sinn verloren; der Esel soll „aus dem Futter geschafft“ werden, der Hund soll totgeschlagen, die Katze ersäuft, der Kopf des Hahnes „abgeschnitten“ werden. Die Alternative heißt Tod oder Emigration nach Bremen. Die Gruppe nimmt die Alternative fröhlich, ohne Galgenhumor an: Gegen Arbeitslosigkeit, für Berufswechsel. Sie bleibt optimistisch.

Sozialkontrakt

Während länger- oder kurzfristig Gruppenbildungen aus allerlei gemeinsamen Interessen erfolgen (können), ist die Gründung einer Selbstverwaltung, die Gemeinschaftsaufgaben, öffentliche oder überindividuelle Aufgaben übernimmt und gestaltet und durchführt, mit einem Gründungsakt verknüpft, dem „Sozialkontrakt“ vergleichbar. Ähnlich wie dort gelten im Gründungszeitpunkt Freiheit und Gleichheit der Rechtsgenossen; im Einsatz für die gemeinsame Sache sind alle gleich verantwortlich. Eine neue juristische Entität (das „Gesamtgut“) entsteht; die „Körperschaft“ gibt sich eine Verfassung, setzt sich Ziele, beruft Organe, legt Entscheidungsmechanismen fest usw. Emigration ist der contrarius actus zum Gründungsakt, verrechtlicht in der Staatsbürgerschaft: Emigration ist der Widerruf der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Im Grundrecht der Auswanderungsfreiheit steckt deshalb nicht allein die vordergründige Freiheit des Aufenthaltes und die Niederlassungsfreiheit, sondern das Recht der Nachgeborenen, eine Gesellschaft, in die sie hineingeboren wurden und die sie nicht gründen und gestalten konnten, wieder zu verlassen, wenn ihre Gestaltung durch Mitgestaltung unmöglich erscheint.

Der Gründungsakt und die Emigration sind stets mit der Hoffnung verbunden, aus eigener Kraft die im Interesse der Gemeinschaft liegenden Aufgaben erfüllen zu können. So beschreibt auch die österreichische Bundesverfassung das Prinzip der Gemeindeautonomie. Nach „Bremen“ will also eine Gemeinschaft ziehen, die ihrem Leben nicht nur wegen der Altersversorgung, sondern durch geographische und berufliche Mobilität und durch eine gemeinsame auszuführende, wertvolle Tätigkeit einen neuen Sinn zu geben versucht.

Diese Grundlinien charakterisieren alle Selbstverwaltungserscheinungen, die „ideellen“ und „öffentlichen“ (Vereine, Bürgerinitiativen, die territorialen Gemeinden und die beruflichen Vertretungen) ebenso wie die auf „Gewinn zielenden“ Gesellschaften des Wirtschaftslebens (die Gesellschaften des Bürgerlichen Rechts und des Handelsrechts). Ihr Gründungsakt beruht stets auf existenzbedrohenden oder — sichernden, lebensentscheidenden Situationen. Ein Umkehrschluß ist nicht zulässig. Aufgaben, die eine Gruppe nicht existentiell selbst treffen und die in der Gruppe nicht aus eigenen Kräften besorgt werden können, verlangen nach anderen Organisationsformen als nach Selbstverwaltung. Organisationen sind im Lichte der modernen Organisationstheorie stets instrumental zu sehen — für bestimmte Aufgaben geeignet —, und situativ relativ einzusetzen — mit Bezug auf bestimmte Ziele und Ausführungsmöglichkeiten.

Bürokratie

Man spricht ganz zu Recht davon, daß die Bürokratisierung für die Massenanfordere-

rungen an den modernen Staat technisch „unentrinnbar“ war. Bürokratie als Organisationsform ist ja für alle möglichen Staatsaufgaben in gleicher Weise geeignet, durch die hierarchische Gliederung für Großorganisationen sogar prädestiniert und technisch perfekt, in diesem Sinne effizient, legal, berechenbar; als Teil des politischen Systems von „oben“, d. h. durch Gesetze des Parlaments und durch politische Weisungen, steuerbar und kontrollierbar. Zur Bürokratie bestand keine historische Alternative: denn wie „unentrinnbar“ die bürokratische Organisation historisch wirklich war, zeigt — ganz unabhängig von der Entwicklung der staatlichen Verwaltungen — ihre Annahme und ihr Bestand in allen Großorganisationen außerhalb des Staates, vor allem in der Industrie, aber auch in karitativen Großorganisationen, in Großforschungsinstituten und Krankenanstalten — gleichgültig ob oder immer wenn es sich um Produktionen oder Dienstleistungen nach dem Prinzip der Massenfertigung („economy of scale“) handelt.

Bürokratie blieb nicht nur ein Teil des politischen Systems, sondern wurde ein Merkmal der Organisationen, ein Ausdruck der politischen Kultur, ein Zustand, der Haltungen geprägt und Gesellschaften in Bann geschlagen hat.

Den Fortschritt durch bürokratische Organisation, der weder rückgängig gemacht noch belächelt oder weggedacht werden kann — denn er schaffte wie nie zuvor Sicherheit, Versorgung und „Glück“ für die größtmögliche Zahl von Bürgern —, bezahlen Gesellschaften mit Verlusten an menschlicher Wärme (z. B. Mangel an Nachbarschaftshilfe), an menschlichen Formen des Umgangs insgesamt (z. B. in der Kranken-, Alten-, Behindertenhilfe), mit dem Verlust an Eigengestaltung, Kreativität und Selbstverantwortung (z. B. Ungeschicklichkeit in der Selbsthilfe und Selbstverwaltung), sie büßen dafür durch Zwänge der Massenversorgung in Produktion und Dienstleistung, in unpersönlichen, unpassenden, unangepaßten, „kalten“ Maßnahmen, Diensten und Förderungen von „oben“ — d. h. mit der „Ambivalenz des Fortschritts“ (C.F. v. Weizsäcker).

An keinem Beispiel wird dies deutlicher als an jenem der Selbstverwaltung innerhalb des eigenen politischen Systems: die „freie Gemeinde“ oder die für Lehre und Forschung zuständige autonome Universität oder die wirtschaftlichen und beruflichen Interessenvertretungen sind verfassungsrechtlich konzipiert in der Form der direkten Demokratie als ein Gegenstück zu der indirekten, repräsentativen Demokratie, nach der unser politisches System als Regelform gestaltet ist und die zu ihrer Durchführung Bürokratie benötigt. Dennoch sind diese Selbstverwaltungen selbst „bürokratisiert“ worden: sie haben ihre Kraft, ihre Kreativität, den Schwung von „unten“ eingebüßt, die Initiative den Repräsentanten überlassen, die Organisation der Bürokratie übertragen und die Selbstverantwortung auf Kontrolle reduziert. Gleiches oder ähnliches gilt für die priva-

ten Großindustrien in ihren verschiedenen rechtlichen Formen; denn auch der persönliche, freie, gestaltende unternehmerische Geist ist heute gefährdet und der demokratische Gehalt der Unternehmensformen — z. B. der Genossenschaften oder Aktiengesellschaften — wird kaum mehr praktiziert. Manager gleichen staatlichen Repräsentanten und Verwaltungschefs, der „Rest“ ist Stimme — im Sinne von Wahlstimme — in den Teilhaber- oder Aktionärsversammlungen; Großindustrien gleichen den staatlichen Großverwaltungen aufs Haar.

Eigenverantwortung

Um humane Organisationen zu schaffen, ist zuallererst danach zu fragen, welche Ziele verfolgt, welche Dienste für welche und für wie viele Menschen in Aussicht genommen werden, welche „Produkte“ überhaupt zur Debatte stehen. Von wem sollte die Initiative zur Verwirklichung der angestrebten Ziele ausgehen? Wer trägt die Verantwortung dafür? Handelt es sich um eine staatliche Aufgabe? Unter welchem Gesichtspunkt? Sollte sie nicht von den Interessentengruppen selbst wahrgenommen werden? Sollten die Interessenten nicht selbst darüber bestimmen? Wo liegt die wünschenswerte Grenze zwischen staatlicher Organisation und Selbstinitiative? Wie soll die gesellschaftliche Arbeitsteilung beschaffen sein?

Wer Eigeninitiative, Selbstverwaltung und Eigenverantwortung, d. h. Freiheit für einzelne Menschen und Gruppen und Verbände, in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung erhalten, erweitern oder wiederherstellen will, wer die Arbeitsteilung so gestalten will, daß nur jene öffentlichen Aufgaben staatlich erfüllt werden, die Kräfte der Eigengestaltung und Eigenverantwortung tatsächlich überfordern, der bejaht freiheitlich-demokratische Werte und verteidigt sie. Er kehrt zu einem Menschenbild zurück, das Autonomie, Dezentralisation, Überschaubarkeit zum politischen Ideal erhebt. Das bedeutet ein ganz bestimmtes Finanzierungskonzept des Staates: denn ohne Leugnung der Notwendigkeit staatlicher Großorganisationen für bestimmte Aufgaben wird ihre jeweilige Zweckmäßigkeit überprüft, und soweit Großorganisationen nicht zweckmäßig sind, werden menschliche Beziehungen und Verantwortung wieder aktiviert.

Der Vergleich des Gründungsaktes mit dem Sozialkontrakt der Aufklärung ist zugleich in dem Sinne passend, daß die Autonomie — als eine individuelle und kollektive Dispositionsfreiheit über eigene Angelegenheiten — einen Teil der Verwirklichung der klassischen liberalen und der modernen Grund- und Freiheitsrechte darstellt; der Sozialkontrakt bildet wiederum eine der Vorbedingungen für die Herausbildung der Grundrechte. Beide, Sozialkontrakt und Grund-

rechtskatalog, sind ohne Annahme einer Trennung von Staat und Gesellschaft nicht denkbar. So wie es staatsfreie Individualräume geben muß, so müssen autonome Selbstverwaltungen eingerichtet sein, in die der Staat nicht eingreifen darf, soll die Struktur der Gesellschaftsordnung nicht zugunsten der totalen Staatsverwaltung verändert und schließlich die Aufhebung der individuellen Freiheiten betrieben werden.

Wir sind Zeugen einer Wiederbesinnung auf solche Werte der Demokratie und der Subsidiarität gesellschaftlicher Gestaltung; wir sind Zeugen des langsamen Wandels von Großorganisationen. Wir müssen aber oft erst wieder in neuen sozialen Gefügen und in autonomen Gruppen handeln lernen.

Bildung für Selbstverwaltung ist in zweifacher Weise nötig: einmal als eine Erweiterung der Kenntnisse über Organisationen, Strukturen, Zusammenhänge und kollektive Lernprozesse, dann als eine allgemeine, menschliche, persönliche, soziale und politische Bildung, um Demokratie und Wirtschaftsleben mit neuem Leben und lebendiger Entwicklung zu erfüllen, Sachbezüge wieder auf menschliche Beziehungen zu stellen, Konflikte menschlich auszutragen und dafür passende Organisationen aufzubauen oder gemeinsam weiterzuentwickeln.

Beitrag zu einer Festschrift für Kurt R. Fischer.



SIE HABEN NUR EINE CHANCE: „AUF UND DAVON“

Der Schutz der Pinguine funktioniert am besten, wenn man ihnen fernbleibt. Eine Tier-Mensch-Beziehung der heiklen Art.

„Noch ein Pinguin und wir sind geschiedene Leute“, drohte mein Kollege, als sich zu den vielen Abbildungen dieser befrackten Vögel auf der Steckwand auch noch ein Stofftier gesellte. Dabei passen sie vortrefflich in unser — alleits als Aquarium bezeichnetes — Redaktionsbüro.

Pinguine sind derzeit der Werber liebster Objekt, ob für Kühlschränke, ob als Wegweiser für Supersonderangebote (Motto: „Nur nackt ist billiger“) oder für eine deutsche Versicherung, die mit kopfstehenden Pinguinen auf Magazindoppelseiten wirbt: „Wir sind überall für sie da.“ Selbst die Umweltorganisation Greenpeace macht sich im Kampf für einen Weltpark Antarktis das Wahrzeichen des Kontinents zunutze: „Finger weg von meinem Nest“, droht ein aufgebracht Pinguin mit einem Transparent.

Die Welle wußte auch der „steirische Herbst“ '90 zu nutzen, „Auf und davon“ lockten zwei Pinguin-Nachbildungen quer durch die Stadt in die Ausstellung. Das war selbst dem Balttiger der „Kleinen Zeitung“ zuviel: „Ich protestiere gegen die Pinguine, seit Tagen nichts als antarktische Pinguine in der Zeitung“, motzte der Tanztaker über die befrackte Konkurrenz.

Die flugunfähigen Vögel wirken ein bisserl tollpatschig und sehen herzig aus —

alles Attribute, die unsere Gesellschaft bei Streichelzieren bevorzugt. Das haben unterdessen auch Touristikunternehmer herausgefunden, immer mehr Zahlungswillige lassen sich zum „Pinguinstreicheln“ Richtung Antarktis verfrachten und können nach der Rückkehr dennoch schwer unter den sieben verschiedenen Arten unterscheiden.

Obwohl von kleinerer Statur sind die Felsen- und Goldschopppinguine (40 und 70 Zentimeter groß, 2,5 und 4 Kilo schwer) die wildesten, die ohne Seil und Haken senkrecht Felswände hinaufklettern. Eespinguine bringen es im Eismeer auf bis zu 27 km/h, sie sind mit Abstand die schnellsten Schwimmer. Am weitesten verbreitet sind die Adeliepinguine, auch wenn sie von den frechen Zügelpinguinen manchmal von ihren Felsenestern verdrängt werden. In Erinnerung bleiben allemal die Königspinguine, deren Nachwuchs mit seinem braunen Wuschelkleid auffällt und in „Kindergärten“ beaufsichtigt wird, bis die Eltern vom Krill- und Fischfang im Meer zurückkehren. Zurückgezogen in der Eiswüste leben jene ein Meter großen Prachtexemplare mit kaiserlichem Profil, die Krönung der Spezies.

Als Fünfjährige watschelte mir im Aquarium von Triest der erste Pinguin meines Lebens — übrigens einer von der alleits verbreiteten Art der Magellan-Pinguine — über den Weg. Seinen traurigen Blick vermochte ich damals in meiner kindlichen Vorstellungskraft nicht zu deuten, verfügte er doch über ein Planschbecken, in das er abtauchen konnte, wenn ihm das Fotomodell dasein zuviel wurde. Heute, nach einer Tour entlang der antarktischen Halbinsel, weiß ich, daß es den Pinguinen nur gut geht, wenn sie möglichst weit weg von Menschen sind.

Und gerade das ist ihnen nicht gelungen, obwohl sie am menschenleeren, unwirtlichen Eiskontinent siedeln. Zu Beginn dieses Jahrhunderts, als durch den Raubfang der Wal- und Robbenjäger das Eismeer leerer war und an den Küsten nur noch Knochenreste an die Robbenkolonien erinnerten, verfiel ein Australier auf die Wahnsinnsidee, in Ermangelung größerer Tranlieferanten, Pinguine auszukochen, die schon ihren Namen vom Fett (penguigo) haben, das ihnen als Kälteschutz und Energiespeicher dient. Die zivilisierte Welt bekam weiter ihr Tranöl für Lampen und Heizungen. Die Jäger hatten mit den zutraulichen Tieren, denen das „Feindbild Mensch“ völlig unbekannt war, leichtes Spiel. „Wie Schafe werden sie über eine Rampe auf die Schiffe getrieben und mit Fußtritten in die Dampfkocher befördert; ein Anblick, der krank macht“, berichtete

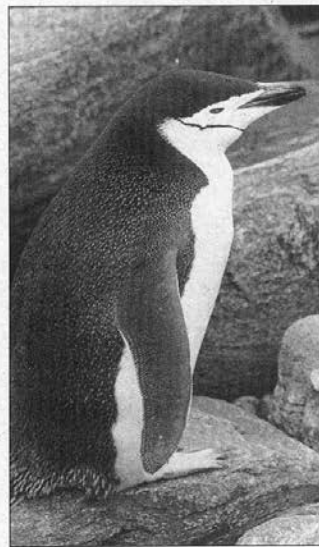
1919 eine australische Zeitung. Grob geschätzt endeten 15 Millionen Pinguine in den Kesseln der Schlächter.

Mit knapper Not hat sich ihre Spezies erhalten, die Verfolgung durch die Menschen hat nicht aufgehört. Alle Arten — außer die Kaiserpinguine, die im Landesinneren des Südpolargebietes brüten — sind auf die wenigen eisfreien Küstenstreifen in der Antarktis angewiesen, um ihre Brut aufzuziehen. Gerade dort machen sich jedoch die Forschungsstationen breit. Unzählige Pinguinkolonien mußten schon weichen. Ergreifen die Bewohner von Antarktika nicht freiwillig die Flucht, werden sie — wie an der französischen Station Dumont d'Urville — einfach weggesprengt.

„Pinguine sind strohdumm“, erzählt ein Antarktiskenner, jeden Morgen würden sie auf der gleichen Route an der Station vorbeizum Wasser watscheln, obwohl dort die Hunde allmorgendlich lauerten und sich einige aus der Gruppe als Frühstück holten. Der Zeitgenosse tut ihnen unrecht. Wie sollten die — auf dem Land obendrein unbeholfenen — Vögel über Fremdkörper wie Vierbeiner Bescheid wissen, die aus der zivilisierten Welt eingeflogen werden? In ihrem eigenen Lebensbereich sind Pinguine raffiniert, ja zuweilen sogar hinterhältig. Wenn sich Hundertschaften auf einer Eisscholle sammeln, um im südlichen Ozean auf Jagd zu gehen, zieht einer am Rande das „Rempel-Los“, haben Forscher beobachtet. Taucht „der Köder“ aus den Eisfluten wieder auf, ist das die Garantie, daß dort die Luft rein ist und keine Seeloparden oder Seelöwen auf Pinguinfutter lauern.

Gegen neugierige Touristen sind sie freilich nicht gewappnet, wenn diese in Scharen in eine Brutkolonie einfallen. Frank Todd, amerikanischer Vogelforscher und weltweit als Pinguinspezialist anerkannt, kann den Besuchen von privaten Antarktisern dennoch Positives abgewinnen: „Menschen können für den Schutz des Eiskontinents am leichtesten gewonnen werden, wenn sie sich an Ort und Stelle von der Bedeutung überzeugen“, meint der Amerikaner. Solange Tierschutz nur funktioniert, wenn der ehrenwerte „Zweibeiner“ als Gegenleistung garantiert bekommt, daß er die gerettete Kreatur ans Herz drücken darf, wird es sich wohl so verhalten. Aber selbst die Menschheit ist lernfähig, und es heißt vielleicht in naher Zukunft doch: „Wir helfen den Pinguinen, indem wir sie auf ihrem Kontinent in Ruhe lassen.“

P.S. Ich höre meine lieben Kollegen aufatmen: „Endlich ein Büro mit keiner einzigen Pinguinabbildung“.



DER GRÜNE KREIS — SCHICKSAL FÜR MENSCH UND TIER

Mitte Juli 1991 tobten Gewitter in ganz Österreich, so auch am Wechsel. Seit Tagen, genau gesagt, seit einer Woche. Am Abend des 15. Juli auch in St. Corona, am Meierhof, einem der sieben Höfe des Grünen Kreises. Drei Milchkühe waren bereits zum Melken in den Stall geführt worden. Die restlichen sechs suchten Schutz vor dem Unwetter unter einer großen Fichte. Der diensthabende Psychotherapeut überwachte hoch psychologisch das Melken durch einen Hofbewohner. Inzwischen fuhr der Blitz in die Fichte und erschlug die sechs ungemolkenen Kühe.

Auf die Frage, warum man diese nicht rechtzeitig hereingeführt habe, standen sie doch unmittelbar neben dem Stall, erwiderte der Sohn eines Unternehmers, der nach einem größeren Heroideal im Genuß von Therapie statt Strafe steht: „Wäre es Dir recht gewesen, ich wäre auch erschlagen worden?“ Dem Obmann des Vereines wäre es nicht recht gewesen, was den Unternehmersohn beruhigte. Auch als Arzt war der Vereinsobmann beruhigt — schon wegen der Versicherung, die den Schaden deckte. Aber es ärgerte ihn doch ziemlich, hatte er doch gehofft, daß nach sechs Jahren Rehabilitation Suchtkranker am Bauernhof schon einer wüßte, daß man Tiere im Gewitter nicht auf der Weide läßt. Es sei so schnell gekommen wie ein Hurrikan, entgegnete der ehemalige Heroideal, ein sehr intelligenter Bursche. Der Obmann war ob dieser Antwort ebenso überrascht, wie der ganze Bauernhof vom Unwetter.

15 ehemals Süchtige können nicht die Arbeit leisten, die ein Bauer und eine Bäuerin tun, pflegte er immer zu sagen. „Wir brauchen zum Hendlfüttern einen eigenen Mann. Die Bäuerin macht das zwischen der Suppe und dem Sterz und flucht nicht einmal dabei. Bei uns ist der Hendlfütterer leicht überfordert.“ So bissig äußerte er sich an manchen Tagen, wenn seine Enttäuschung allzu groß wurde. Dabei hatte er von seinem Projekt so viel gehalten, damals vor sechs Jahren, als er einen wissenschaftlichen Auftrag an Land zog, mit dem er beweisen wollte, daß Süchtige in ländlicher Umgebung, mit bäuerlicher Arbeit, besser zu rehabilitieren seien als in einem Krankenhaus in der Großstadt. Die Studie fiel günstig aus und so hat man heute sieben Höfe, eine Menge Vieh und die multiplizierte Enttäuschung über die Unfähigkeit der Menschen, derer man sich annahm und annimmt.

Sorgepflicht

Die Rechtfertigung für sein Tun fand der Gründer erstmalig in Imre Kusztrichs Buch,

„Haustiere helfen heilen“, in dem viele bahnbrechende Studien zum Thema „Tierliebe als Medizin“ zusammengefaßt sind. Besonders ein Satz Kusztrichs beeindruckte ihn sehr: „Für ihr (der Tiere) Schicksal verantwortlich zu sein, ist eine große, beglückende Aufgabe.“ Das ist es, was der süchtige, junge Mensch braucht. Er, der für nichts und niemanden verantwortlich sein will, nicht einmal für sich selbst, wird Freude erleben durch die Nähe des Tieres. Er wird die Aufgabe des Sorge-rechts und der Sorgepflicht für das Tier gerne übernehmen und die Dankbarkeit der Tiere wird es ihm lohnen. Das war eine schöne Utopie. In Wahrheit braucht der Tierfütterer einen Aufseher, dieser einen hauptsächlich Verantwortlichen, alle zusammen einen Psychotherapeuten und darüber steht die ständige Motivationsarbeit und noch höher die stets zu erneuernde Vereinsideologie, daß dieser Verein zum besseren Gedeihen von Mensch und Tier existent sei und daß man ohne das Tier nichts anderes sei als jede andere Junkyansammlung auch, die halbherzig Drogenfreiheit anstrebt.

Dabei gibt es so viel Ähnlichkeit zur gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen. Naturvölker schätzen ihre Haustiere oft mehr als ihre eigenen Kinder, es gibt heilige Tiere, große Kulturen sind Tiergötter gewidmet. So gewinnt der gehemmte, scheue, von Menschen enttäuschte, süchtige Mensch oft viel leichter Kontakt zum Tier als zu seinen Mitpatienten. Er betet das Tier nicht gerade an, aber er spricht zu und mit ihm als verstünde es ihn.

Es ist wahr, daß Tiere die besseren Menschen sind, hören sie uns nicht besser zu als sogar Psychotherapeuten? Kein Wort der Widerrede, kein Einwand, keine Kritik. Und sie üben auch keine Abstinenz, wie die Therapeuten, sie schmiegen sich an uns, gehen mit uns mit und erwarten und begrüßen uns zu jeder Zeit freudig. Wir können ihnen alles anvertrauen, sie sagen niemandem etwas weiter. Und doch glauben wir, daß sie wissen, weil sie immer so tun als verstünden sie uns. Oder verstehen sie uns wirklich?

Banditen

Es gibt eine geheime Anziehung zwischen Mensch und Tier. Wir haben zwei Banditen im Verein. Nein, nicht Menschen, da haben wir mehr von der angesprochenen Sorte. Es sind die Namen, welche die Tiere von ihrem neuen Herrn bekommen, die vieles ahnen lassen. So heißt ein Tarpan mit aufrecht stehender Mähne Bandit, aber auch der zugelaufene Hund von Herby wurde so genannt. Herby's Eltern brachten

sich gegenseitig um oder so. Jedenfalls soff der Vater und tötete im Eifersuchts-wahn die Mutter und richtete sich dann selbst. Die Ausrottung des Kindes blieb diesem erspart, weil es schon früher ins Heim gekommen war. Herby hatte ein schweres Los im Heim, obwohl er seine Pflegemutter heute noch mehr liebt als irgendjemand anderen. Jedenfalls fühlte er sich als Ausgestoßener, ist viel geprügelt und im Gefängnis vergewaltigt worden. Was Wunder, daß ihm ein ebensolcher Hund zulief, den er Bandit nannte, wahrscheinlich weil er in seinen geheimen Phantasien gerne ein böser Held wäre, der die Menschheit ein bißchen ausröten möchte. Als Revanche gegen sein übles Schicksal. Vielleicht hat er aber ein paar gewalttätige Gene seines Vaters geerbt und zum Glück auch welche seiner armen Mutter, welche zwar den Ausbruch der Gewalttätigkeit bei ihm verhindern, aber dafür sein neurotisches Spannungsfeld aufbauen. Am Höhepunkt seiner neurotischen Spannungen flüchtet er sich unbe-wußt in hysterische Anfälle, indem er bei anderen Schutz sucht wie ein kleines Kind. Unser Möchtegernbandit hat sich nun einen Banditen zugelegt. Ein unerziehbares, verschlagenes, aber sehr anhängliches Wesen von einem schwarzen Mischlings-hund mit Flatterohren, der alles frißt, was nicht ihm gehört. Einmal im Zimmer eingesperrt, biß und quetschte er das Kippfenster auf und sprang aus dem ersten Stock, um sein neues Herr zu suchen. Die Freude war auf beiden Seiten groß als sie einander wiederfanden. Das Fenster ist seitdem kaputt.

Rivalität

Alles ging so recht und schlecht, bis plötzlich ein Bauer dastand und behauptete, er hätte einen Hund gesehen, den er als den seinen erkannt haben wollte. Vom Hund war keine Spur. Dieser hatte sich, als er Wind von dem Besucher bekam, ins finsterte Dickicht zurückgezogen und wedelte nicht einmal mit der Schwanzspitze als der Bauer seinen Namen rief. Man versprach, den Hund zurückzugeben sobald er auftauchen würde, wenn der Bauer die inzwischen getätigten Ausgaben für die Impfung bezahlen würde. Ob dieser Aussichten verschwand der Mann auf Nimmer-Wiedersehen. Man rief ihn an und er erklärte, schon von einem neuen Wurf gehört zu haben, wo er sich kostenlos einen neuen Hund holen wollte. Wie gesund mußte doch unser Bandit sein, daß er ohne Impfung so gesund geblieben war — und wie wichtig war es gewesen, ihn als erste Handlung zu impfen. Inzwischen hatte der Gründer, wie es seine

überevorsorgende Art war, Herby ein neues Hündchen besorgt, um dessen erwarteten Trennungsschmerz zu lindern. Als er mit dem putzigen Wollknäuel ankam, empfingen ihn Hund und Herrl einträchtig nebeneinander sitzend und „fragten“ ihn, was er mit dem Welpen wolle.

Der Gründer ging mit dem Welpen in ein anderes Haus, das noch nicht auf den Hund gekommen war und zeigte das Junge her. Sogleich wurde er zum Paris und drei Frauen stritten um das allerliebste Tier. Eine trat bald von dem Wunsche zurück, da sie sich ihrer Position als Therapeutin bewußt wurde. Eine chronische Siegerin und eine chronische Verliererin wollten die Sache unter sich ausmachen, nachdem verhindert worden war, daß die Siegewohnthe, die außerdem über Barmittel verfügte, das Hündchen im Handstreich nahm. Nach zwei Stunden und einiger Hilfe durch den Haustherapeuten gehörte der Hund der Verliererin, die über keine Barmittel verfügte. Die neue Besitzerin des Hundes weinte aus Schuldgefühl gegen die Siegewohnthe, die nun mit leeren Händen dastand. Die ungewohnte Verliererin verstand die Welt nicht mehr und war auf's erste einmal auf den Hundestifter böse, weil der ihr ja nun ein neues Problem beschert hatte. Wie wahr, denn ohne Hund war sie ja scheinbar problemlos gewesen und sie hatte ja tatsächlich die Situation nicht selbst

heraufbeschworen.

Der Stifter ging, wieder einmal enttäuscht von dieser Welt, von dannen. Am nächsten Tag ging auch die Dame ohne Hund, setzte sich auf den Bahnhof und wartete auf einen Zug, der sie zurück nach Wien und näher den Drogen führen sollte, die jahrelang alle ihre Probleme gelöst hatten. Der Zug kam indes nicht oder war schon weg. Und so fand sie, die vom Hund Abstand-genommen-habende Therapeutin wieder und brachte sie heim. Der Hund schlief unter der Bank und bemerkte von alledem nichts. Später fraß er die Dose leer, die ihm der Stifter dagelassen hatte.

In einer Untersuchung zur Bedeutung der Arbeit mit Tieren im Rahmen einer therapeutischen Gemeinschaft von Drogen-kranken kamen Legl und Pernhaupt vom Grünen Kreis zur Auffassung, daß alle Patienten, die in ein Haus mit Tierhaltung wechselten, meinten, seit diesem Wechsel zufriedener zu sein. Etliche führten die Verbesserung ihres Wohlbefindens auf die spezielle Arbeitstätigkeit mit Tieren zurück. Gerade Personen mit besonders ausgeprägten, hartnäckigen Kontaktstörungen holten sich aus der Tierhaltung bedeutenden persönlichen Gewinn. Man sprach allgemein von dem Aspekt der Mitverantwortung über die Befindlichkeit und das Wohlergehen von etwas „Lebendigen“. Dazu muß ergänzt werden, daß die Eigenverantwortlichkeit bei diesen Personen noch gar nicht groß sein muß und sie für andere Menschen gar nicht verantwortlich sein wollen. Beim Tier fiel es ihnen eben leichter. Viele Abhängige zeigen, daß der Umweg über das Tier in späteren Therapiephasen doch noch zu verbesserten zwischenmenschlichen Kontakten führt.

Sinnfindung

Schmalhofer vom Grünen Kreis sagte in einem Referat über die Arbeit mit Tieren im Rehabilitationsprozeß Süchtiger: „Es ist jemand von mir abhängig, also muß ich aufstehen und arbeiten, auch wenn es mich heute nicht freut!“ und drückt so die motivationsbildende und lebensbejahende Funktion des Tieres im Sinnfindungsprozeß „ver-

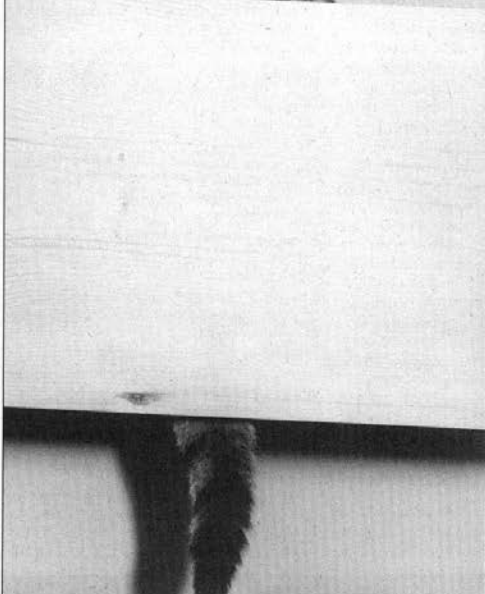
lorener“ Menschen aus. Aidsinfizierte am Bauernhof leben länger als solche in der Stadt, obwohl sie an den Zoonosen leichter erkranken als Gesunde. Das Immunsystem wehrt besser ab, wenn ein gesunder, freiwilliger Streß am erkrankten Individuum lastet. Ein Kind und ein Hund haben eine Aidsinfizierte im Grünen Kreis jahrelang vor dem Tod bewahrt, bis er schließlich doch kam. Aber es waren die zufriedenen Jahre ihres an Wechselfällen reichen Lebens gewesen.

Der menschliche Gründer des Vereines Grüner Kreis spricht nie über diesen ohne seinen tierischen Partner zu erwähnen, der ihm jahrelang die Treue hielt, bevor er von Menschen heimtückisch beseitigt und gefressen worden ist. Nicht ein Haar erinnert mehr an ihn, obwohl der Gründer ihn gerne ausgestopft hätte oder wenigstens auf seinem dicken Fell sein sorgenschweres Haupt ausruhen wollte.

Als der Gründer und Obmann des Vereines einst zum Aufputz des letzteren einen Ehrenpräsidenten suchte, nahm er Kontakt mit bedeutenden Männern seiner Zeit auf und bat sie, ihm ihre Würde zu leihen. Sie alle verneinten, die einen höflich, die anderen knapp und barsch, manche ohne überhaupt zu antworten. In seiner Enttäuschung von den Menschen wandte sich der Gründer wie so oft in den letzten Jahren an seine Tiere. Pflöge er doch bei Betreten jedes Bauernhofs zu sagen: „Visite für Tier und Mensch, zuerst die Tiere dann die Menschen!“ Auch er tat sich mit den Tieren eben leichter, obwohl er das Handwerk der Seelenheilung für Menschen ausübte. Also ging er wieder einmal in den Stall und klagte den Tieren sein Leid. Der neugierige, große, starke Sigi stemmte seine Schafhaxen in die Futterraufe und erhob sein Dickhaupt hoch in die Luft. Also sprach der Mensch zum Tier: „Sigi, keiner will Ehrenpräsident werden, was ist mit Dir?“ Und Sigi sagte nicht nein wie die Menschen, sondern ließ sich am bewollten Schafskopf kraulen und blickte sehr selbstbewußt aus seinen schwarzen Augen. Also wurde er Ehrenpräsident und auch als solcher tituliert und alle Besucher wurden ihm vorgestellt. Vielleicht wußte er nicht was er tat, wie seinerzeit der Gründer, als er einen Verein für Mensch und Tier erfand und ihn „Grüner Kreis“ nannte.

Alle Völker glaubten an die direkte Heilkraft der Tiere. Man war der Meinung ein leckender Hund könne von einer Krankheit befreien. So hat man einst auch geglaubt, der Geschlechtsverkehr mit unschuldigen Kindern befreie von der Syphilis. Nun, beides glauben wir heute nicht mehr. Aber tief in unserer Seele tut uns der leckende Hund gut und das Schaf, das uns streichelt und das scheue stolze Lama, wenn es endlich ein Blatt aus unserer ausgestreckten Hand zupft. Und da alle Krankheiten aus der Seele kommen, mag es wirklich nützen, wenn sich die Tiere auf ganz einfache Art in unsere Seele einschmeicheln.

Nicht wir streicheln das Tier, sondern es streichelt uns. Oder anders gesagt, wenn wir ein Tier am Fell kraulen, kraulen wir unsere eigene bedürftige Seele.



WER WILL LEBEN — WER MUSS STERBEN?

Medizin und Tierversuch

Das Recht des Menschen auf ein lebenswertes Leben ist für viele auch in unserer sozialen Gesellschaft bis heute nicht erfüllt. Die dunkle Seite des menschlichen Wesens rückte in der Realität des Jahres 1991 nachdrücklich als gewaltiger Kontrapunkt zum humanen Streben und Handeln in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang erscheint der Slogan der amerikanischen Tierrechtsbewegung „People for ethical treatment of animals“ fast einen konträren Sinn zu bekommen: „A Rat is a Pig is a Dog is a Boy!“.

Auch die Forschung wird heute nicht mehr wertfrei betrachtet. Nicht nur Contingent in der Medizin, sondern auch Hiroshima und Tschernobyl, die Urwälder des Amazonasgebietes und Dürrekatastrophen, die Trinkwasserverseuchung und Umweltverschmutzung werden der Forschung angelastet. Forschung wird oft eng mit Wirtschaft und Industrie, daher auch negativ mit Profitgier und Ausbeutung assoziiert. Die andere Realität wird von dem amerikanischen Neurochirurgen Robert J. White in Reader's Digest 1988 so beschrieben: „Vor 4 Jahren war ich Mitglied eines Chirurgenteams, das einen malignen Gehirntumor bei einem 9-jährigen Mädchen entfernen sollte. Die Operation war nicht erfolgreich, da wir die Blutung im Hirngewebe nicht beherrschen konnten. Wir konnten das kleine Mädchen nicht vom Tumor befreien, der sie nun langsam töten würde. Um Zeit zu gewinnen, unterzogen wir sie einer Bestrahlungstherapie. Gleichzeitig experimentierten wir in unserem Hirnforschungslabor an einem neuen Präzisionslaserskalpell. Wir arbeiteten mit Affen und Hunden, welche unter humanen Gesichtspunkten behandelt und anaesthetisiert wurden, wir perfektionierten unsere Operationstechnik. Dann im Juli 1985 nutzten mein Assistent, der Kinder-Neurochirurg Matt Likavec, und ich das Laserskalpell und konnten den gesamten Tumor des kleinen Mädchens entfernen. Nun ist sie 13 Jahre alt, sie ist gesund, glücklich und kann in Zukunft mit einem normalen Leben rechnen. Die Tierversuche haben uns in die Lage versetzt, ein Kind zu heilen, dem wir 15 Monate vorher nicht helfen konnten.“ Heute steht in Österreich den Neurochirurgen ebenfalls das Laserskalpell zur Verfügung, zur Etablierung dieser Methode waren keine Tierversuche mehr notwendig.

Wie stehen Sie zu diesem Tierversuch? Gerhard Zbinden, der Doyen der Toxikologen, stellte sich zwei Fragen und beantwortete sie selbst für sich so: „1. Sind

Tierversuche wissenschaftlich und ethisch zu rechtfertigen? Antwort: JA! 2. Sind alle Tierversuche wissenschaftlich und ethisch zu rechtfertigen? Antwort: NEIN!“

Die Anfänge

Gregor Mendel diente zum Beispiel Wicken und Bohnen als Modell, um die gesetzmäßigen Vorgänge bei der Vererbung zu erforschen. Dieser bei Pflanzen beobachtete Vererbungsgang erwies sich auch bei der Reproduktion tierischen und menschlichen Lebens als gültig. Allerdings mußte später auch erkannt werden, daß die Natur diese allgemeinen Regeln durchaus verändern kann. Das Lebenswerk vieler Wissenschaftler und Nobel-Preisträger war notwendig, um nur einen Teil jener Vorgänge aufzuklären, die eine Verdoppelung, Abspaltung, Zerschneidung und Zusammenfügung genetischen Materials ermöglichen. Diese lebensnotwendigen und faszinierenden Vorgänge sind keine menschliche Erfindung zur Genmanipulation, sondern wurden bereits von Mikroben vor etlichen Millionen Jahren zum Selbstschutz entwickelt, um ihre eigenen Gene reparieren oder sich neuen Lebensbedingungen anpassen zu können.

In Analogie hat der menschliche Geist Methoden und Techniken entwickelt, um biologische Vorgänge zu untersuchen und auch neue Methoden geschaffen, um Gefährdungen zu erkennen und Krankheiten zu diagnostizieren, ihnen vorzubeugen bzw. sie zu behandeln und zu heilen. Dieser Selbstschutz des Menschen ist durchaus legitim, hat er doch natürlicherweise weder die Kraft eines Elefanten, die Verteidigungswaffen eines Tigers, die Vermehrungsrate eines Kaninchens oder die Fähigkeit, in der Luft oder im Wasser zu leben. Er besteht nur aus rund 20 Elementen, lebt bei etwa 20 Grad Außentemperatur und muß als thermolabiles System peinlichst auf die Erhaltung seiner eigenen Körpertemperatur von 36 - 37 Grad achten. Betrachtet man nun einen lebenden Organismus als Gesamtheit einer Vielzahl lebender Zellen mit speziellen Strukturen und Funktionen, so basiert die Gesamtfunktion auf einem geordneten Zusammenspiel mit übergeordneten Regulationsmechanismen. Diese Gesamtfunktion kann daher nicht allein durch eine Summation der Einzelfunktionen erfaßt werden, sondern jede einzelne Funktion ist mit allen physiologischen und pathophysiologischen Abläufen in die Komplexität aller Körpersysteme eingebunden. Bei konkreten

Fragestellungen, deren Beantwortung von der Erhaltung aller biologischer Mechanismen und Reaktionen abhängig ist, stehen daher nur der Mensch und das Tier als intakte Untersuchungsobjekte in seiner Gesamtheit zur Verfügung. Kann hingegen bei einer Fragestellung auf diese Komplexität verzichtet werden, muß die Untersuchung in einer entsprechenden untergeordneten Ebene der Organisation durchgeführt werden.

Diese Ebenen umfassen vom Gesamtorganismus ausgehend in absteigender Folge Körpersysteme (Kreislaufsystem, Zentrales Nervensystem, Immunologisches System, etc.), Einzelorgane, Gewebe, Zellverbände, Zellen, subzelluläre Fraktionen und Enzymsysteme bis hin zu den Biomolekülen. Untersucht man daher mit allen heute zur Verfügung stehenden Methoden eine Einzelzelle, so wird man zwar sehr genaue zellbezogene Informationen erhalten, ihre oft vielfältigen Funktionen und Reaktionen im Gesamtorganismus jedoch nicht bewerten können. Der bewußt in Kauf genommene Informationsverlust für eine Aussage auf das gesamte Individuum wird gegen den Vorteil getauscht, auf die jeweilige Fragestellung sich störend auswirkende übergeordnete Einflüsse und Gegenregulationen je nach Wahl der Ebene vermeiden zu können. Untersuchungen dieser Art fehlt daher der direkte physiologische Bezug zu den ausgeschalteten Körpersystemen, sie gestatten jedoch, durch eine standardisierbare und willkürliche Wahl der Versuchsbedingungen (in vitro), isolierte Einzelvorgänge zu beobachten, die ausschließlich auf dieser gewählten Ebene unbeeinflusst ablaufen. Somit können auch Reaktionen festgestellt werden, die im Gesamtsystem durch Gegenregulationen maskiert werden bzw. in manchen Abläufen überhaupt nicht feststellbar sind. Je tiefer allerdings die Untersuchungsebene gewählt wird, umso künstlicher wird der Versuchsaufbau und somit auch das Versuchsergebnis, da die Untersuchungen nicht mehr im Schutze eines biologischen Systems (in vivo) ablaufen.

In diesem Sinne bekommen die verschiedenen Untersuchungsebenen der biomedizinischen Forschung eine wissenschaftliche Wertigkeit, die sich auf die Aussagekraft einer Beobachtung in Bezug auf den Gesamtorganismus auswirkt. Für den Forscher ist daher die Wahl der Untersuchungsebene vorerst eine reine Sachentscheidung und abhängig von der konkreten Fragestellung, nicht jedoch eine Wertig-

keit im ethischen Sinne.

Viele hoch spezialisierte Techniken und Methoden in der biomedizinischen Forschung sind eng mit den Fortschritten der Technik, Physik und Chemie verbunden und wurden der entsprechenden biologischen Anwendung angepaßt. Diese Techniken erlauben es heute nicht nur, dünnste Schichten des Körperinneren eines lebenden Organismus sichtbar zu machen, sondern auch die Struktur eines kompliziert gefalteten Biomoleküls aufzuklären und darzustellen.

Diese enormen technischen Möglichkeiten sowie das nicht mehr überschaubare Fachwissen der heutigen biomedizinischen Wissenschaft können jedoch leicht zu Mißverständnissen führen, da vieles als selbstverständlich und machbar erscheint, jedoch „Nicht Machbares“ als Mißerfolg der Medizin gewertet wird. Sowohl die hohen Erwartungen an die Medizin als auch die Enttäuschungen durch die Medizin liegen nicht zuletzt in dieser Symbiose Technik — Medizin begründet, da biologische Abläufe und Krankheiten wie technische Gebrechen angesehen werden.

Und tatsächlich liegt der modernen Medizin und der biomedizinischen Forschung das naturwissenschaftliche Denken zugrunde, das in einer logischen Kette aus Beobachtungen und Experimenten zu richtigen Schlußfolgerungen kommt. Die Forschung bedient sich oftmals unterschiedlicher Modelle, die nicht mit einer Methode verwechselt werden sollen. So wurde in früheren Zeiten der Frosch zur Bestimmung einer möglichen Schwangerschaft bei Frauen herangezogen, da eine chemische Methode zum Hormonnachweis noch nicht entwickelt war. Im Gegensatz dazu dienten Loewi in Graz zwei Frösche als Modell, erstmalig die Beeinflussung der Herzaktivität durch unbekannte, im Blut auftretende hormonelle Überträgersubstanzen nachzuweisen. Der Tintenfisch mit seinem Riesenaxon diente in weiterer Folge der Forschung als Modell, elementare Grundlagen der Elektrophysiologie des Nerven zu erarbeiten.

In Bezug auf die Übertragbarkeit der Ergebnisse von Untersuchungen an Bohnen, Wicken, Fröschen und Tintenfischen auf den Menschen bzw. andere Tierarten gibt es keinen Zweifel, wenn man den Modellcharakter mit seiner ganz spezifischen und umschriebenen Aussagefähigkeit berücksichtigt. Somit ist es tatsächlich möglich, Forschungsergebnisse nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Tieren, Pflanzen oder Bakterien auf den Menschen zu übertragen.

Im wissenschaftlichen Sinn stellt ein Modell einen experimentellen Aufbau dar, der sehr klar und sensibel auf die spezielle Fragestellung reagiert, unter standardisierten und kontrollierten Bedingungen abläuft sowie erlaubt, alle unerwünschten bzw. störenden Einflüsse auszuschalten. Das Modell soll daher in der Lage sein, eine möglichst exakt formulierte wissenschaftliche Frage zu beantworten, d. h. eine Hypothese zu bestätigen oder zu verwerfen.

Diese sehr technische Definition mit hohen Ansprüchen gilt generell auch für die biomedizinische Forschung. Bezugnehmend auf die biologischen Fragestellungen bezieht sich daher das Modell zumeist auf den lebenden Organismus, auf dessen Untereinheiten oder bestimmte Strukturen. Die Problematik besteht nun darin, daß die Standardisierung eines komplexen lebenden Organismus selbst als auch all seiner biologischen Ebenen nahezu unmöglich ist. Dies bedeutet, daß psychische Faktoren, Umwelteinflüsse, Ernährung, Rasse etc. sowie individuelle Unterschiede wie Alter, Geschlecht, Gewicht, Größe, Blutgruppen, krankheitsbedingte Veränderungen und sonstige Besonderheiten nicht ausgeschlossen werden können, sondern berücksichtigt werden müssen. Jeder Mensch und jedes Tier unterliegen zwar den natürlich vorgegebenen Gesetzmäßigkeiten, aber auch einer breiten individuellen Variabilität.

Auf der anderen Seite entzieht sich in vielen Fragestellungen das zentrale Objekt der biomedizinischen Forschung, nämlich der Mensch selbst, aus ethischen Gründen einer direkten Untersuchung. So mußte bereits seit den Anfängen der Geschichte der Medizin das Tiermodell das Original, nämlich den Menschen, ersetzen. Es ergibt sich somit nicht nur die Frage, ein Versuchsergebnis vom Versuchstier allgemein auf den Menschen zu übertragen, sondern individuell auf den Einzelmenschen mit all seinen besonderen Ausprägungen und Eigenschaften. Das Tier als Modell, in toto oder in pars, muß daher nicht in seiner Gesamtheit dem Original entsprechen, sondern in Abhängigkeit von einer ganz konkreten Fragestellung bewußt eine Ähnlichkeit oder einen Unterschied aufweisen. Diese Art des systematischen Forschens bezieht sich nicht nur auf die Humanmedizin mit dem Menschen als Nutzer, sondern wird auch in anderen Fachgebieten angewandt. Nicht zuletzt hat sich vor ca. 200 Jahren die Veterinärmedizin als eigener medizinischer Zweig von der Humanmedizin abgespalten, um diese Unterschiede nicht nur tierart-, sondern sogar gezielter rassenbezogen zu untersuchen. Heute werden viele Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten der Humanmedizin, deren Entwicklungen großteils mit Tierversuchen eng verbunden waren, wieder zu einer veterinärmedizinischen Anwendung zurückgeführt. So haben sich zum Beispiel auf dem Gebiet der Herz-Kreislaufkrankungen mancher Hunderassen verblüffende Ähnlichkeiten mit denen des Menschen ergeben. Diese erkrankten Tiere sind wie menschliche Patienten anzusehen, die sehr wesentliche Informationen über den Verlauf der Krankheit, der Prognose bei unterschiedlichen Therapieformen etc. geben können. Viele wissenschaftliche Fragen können jedoch aus methodischen und ethischen Gründen weder am tierischen noch am menschlichen Patienten gelöst werden.

Definition des Tierversuches

Das Tierversuchsgesetz gibt folgende De-

finition des Tierversuches: „Als Tierversuche werden alle das Tier belastenden experimentellen Eingriffe und Behandlungen von lebenden Wirbeltieren bezeichnet, die das Ziel haben, eine wissenschaftliche Annahme zu prüfen, Informationen zu erlangen, einen Stoff zu gewinnen oder zu prüfen oder die Wirkung einer bestimmten Maßnahme am Tier festzustellen.“ Einen großen Anteil an Tierversuchen nehmen Untersuchungen im Sinne der Sicherheit chemischer Produkte und Arzneimittel in Anspruch, die auf gesetzlicher Vorschrift basieren. Tierversuche für biomedizinische Grundlagenforschung und angewandte Forschung werden hingegen nicht direkt gesetzlich gefordert.

1. Tierversuche aufgrund gesetzlicher Vorschriften dienen nicht im eigentlichen Sinne der Forschung, sondern werden zur allgemeinen Sicherung des Lebens von Mensch und Tier sowie der Umwelt durchgeführt. Darunter fallen u. a. die Feststellung und Klassifikation der Toxizität chemischer Produkte, der Nachweis der unbedenklichen Nutzung von Produkten im jeweiligen Anwendungsbereich, die Überprüfung bestimmter Arzneimittel und Impfstoffe usw. Nationale und internationale gesetzliche Vorschriften und Übereinkommen reglementieren nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Methodik dieser Tierversuche. Diese Vorschriften bedingen einerseits ein gewisses Maß der Sicherheit, bedeuten aber gleichzeitig das Maß an Restrisiko, das der Gesetzgeber der Gesellschaft zumutet. Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die in diesen Bereich fallenden und in der Öffentlichkeit diskutierte LD₅₀-, Draize- und Pyrogen-Tests sowie die Einbeziehung bestimmter Produktgruppen, wie Kosmetika, Aromastoffe etc., zu sehen. Darüberhinaus bewirken verschärfte Produkthaftungsgesetze Konsequenzen in privatrechtlichen Regreßansprüchen.

Für die Sicherheit und Kontrolle chemischer Produkte sowie der gezielten Anwendung von Arzneimitteln sind verschiedenste Informationen notwendig, die man in toxikologischen, pharmakokinetischen und pharmakodynamischen Untersuchungen erfassen muß. Die oben angeführten Qualitätskontrollen von Arzneimitteln und Impfstoffen dienen u. a. der biologischen Wertbestimmung von Hormonpräparaten, der Prüfung auf *Mycobacterium tuberculosis* und Pyrogene sowie einer anormalen Toxizität.

So verdanken viele zuckerkranken, menschliche als auch tierische Patienten, der externen Zufuhr von Insulin ein fast normales Leben. Dieses Insulin, in einem klassischen Tierversuch an Hunden als blutzuckerregulierendes Hormon der Bauchspeicheldrüse entdeckt, wurde von Schweinen gewonnen und trotz artspezifischer Besonderheiten von Mensch und Tier zumeist gut vertragen. Als biologisches Arzneimittel unterliegt es, wie viele andere Naturprodukte auch, großen Schwankungen in seiner biologischen Aktivität, so daß die Verabreichung einer unkontrollierten, unterschiedlich wirksamen Dosis Insulin le-

bensbedrohend für den Patienten sein kann. Zur sorgfältigen Einstellung jeder Charge Insulin wurden daher Ratten benötigt, um eine sichere Anwendung beim Patienten zu gewährleisten. Diese Tiere waren zweifellos kurzfristig durch hypoglykämische Zustände, verbunden mit Konvulsionen, einer hochgradigen Belastung ausgesetzt. Wissenschaftler einer Pharma-Firma haben nun eine HPLC-Methode (high performance liquid chromatography) entwickelt, welche diese Tierversuche in Zukunft als Methode ersetzen kann. Auf der anderen Seite kann die Produktion von humanem Insulin mit Hilfe eines genetisch veränderten Colibakteriums nicht erfolgen, da man hilflos und unschlüssig einer neuen wissenschaftlichen Entwicklung gegenübersteht.

Der Bereich toxikologischer Untersuchungen beschäftigt sich mit den Fragen der Verträglichkeit bzw. Schädlichkeit einer chemischen Substanz im allgemeinen und von Arzneimitteln im besonderen. Je nach Aufnahmeort bzw. Verabreichungsart der Substanz in den Körper werden sowohl das Ausmaß der toxischen Wirkung in Bezug auf die verabreichte Menge, als auch die Art der toxischen Effekte bestimmt. Die Untersuchungen haben nicht nur die Veränderungen nach einer einmaligen Verabreichung (akute Toxizität) zu erfassen, sondern müssen auch mögliche Spätschäden nach ein- und mehrmaliger Verabreichung (subchronische und chronische Toxizität) berücksichtigen.

Aufgabe dieser gesetzlich vorgeschriebenen Untersuchung ist es, nicht nur Organveränderungen, sondern auch Funktionsveränderungen von Organen oder Systemen sowie deren gegenseitige Beeinflussung festzustellen. Es wird also die Ebene des Gesamtorganismus benötigt, um eine verbindliche Aussage treffen zu können. Der gleichzeitige und gezielte Einsatz von in vitro-Methoden in allen Subebenen trägt zu einer Reduktion der unbedingt erforderlichen Anzahl von Tierversuchen bei.

Zwei Aspekte der Toxizitätsuntersuchungen haben im besonderen Maß zu einer breiten Diskussion geführt. Der eine Aspekt ist die Wahl der Produkte, wie z. B. Kosmetika oder Aromastoffe, die einer toxikologischen Untersuchung unterliegen. Eine Risiko-Übertragung auf den Endverbraucher erscheint äußerst fragwürdig, zumal der Begriff „Kosmetikum“ nicht nur reine Schönheitsmittel umfaßt, sondern auch in medizinische Belange, z. B. in die Aknebehandlung, reicht. Andererseits muß festgestellt werden, daß in der frühen Entwicklungsphase der Produkte, in einem sogenannten Vorscreening, mit derzeit bereits existierenden in vitro-Methoden mögliche Gefährdungen erfaßt werden. Positive in vitro-Untersuchungen, wie z. B. das Auftreten erbgutschädigender Wirkungen in Test-Bakterien, bedeuten zwar noch nicht eine tatsächliche Gefahr in vivo, führen jedoch in der Regel zu einem Abbruch weiterer Untersuchungen, insbesondere der Durchführung von Tierversuchen.

Tests

Der zweite Aspekt sind bestimmte gesetzlich vorgeschriebene Methoden, wie der LD50-Test und der Draize-Test, die das Versuchstier als Methode, ähnlich dem Frosch zum Schwangerschaftsnachweis, einsetzen.

Der LD50-Test dient historisch begründet weltweit als Maß der akuten Toxizität, wobei die hohe statistische Absicherung eine Opferung zahlreicher Tiere erfordert. Seit Jahren wird von Toxikologen darauf hingewiesen, daß der „klassische“ LD50-Test aus wissenschaftlichen Gründen nicht mehr notwendig ist und für die Gefährlichkeit einer Substanz zu wenig Aussagekraft hat (Zbinden und Flury-Roversi 1981). Untersuchungen zur akuten Toxizität chemischer Substanzen können zwar nur mit lebenden Säugetieren durchgeführt werden, eine Alternative im Sinne einer Ersatzmethode existiert bis jetzt nicht. Allerdings können wichtige Daten über Vergiftungszeichen zwischen minimaler symptomatischer und maximal tolerierbarer Dosis mit deutlicher Einsparung an Versuchstieren, vermehrtem Informationsgewinn und verminderter Belastung für das Versuchstier erhoben werden. Die OECD-Richtlinien (401) wurden 1987 entsprechend geändert. Untersuchungen der Britischen Toxikologie-Gesellschaft sowie einer Expertengruppe des deutschen Gesundheitsamtes haben bereits entsprechende Vorschläge für weitere Einsparmöglichkeiten an Versuchstieren ausgearbeitet, die derzeit

evaluiert werden. Bezüglich des Draize-Tests hat das deutsche Bundesgesundheitsamt ein Forschungsvorhaben für 3,15 Millionen DM eingeleitet, das die Überprüfung schleimhautschädigender Wirkungen von chemischen Produkten im Draize-Test durch in vitro Methoden ersetzen soll. Die Aussagekraft des Neutralrot-Tests an Zellkulturen und des HET-Tests am bebrüteten Hühnerei wird derzeit in einem großangelegten Ringversuch erhoben.

Im Unterschied zu den toxikologischen Untersuchungen ist es die Aufgabe der Pharmakokinetik, das Schicksal einer Substanz im Körper zu verfolgen. Dies beinhaltet unter Berücksichtigung der Verabreichungsform, die Aufnahme, Absorption, Verteilung, Speicherung, Biotransformation, Verweildauer und Ausscheidung einer Substanz aufzuklären. Pharmakodynamische Untersuchungen beschäftigen sich hingegen mit den physiologischen und biochemischen Wirkungen einer Substanz auf den Organismus und im besonderen mit den eintretenden Wirkungsmechanismen. In beiden Fällen wird das gesamte Repertoire der methodischen Möglichkeiten eingesetzt, wobei die jeweilige Fragestellung die Wahl der Untersuchungsebene, auch hinsichtlich der anfangs zitierten Aussagekraft, bestimmt.

2. Tierversuche für Forschung und Entwicklung bzw. die medizinische Diagnose und Therapie werden nicht direkt gesetzlich vorgeschrieben, sondern werden nur indirekt in einem generellen Forschungsauftrag an die Universitäten angesprochen.



Derartige „freiwillig durchzuführende“ Tierversuche, die hauptsächlich die Aufgabe der Universitäten und anderer Forschungseinrichtungen darstellen, werden jedoch im Tierversuchsgesetz im besonderen angesprochen und haben als Forschungsvorhaben per definitionem dem neuesten Stand der Wissenschaft zu entsprechen. Im Gegensatz zur ersten Gruppe wird beim wissenschaftlichen Versuch einzeln dessen Zweck, Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit geprüft, sowie seine Angemessenheit bezüglich der Belastung des Versuchstieres kontrolliert.

Der Fortschritt der Wissenschaften in allen Bereichen beeinflusst und wandelt auch den Stellenwert des Tierversuches in der Medizin. Die Entwicklung neuer Methoden kann einerseits die Bedeutung etablierter Tierversuchsmodelle einschränken oder den jeweiligen Versuch unnötig machen, andererseits zu neuen Fragestellungen und somit weiteren Tierexperimenten führen.

Oftmals wird von Tierversuchsgegnern behauptet, daß Tierversuche weder das medizinische Wissen erweitert noch zur Heilung von Kranken beigetragen haben. Eine Vorbeugung vor Krankheiten sei schon gar nicht von Tierversuchen zu erwarten, da grundsätzliche Unterschiede zwischen Tier und Mensch einen Vergleich ausschließen würden. Es werden im Gegenteil tragische Unfälle aus der Anwendung von Arzneimitteln oder Impfstoffen als Argumente eingesetzt, um den Tierversuch als sinnlos erscheinen zu lassen. Oder das Argument, daß trotz Forschung und Tierversuche immer mehr Krankheiten den Menschen befallen, gegen die wir kausal noch machtlos sind.

Man kann nicht in die Zukunft sehen, man soll jedoch aus der Vergangenheit lernen. Vor nicht einmal 40 Jahren waren die skandinavischen Länder von einer Epidemie betroffen, gegen die es damals keine Vorbeugung gab. Die Hilfe beschränkte sich darauf, das Leben der Betroffenen zu erhalten und ihr Leiden durch Pflege und Fürsorge soweit es ging zu mildern. Man nannte diese, durch ein Virus hervorgerufene Krankheit Poliomyelitis oder auch Kinderlähmung, da tragischerweise hauptsächlich Kinder betroffen wurden. Die mit der Krankheit einhergehenden Lähmungen haben in vielen Fällen auch die Atemmuskulatur ergriffen, so daß oftmals die akute Gefahr des Ersticken bestand. Viele freiwillige Helfer, Studenten und Anverwandte mußten die bedauernswerten Patienten oft tagelang händisch mit Luftbeuteln beatmen. Immer die Gefahr vor Augen, die zarten Bläschen der Lungen durch einen zu starken Beatmungsdruck zu zerreißen oder durch die unkontrollierte Beatmung eine allgemeine Entgleisung des metabolischen Gleichgewichtes herbeizuführen. Viele sind trotz dieser aufopfernden Betreuung der Erkrankung zum Opfer gefallen oder haben nur mit bleibenden Schäden überlebt. Aber weder die gewonnenen klinischen Erfahrungen noch die exakte Beobachtung des gesamten Krankheitsverlaufes boten Ansatzpunkte, eine ähnliche

Katastrophe für die Zukunft auszuschließen.

Die Forschung konnte in relativ kurzer Zeit einen Impfstoff entwickeln, so daß die Kinderlähmung heute bei regelmäßiger Schluckimpfung keine große Gefahr mehr bedeutet. Nicht zuletzt unter dem Eindruck erstickender Menschen wurden Beatmungs- und Überwachungsgeräte entwickelt, die es uns heute ermöglichen, auch andere Risikopatienten bis hin zu Neugeborenen und älteren Menschen gefahrlos zu beatmen. Beide Entwicklungen konnten nachweislich nur mit Hilfe von Tierversuchen verwirklicht werden.

Bereits 1891 mußte sich der bekannte Arzt und Forscher Rudolf Virchow mit den gleichen Vorwürfen von Tierversuchsgegnern auseinandersetzen. In seiner denkwürdigen Rede „Über den Wert des pathologischen Experiments“ vor der Royal Society of Medicine in London stellte er sich damals auch gegen kaum zu widerlegende Argumente: „Erst jetzt können wir die Tätigkeit des Herzens selbst und die Einwirkung gewisser Stoffe auf dasselbe, z. B. der Herzgifte, in ihren Einzelheiten verstehen, und es ist nicht bloß das Gebiet der Klappenkrankheiten, auf welche allein und mit einem recht zu verstehenden Hohn wegen ihrer Unheilbarkeit die Antivivisektoren hinweisen, sondern auch das Gebiet der fieberhaften Krankheiten,“.

Der Weitblick dieses großen Forschers zu jener Zeit ist ebenso erstaunlich, wie die Sorglosigkeit und mangelnde Sachkenntnis vieler Tierversuchsgegner in ihrer Beurteilung der biomedizinischen Forschung. Kein Tierversuchsgegner von damals konnte zwar die Entwicklung der modernen Herzchirurgie voraussehen, so hätten sie jedoch auch die Verantwortung für die vielen Herzpatienten in der Zukunft übernehmen müssen. Die unmittelbaren Auswirkungen und die weiteren zukünftigen Folgen bleiben daher oftmals bei den Tierversuchsgegnern unberücksichtigt, steht doch meist das Tier allein im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Die alljährlich zu Feiertagen oder sonstigen Anlässen einlangenden Drohbriefe spiegeln eher die positive und innige persönliche Mensch-Tier-Beziehung der Schreiber wider.

Trotz der persönlichen eingefärbten Beschimpfungen werden zumeist immer die gleichen Argumente oder Bilder vorgebracht, die zeigen, daß sich dieser Schreiber sicherlich nie mit der gesamten Problematik samt Konsequenzen auseinandergesetzt hat. Das Feindbild des Wissenschaftlers oder Arztes, der Tierversuche durchführt, wird auf jeden Fall ohne tiefere Hinterfragung angegriffen. Erst bei eigener Betroffenheit stellt sich oft im vertraulichen Arzt-Patienten-Verhältnis die ungenügende und falsche Information über den Sinn und Zweck von Tierversuchen sowie deren Durchführung heraus.

Biomedizinische Forschung umfaßt nicht vordergründig nur den Tierversuch, sondern sämtliche Methoden der modernen Forschung. Der Tierversuch ist nur eine Methode oder ein Modell im gesamten Repertoire und soll auch nur dann ange-

wandt werden, wenn es nur diese Möglichkeit zur Beantwortung einer konkreten Frage gibt. Die von den Tierversuchsgegnern oft als Ersatz empfohlenen sogenannten Alternativmethoden stammen jedoch von eben denselben Wissenschaftlern und Ärzten, die auch auf den Tierversuch angewiesen sind. Dieser Zusammenhang muß deutlich unterstrichen werden, da der Tierversuch kein Selbstzweck ist, sondern einen speziellen Platz im gesamten Forschungsgebäude einnimmt. Der Verzicht auf den Tierversuch kann nicht generell durch andere Methoden kompensiert werden, sondern würde tatsächlich eine Lücke hinterlassen.

Eine Aufklärung

Es grenzt jedoch schon an Verantwortungslosigkeit, wenn eine uniformierte prominente Politikerin anlässlich des neuen Tierversuchsgesetzes 1988 in Österreich sich zu Äußerungen hinreißen ließ, daß auch ein Herzklappenersatz beim Menschen, mit entsprechender Sorgfalt durchgeführt, ohne Tierversuche auskommen wäre. Dem dennoch ungläubigen Patienten könnte dann nach dem Wissensstand vor 100 Jahren zu Zeiten Virchows folgende Aufklärung gegeben werden:

„Lieber Patient! Für den lebensnotwendigen Austausch Ihrer kranken Herzklappe ist die Eröffnung Ihres Brustkorbes erforderlich. Durch den Wegfall des Unterdrucks könnten jedoch Ihre Lungen kollabieren, so daß eine Atmung unmöglich wird. Für die Narkose selbst stehen uns nur Äther, Lachgas und Opiate zur Verfügung, wir müssen hoffen, daß Ihr geschwächter Körper dies aushält. Ein gewisses Risiko der Narkose soll daher nicht verschwiegen werden. Da die kranke Klappe im Inneren des Herzens liegt, muß das Herz natürlich stillgelegt und geöffnet werden. Hier könnten wir zwei Alternativen anbieten: einmal Ihren gesamten Körper auf ca. 25 Grad abkühlen, ähnlich wie bei den Fledermäusen im Winterschlaf. Dadurch würde sich der Sauerstoffbedarf des Körpers und insbesondere des Gehirnes deutlich verringern. Wie lange der Herzstillstand in Hypothermie ohne Auswirkungen auf das Hirn allerdings dauern darf, werden wir erst nach der Operation feststellen können. Die andere Alternative wäre die Übernahme der Funktion des Herzens und der Lungen für die Dauer der Operation durch eine Maschine. Allerdings müßten wir diese Herz-Lungen-Maschine erst entwickeln und bauen, wobei das Material für den Blutkontakt sehr wichtig wäre. Wir wissen, daß Blut an fremden Oberflächen leider sehr rasch gerinnt, vielleicht könnte man mit Hilfe von Blutegeln diese Gerinnelbildung unterdrücken. Die Pumpe selbst wäre einfach zu bauen, aber den richtigen Gasaustausch des Blutes selbst zu steuern, wird bei aller Sorgfalt ein Problem darstellen. Leider haben wir schon Hinweise, daß auch der Basenhaushalt des Körpers sehr stark durch die Blutgase beeinflusst wird, so daß die Steuerung der Maschine sehr kompliziert sein kann. Die Blutverluste

werden zwar unter diesen Bedingungen beträchtlich sein, aber Bluttransfusionen stellen bei entsprechender Sorgfalt kein Problem dar. Aus diesem Grund werden wir auch Karl Landsteiner seine Tierversuche für die Blutgruppenuntersuchungen nicht bewilligen. Ein kleines Problem besteht noch, daß nämlich während der eigentlichen Herzoperation das Herz selbst blutleer sein muß. Wir müssen leider den Blutfluß während dieser Zeit zu Herz und Lungen abklemmen, eine spezielle Nahrungslösung für diese blutleere Phase des Herzens konnten wir leider ohne Tierversuche noch nicht entwickeln. Mit einer gewissen Schädigung ihres Herzens werden wir also operationsbedingt rechnen müssen. Wir sind uns aber der Verantwortung voll bewußt und werden uns beeilen, obwohl wir diesen Eingriff noch nie durchgeführt haben. Wir könnten natürlich auch das Herz überhaupt mit elektrischen Strom oder Kalium ruhigstellen, nur ob es danach wieder zu schlagen anfängt? Ja, dann bräuchten wir noch eine neue Herzklappe, die"

Michael E. DeBakey, der bekannte Herzchirurg und Forscher, formuliert seine Einstellung zum Tierversuch so:

„Ich verzeihe nicht Grausamkeiten an Tieren. Medizinische Forscher widmen sich dem Auffinden von neuen Wegen, um Leiden zu mildern und Leben zu erhalten. Sie vertreten weder Hahnen-, Stier- oder Hundekämpfe noch andere „Sportarten“, die Tiere in Aufregung versetzen oder verletzen. Wir haben aggressive Vertreter der Rechte von Bäumen, Haien, Fledermäusen, Walen, Robben und anderen Säugtieren, aber was ist mit den Rechten der leidenden Menschen. ... Selbsterhaltung ist ein primärer Instinkt aller Mitglieder des Tierreiches, auch menschliche Patienten mit diesem Instinkt verdienen unser Mitgefühl, unsere Unterstützung und Hilfe genauso wie andere Lebewesen. ... Welche Hilfe kann ein Arzt einem sterbenden Patienten geben, der auf den medizinischen Fortschritt durch die wissenschaftliche Forschung hofft. Müssen wir ihnen erzählen, daß wir es sehr bedauern und ihr Schicksal leider besiegelt ist, da wir abgehalten wurden, neue Erkenntnisse zu erlangen, die es ermöglichen würden, ihnen zu helfen? Als menschliches Wesen und Arzt kann ich es mir nicht vorstellen, Eltern erzählen zu müssen, daß ihr krankes Kind deshalb sterben wird, da wir nicht alle Möglichkeiten nützen dürfen, die uns zur Verfügung stehen könnten. Wie würden diese Eltern über eine Gesellschaft denken, deren Gesetze die Rechte des Tieres über die des Menschen stellen? Tierrechts-Aktivistinnen müßten doch gleichfalls betroffen sein, wenn sie ihre eigenen kranken Kinder leiden sehen müssen.“

Mit der Frage nach der Sinnhaftigkeit des wissenschaftlichen Tierversuches ist gleichzeitig die Frage nach der ethischen Berechtigung, lebende Tiere zum Zwecke der biomedizinischen Forschung zu nutzen, eng gekoppelt. Die Diskussion um Tierversuche erfaßt jedoch häufig nicht die ethische Rechtfertigung, mit der so-

wohl tierisches als auch menschliches Leben durch Unterlassung einer möglichen Hilfe geopfert werden soll. Es ist daher unmöglich, über ethische Verantwortung und moralisches Verhalten des Menschen gegenüber Tieren allein zu diskutieren, ohne in Erinnerung zu rufen, daß ethische Grundsätze nur für den Menschen gelten. Tiere haben und können keine ethische Verantwortung tragen, und diese soll ihnen auch nicht aufgebürdet werden. Sie sorgen auf Grund ihres angeborenen und erworbenen Verhaltensmusters und ihrer Instinkte für sich und ihre Nachkommen. Es gibt kein Gut und Böse, es gibt nur nützlich oder schädlich für sein eigenes Überleben bzw. das seiner Nachkommen. Dies soll uns jedoch nicht der ethischen Verpflichtung gegenüber den Tieren und der Umwelt entheben, aber auch nicht die ethische Verpflichtung gegenüber dem Menschen vernachlässigen.

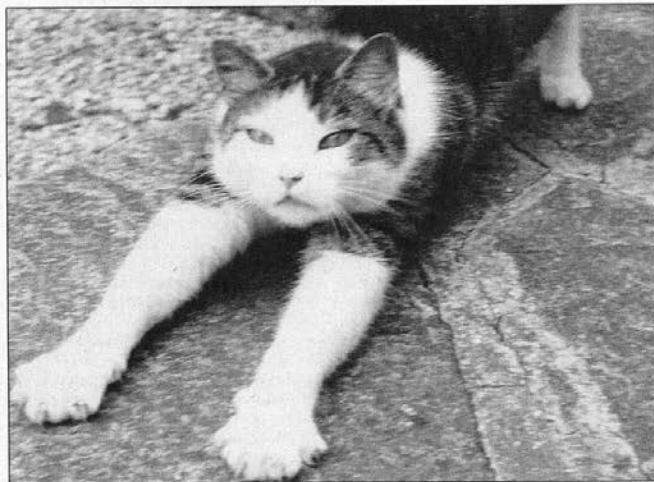
Nicht zuletzt aufgrund der Endlichkeit eines Lebens besteht die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens, die mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen allein kaum befriedigend zu beantworten ist. Das menschliche Leben wird in all seinen geistigen und musischen Ausprägungen nicht nur von mechanistischen oder biochemischen Abläufen geprägt, sondern umfaßt mit Geist und Seele u. a. auch kulturelle und religiöse Werte, wie z. B. Glaube, Liebe und Hoffnung. Das Mythische unserer Seele spiegelt sich in unserer Phantasie und Gedankenwelt wider, wobei viele Religionen diesem Streben nach einem Zusammenspiel zwischen Geist und Materie entgegenkommen und im Göttlichen die Vollendung sehen. Bleiben wir jedoch am Boden des Erfassbaren, so müssen wir feststellen, daß Prometheus den Menschen zwar das Feuer der Erkenntnis gebracht hat, Pandora aber eine Vielzahl von Beschwerden und Plagen in ihrer Büchse bereithält.

Hier trennen sich scheinbar Philosophie und

Naturwissenschaft, denn Krankheit wird seit Hippokrates und Pthagoras nicht mehr als gottgewollte Prüfung oder Strafe aufgefaßt, auch wenn heute noch manchmal diese Meinung zu hören ist. Der Mensch ist, wie das Tier von der Natur insgesamt, sowohl von seiner eigenen als auch von der ihn umgebenden Natur abhängig. Krankheiten werden als natürlich auftretende Erscheinungen angesehen, die der Mensch zu erkennen und zu beherrschen versuchen soll. Der Kreis zur Philosophie schließt sich jedoch wiederum dort, wo der Geist die Materie beeinflussen kann, d. h. endogen oder exogen hervorgerufene psychische Einflüsse Körperfunktionen verändern oder Krankheiten bedingen.

In den USA gibt es eine Tierrechtsbewegung, die bewußt andere Ansichten in den Vordergrund stellt: „Als Tierbefreier grenzen wir nicht das menschliche Tier aus, so daß es daher auch keine rationale Begründung für spezielle Rechte des Menschen gibt. Eine Ratte ist ein Schwein ist ein Hund ist ein Bub.“

Ethik ist sicherlich keine Wissenschaft im eigentlichen Sinn, sondern die Sammlung allgemein anerkannter Wertvorstellungen menschlichen Handelns, die innerhalb einer Gesellschaft von jedem Einzelnen mitzutragen sind. Ethische Grundwerte können in unterschiedlichen Kulturkreisen durchaus verschieden ausgeprägt sein und sind auch innerhalb einer Gesellschaft gewissen Wandlungen und wechselnden Gewichtungen unterworfen. Wurden ethische Verhaltensweisen früher durch religiöse Glaubensbekenntnisse und kirchliche Ge- und Verbote geprägt, so wurden erstmals 1789 in der französischen Revolution auch politische Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundrechte für alle Menschen gefordert. Wieviele Menschen sind seit damals für diese Ideale oder trotz dieser Ideale geopfert worden?



HUNDE ALS THERAPEUTEN

Seit dem Frühjahr 1989 besuchen freiwillige Mitarbeiterinnen unseres Arbeitskreises „Tiere als Therapie“ mit ihren Hunden einmal wöchentlich für ein bis zwei Stunden das Pflegeheim Lainz und seit September 1990 auch das Pflegeheim Liesing. Die Hundebesitzer wurden von der Direktion des Pflegeheims Lainz nach einem Gespräch über Tiertherapieprogramme im Ausland als Pilotprojekt während der Sommermonate im Gartenbereich gestattet. Seither erfreuen sie sich so großer Beliebtheit, daß wir, um tierliebende Heimbewohner nicht zu enttäuschen, unsere Arbeit auch während der Wintermonate im Patientencafé und — mit Bewilligung der leitenden Ärzte — in den Aufenthaltsräumen einiger Pavillons fortsetzen konnten. In einigen Stationen erhielten wir sogar die Erlaubnis, mit den Hunden und einer geschulten Katze zu bettlägerigen Patienten zu gehen, die sich Tierbesuch wünschen.

Schon beim Eintreffen unserer ausgewählten Hunde beginnen sich die oft teilnahmslosen oder sogar verbitterten Mienen der Pflegelinge aufzuheben. Für den ein- bis zweistündigen Nachmittagsbesuch im Gartenbereich oder in Aufenthaltsräumen eignet sich eine Gruppe von drei bis fünf Hunden optimal: Kleine Hunde werden inmitten eines Kreises von Heimbewohnern auf einen Sessel gesetzt, um Streichelkontakt zu ermöglichen. Größere Hunde werden von ihren Besitzern an der Leine zu jedem der wartenden Tierfreunde geführt und können von den Rollstühlen aus bequem betrachtet und liebkost werden. Einige der Pflegeheimbewohner gehen gerne mit dem Hund an der Leine einige Runden im Garten spazieren. Bettlägerigen Patienten wird die Katze oder ein kleiner Hund in einem Körbchen oder auf einer genügend großen Unterlage so auf die Bettedecke gesetzt, daß gestreichelt werden kann. Wenn die Hundebesitzer damit einverstanden sind, dürfen die Tiere ab und zu mit von uns mitgebrachten kleinen Hundeleckes gefüttert werden; was von den alten Menschen meist mit besonderer Ungeduld und Freude erwartet wird.

Unsere Besuche rufen alte Erinnerungen an geliebte Haustiere wach, Fotos werden hervorgeholt und Gespräche entwickeln sich mit den Tieren, mit uns und den Mitbewohnern, womit das von uns gewünschte Ziel erreicht ist: Unsere Hunde haben sich als Überträger zwischenmenschlicher Beziehungen bewährt; sie kümmern sich nicht um menschliche Schwächen, Gebrechlichkeit und Verwirrtheit der Patienten, sie reagieren auf das Streicheln spontan mit freudigem Schwanzwedeln — ein positives Erlebnis für diese Menschen, das ihr Selbstwertgefühl stärkt, ihr Interesse am Leben wieder weckt und sie durch Plaudern mit den Tieren und mit uns aus ihrer Isolation holt. Die angeregte Stimmung

hält über unsere Besuchszeit hinaus an und wirkt sich wohl auch im Umgang mit den Zimmernachbarn, dem Pflegepersonal und der Ärzteschaft günstig aus.

Die Tatsache, daß Tiere die Fähigkeit haben, zum Erfolg von Therapien beizutragen, wurde bereits vor 30 Jahren erkannt. Als Pionier im Einsatz von Haustieren als Therapiehilfe gilt der amerikanische Psychologe Boris Levinson, der ganz zufällig entdeckte, daß Heimtiere als Überträger zwischenmenschlicher Beziehungen, als „Katalysatoren“, wirken können. Ein psychisch krankes Kind, das mit seiner Mutter zu einer Untersuchung gekommen war, fühlte sich spontan zu „Jingles“, dem Hund Levinsons, hingezogen, der seinem Herrn unbemerkt in die Ordination gefolgt war. Diese Beziehung wurde auf den Psychologen erweitert und erlaubte ihm, auf der durch das Tier vermittelten Vertrauensbasis eine erfolgreichere Behandlung durchzuführen. Durch seine 1961 veröffentlichte Arbeit „The Dog as Co-Therapist“ und weitere Arbeiten über seine Erfahrungen wurde die Aufmerksamkeit von Vertretern der Heilberufe auf den psychotherapeutischen Wert der Heimtiere gelenkt, was vor allem in den USA einen zunehmenden Einsatz von Hunden in der Psychotherapie zur Folge hatte. Doch erst das Ehepaar Dr. Corson verhalf der „Pet Facilitated Psychotherapy“ (PFP) durch ein an der Psychiatrischen Klinik der Ohio State University durchgeführtes Forschungsprojekt mit Hunden 1975 zum Durchbruch.

Zum Beschützen anregen

Patienten mit schweren Kontaktstörungen, bei denen die üblichen Behandlungsmethoden keine Besserung gebracht hatten, wurden veranlaßt, durch Beschäftigung mit den Tieren allmählich Beziehungen zu ihrem Therapeuten, dem Pflegepersonal und anderen Menschen ihrer Umgebung aufzunehmen. Nach Auffassung der Corsons riefen die Hunde bei den Patienten eine so deutlich positive Wirkung hervor, weil sie „Liebe und taktile Berührung ohne Kritik boten und eine Art fortwährender, kindlicher Abhängigkeit aufrechterhielten, die möglicherweise unsere natürliche Neigung zur Hilfeleistung und zum Beschützen anregt.“ Nach Abschluß dieser Forschungsarbeit wurden die Hunde in ein Pflegeheim mit 800 physisch und emotional geschädigten Patienten gebracht, da „die geschlossene Sozialstruktur eines solchen Heimes die Schwächung, soziale Abwertung und Entmenslichung verstärkt. Es gibt häufig keine zielgerichteten Aktivitäten für die Insassen und keinerlei Bestärkung positiver Gemütsbewegungen.“ (Corson 1977). Besonders ergreifend wurde empfunden, daß ein alter Mann beim Anblick eines Hundes zum erstenmal nach 20 Jah-

ren wieder ein paar Worte sprach und von da an den Hund immer wieder gezeichnet hat.

Untersuchungen an der University of Pennsylvania zu Beginn der 80er-Jahre haben ergeben, daß die Gesundheit der Menschen durch Heimtiere positiv beeinflusst wird; die angenehme körperliche Berührung eines Hundes beim Kraulen wirkt ebenso wie das Sprechen mit dem Tier so streßmindernd und entspannend, daß der Blutdruck sinkt. Bei Herzinfarktpatienten konnte wiederholt der erstaunliche Beweis erbracht werden, daß ihre Überlebenschancen im ersten Jahr nach dem Infarkt größer waren, wenn sie ein Heimtier hatten. Nach Katcher fördern Heimtiere — vor allem Hunde — das Wohlbefinden, weil sie die Fähigkeit besitzen, Depressionen und Angstzustände zu vermindern. Sie sind treue Gefährten und wollen umsorgt werden — eine Chance für den Menschen, sich zu beschäftigen und sich gebraucht zu fühlen; durch ihre Lebendigkeit sind sie interessant zu beobachten, vermitteln Humor und Lebensfreude, wodurch die Gedanken der Menschen von ihrem Kummer und ihrer Selbstbetrachtung abgelenkt werden. Sie geben Sicherheit, sind ein Ansporn zur täglichen Bewegung und ein Mittel gegen Einsamkeit, da durch sie soziale Kontakte erleichtert werden.

Die Berichte über den therapeutischen Wert der Tiere haben seither weltweit zu erstaunlichen Aktivitäten geführt. Allen voran waren es Amerika, England und Australien, wo umfangreiche Studien über die Anwendungsbereiche der Tiertherapie durchgeführt und wissenschaftlich ausgewertet wurden. Die bereits 1951 in Australien gegründete „Guide Dogs for the Blind Association“ wurde 1976 durch „Pets as Therapy“ erweitert: Blindenhunde, die ihre schweren Abschlußprüfungen nicht bestanden haben, erhalten ein Spezialtraining als Therapiehunde für Behinderte oder werden für Alters- und Pflegeheime ausgebildet. Durch JACOPIS (Joint Advisory Committee on Pets in Society) fand in Australien eines der ersten wissenschaftlich ausgewerteten Hundetherapieprogramme an der geriatrischen Klinik in Caulfield in Melbourne statt. Eine Labradorhündin namens „Honey“ wurde ins Heim gebracht. Trotz großer Bedenken zu Beginn des Projektes zeigte sich nach sechs Monaten, daß sich die Atmosphäre im Gegensatz zu den Krankensituationen, wo kein Hund untergebracht war, wesentlich gebessert hatte. Nicht nur die Stimmung der alten Patienten hatte sich positiv geändert, auch das Pflegepersonal hatte den Hund schützen gelernt, da seine Anwesenheit zur Entspannung beim Umgang mit den chronisch kranken alten Leuten beitrug (Salmon & Salmon 1983). Auch Richtlinien für die Hundehaltung in Hei-

men und für Hundebesuchsprogramme wurden veröffentlicht.

In Amerika haben — neben zahlreichen kleineren Vereinen — vor allem das Pet Partnership Program und die Delta Society (1979 bzw. 1981 von Dr. Leo Bustad, einem Veterinärmediziner, und Linda Hines, einer Sozialwissenschaftlerin gegründet) hervorragende, auf praktischen Erfahrungen beruhende Richtlinien für den Einsatz von Tieren in Pflegeheimen („Guidelines: Animals in Nursing Homes“) ausgearbeitet. Auch in England, wo Tiere in Heimen zur Verbesserung des Wohlbefindens der Menschen schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eingesetzt wurden (York Retreat, 1792) und es an der Tagesordnung ist, den therapeutischen Wert der Tiere zu nutzen, aber auch in anderen europäischen Ländern gibt es, abgesehen von der Hippotherapie, begleitende Therapien für Blinde und Gehörlose, für Patienten in Krankenhäusern, für physisch und psychisch Behinderte, sowie den Einsatz von Tieren zur Verminderung der Gewalttätigkeit in Gefängnissen, gegen Vereinsamung alleinistehender Senioren und älterer Menschen in Pensionisten- und Pflegeheimen, die Einbeziehung von Tieren in das Schulsystem und die Einrichtung von Kinderbaumhöfen, was vor allem für Kinder, die im Stadtbereich aufwachsen, für ihre spätere Einstellung zur Umwelt von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Die umfangreiche Literatur und Symposien über die Mensch-Tier-Beziehung vermitteln Ergebnisse über die Vor- und Nachteile und über Risikofaktoren beim Einsatz von Tieren als therapeutische Werkzeuge. Abgesehen von Therapieprogrammen, die — wie unser Hundebesuchsprogramm — von privater Seite auf freiwilliger Mitarbeit aufgebaut wurden und einerseits von der Zustimmung staatlicher Stellen, der Heimleitung, der positiven Einstellung leitender Ärzte und des Pflegepersonals abhängen, andererseits auf der Verfügbarkeit einer entsprechenden Anzahl freiwilliger Helfer, gibt es in Amerika bereits Institute, wo Studenten nach der Reifeprüfung eine Ausbildung für „Pet Assisted Therapy Facilitation“ absolvieren können. Je nach Ausbildungsrichtung können sie als diplomierte Tiertherapeuten in Alters- und Pflegeheimen oder bei behinderten Kindern eingesetzt werden — ein ferner Zukunftstraum für Österreich, wo mit vollen Händen zum äußerlichen Glanz unserer Heimat beigetragen wird, während im Sozialbereich Pfleger und Pflegekinder im Schattendasein fristen müssen und es zur Gewohnheit geworden zu sein scheint, humanitäre Hilfe von privater Seite erwarten zu können.

Derzeit sind die Voraussetzungen zur Haltung von Therapiehunden an großen Pflegeheimen wie Lainz noch nicht gegeben. Der Mangel an Pflegepersonal, das überlastet ist, läßt sich nicht mit der ständigen Anwesenheit eines Tieres vereinbaren, dessen Bedürfnisse ebenfalls berücksichtigt werden müssen. Die einzige Chance, Heimbewohnern Tierkontakte zu ermöglichen, sind daher unsere Hundebesuche, die ge-

genüber den in Heimen ständig anwesenden und zu versorgenden Therapietieren für das Pflegeheim viele Vorteile bieten: Der Arbeitsaufwand und die Kosten bezüglich Tierarzt, Pflege und Futter fällt weg; unsere Mitarbeiterinnen kommen mit ihrem eigenen, vertrauten Tier (nach einem genügend langen Spaziergang mit dem Hund) für ein- bis zwei Stunden zu Besuch; die Besuchszeiten können entsprechend dem Tagesplan der Heime mit der Direktion, leitenden Ärzten und Stationschwestern vereinbart werden, um Ungelegenheiten zu vermeiden; das Programm kann flexibler gestaltet werden — jede Woche können abwechselnd verschiedene Hunde gebracht werden, was sehr zum Interesse der Heimbewohner an den Besuchen beiträgt; die Hunde können von Heimbewohnern, die Allergien oder kein Interesse an Tierbesuchen haben, ferngehalten werden (obwohl wir die Erfahrung gemacht haben, daß auch zunächst desinteressierte Menschen unserm „Hundebesuchskreis“ bei jedem Besuch näher rücken!); für Tierfreunde wird beim Vorführen des eigenen Hundes ein weitaus persönlicher Kontakt ermöglicht als durch überlastetes Pflegepersonal, das kaum für längere Unterhaltungen Zeit hat; die Hundebesitzer(innen) können darauf achten, daß ihr Tier nicht überfüttert wird und daß nach ersten Anzeichen einer Ermüdung des Tieres eine Erholungspause eingeschaltet oder der Besuch beendet wird. Wir achten auf größte Sauberkeit, unser Besuch hinterläßt keine unangenehmen Spuren, für den Gartenbereich haben wir stets Reinigungs-Sets zur Hand, die aber nach dem langen Auslauf vor jedem Besuch kaum gebraucht wurden.

Nicht ohne Prüfung

Freiwillige Helfer, die bereit sind, mit ihrem Hund jede Woche, oder ein- bis zweimal im Monat, eines der beiden Pflegeheime zu besuchen, müssen ihren Hund, bevor er als „Besuchshund“ eingeschrieben wird, von Mitarbeiterinnen unseres Arbeitskreises auf seine Eignung prüfen lassen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um einen Rassehund oder um einen Mischling handelt, ob er groß oder klein, lang- oder kurzhaarig ist, solange er ein ausgeglichenes Temperament hat, gepflegt ist und das Streicheln genießt. Hunde, die

ständig bellen oder an den Patienten hochspringen, sind als Besuchshunde nicht geeignet. Ab dem Zeitpunkt der Einschreibung stehen die Hunde unter regelmäßiger veterinärärztlicher Kontrolle (allgemeiner Gesundheitszustand, Parasiten). Gemeinsam mit der Direktion des Pflegeheims Lainz und der zuständigen

Rechtsabteilung im Magistrat haben wir ein Anmeldeformular für Besuchshunde mit allen von der Verwaltung geforderten Vorschriften ausgearbeitet, wobei wir uns besonders um die Aufhebung des Maulkorbzwanges bemüht haben, der auch im Ausland bei ausgesuchten Therapiehunden nicht üblich ist und bei Besuchern nur störend empfunden wird. Für jeden durch den Hund verursachten Schaden trägt der Hundehalter die volle Verantwortung — eine ausreichende Haftpflichtversicherung ist daher zu empfehlen und muß, gemeinsam mit einem gültigen Impfzeugnis (vor allem Tollwut), bei der Anmeldung vorgelegt werden. Für Katzen und sehr kleine Hunde, die oft keine Haftpflichtversicherung haben, muß eine Deckungserklärung für Schäden, die verursacht werden könnten, unterschrieben werden.

Abgesehen von den Formalitäten und den grundlegenden Erfordernissen zur Gesunderhaltung und Pflege der Tiere, für die unsere Mitarbeiter(innen) die Verantwortung übernehmen, sollen hier auch einige Risikofaktoren erwähnt werden, von denen einige der von McCulloch (1983) — anlässlich eines Symposiums über die Mensch-Tier-Beziehung in Wien zum 85. Geburtstag von Nobelpreisträger Konrad Lorenz — erwähnten auch für unser Hundebesuchsprogramm beachtet werden müssen: Für unsere Besuche in Pflegeheimen wählen wir ruhige, geduldige Hunde, die sich gern streicheln lassen — Katzen eignen sich nur in Ausnahmefällen als Besuchstiere: Lärmbelästigung durch das Bellen von Hunden kann sowohl für die Patienten als auch für das Pflegepersonal zu einem Problem werden; Allergien, die durch Tierhaar oder Hautpartikel von Hunden und Katzen hervorgerufen werden können, müssen beachtet werden; auf Hygiene ist unbedingt zu achten! Nach dem Streicheln der Hunde werden feuchte Reinigungstücher angeboten, für Schoßhunde verwenden wir entsprechend große Unterlagen und bei bettlägerigen Patienten wird die Bettdecke mittels eines Tuches so gut wie vollständig abgedeckt; die Hunde werden von den Mitarbeiterinnen fast immer an der Leine geführt, um Unfälle mit Gehbehinderten zu vermeiden; rivalisierende Rüden kommen während der Besuchszeit an verschiedenen Stellen des Pflegeheims zum Einsatz; Hündinnen nehmen am Besuchsprogramm nicht teil, so-



DANN WOHT DER WOLF BEIM LAMM...

lange sie häufig sind; die Mitarbeiterinnen sind ständig zugegen, wenn Heimbewohner Tiere auf dem Schoß halten und streicheln, da auch gutmütige Tiere provoziert werden können; ebenso muß darauf geachtet werden, daß geistig behinderte Patienten die Tiere nicht durch unsachgemäße Handhabung verletzen; Tiere können eine Quelle der Rivalität und Konkurrenz werden, wenn es scheint, daß das Tier manche Patienten bevorzugt und andere ablehnt, oder wenn ein Heimbewohner ein Tier zu lange für sich alleine beansprucht: Unsere einzige Besuchskatze in Linz ist sehr beliebt und wir müssen mit viel Einfühlungsvermögen handeln, um allen Wünschen nach Katzenbesuch gerecht zu werden, ohne das Tier zu überfordern; die von der Direktion bestimmten Besuchszeiten müssen soweit wie möglich eingehalten werden, da wir darauf achten müssen, den Arbeitsrhythmus des Pflegepersonals nicht zu stören; die Abneigung mancher Heimbewohner und Mitarbeiter des Pflegepersonals gegen Tiere muß berücksichtigt werden; eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein Hundebesuchsprogramm ist aber, daß die Besuche regelmäßig durchgeführt werden, um Enttäuschungen zu vermeiden!

Sobald diese Risikofaktoren bekannt sind, kann man ihnen auch entsprechend begegnen — in den zweieinhalb Jahren praktischer Erfahrung können wir mit Freude auf bisher durchwegs erfolgreiche Besuchsnachmittage zurückblicken, die den Heimbewohnern den ersehnten Kontakt mit Tieren und Plaudereien über vergangene Zeiten ermöglicht haben.

32 Es wäre daher zu begrüßen, wenn Wissenschaftler, die in Heilberufen tätig sind und eine tiefverwurzelte Abneigung gegen die Einbeziehung von Tieren in Therapieprogramme haben, diesen „Anthropozentrismus“ (Katcher), diese „Mensch-im-Mittelpunkt“-Einstellung, abbauen und die hervorragenden psychotherapeutischen Fähigkeiten der Heimtiere, zum Wohlbedfinden der Menschen beitragen zu können, prüfen und anerkennen würden.

Levinson schreibt 1970 zur Überstellung alter Menschen in Pflegeheime: „Ausgang von daheim — das sind nur drei Worte, deren Auswirkungen immens viel bedeuten. Sie sind oft gleichzusetzen mit Verlust der Identität, Verlust sinnvoller Arbeit rings ums Haus, und Trennung von Familie, den Freunden und Nachbarn. Und als wäre das noch nicht genug, bedeutet es oft auch noch Trennung von einem geliebten Haustier. Damit wird das letzte Bißglied einer befriedigenden sozialen Interaktion zerrissen und die Weichen sind gestellt hin zu Einsamkeit, Depression und zum psychischen und physischen Verfall.“

Solange es nicht möglich ist, auch in Österreich Alten- und Pflegeheime zu schaffen, in die eigene Heimtiere mitgenommen werden dürfen, muß versucht werden, mit Besuchsprogrammen dem Bedürfnis der Menschen in Heimen nach Gesellschaft, Tierkontakten und Zuneigung nachzukommen.

Ich wuchs mit Tieren auf. Enten, Gänse, Tauben, Hennen, Hasen und Schafe, Kühen, Ochsen, Pferde, Hunde und Katzen kannte ich besser als irgend etwas sonst. Auf einem Pferd, das die Engländer in der Frontzone zurückgelassen hatten, habe ich reiten gelernt. Ohne Sattel. Nächste brachte ich mit meinem Bruder im Saustall zu, um die rosigen Ferkel vor der Wucht der Muttersau zu schützen. Alle ersten Dramen meiner Kindheit hatten mit Zeugung, Geburt und Tod von Tieren zu tun.

Einen Bernhardiner hatten wir, der mich täglich einen Kilometer vor dem Heimathaus erwartete und meinen Schulranzen den Rest des Weges nach Hause trug. Als er eines Tages nicht auf mich wartete, wußte ich, daß er tot war. Und ich schwor mir, eines Tages würde ich wieder einen Hund haben, der mit an meinen Lasten trägt.

Und heute habe ich diesen Hund: meinen Moritz. Und ich habe Freunde und Bekannte, die meine Liebe zu den Tieren verstehen und selbst Tiere halten. Vor diesem persönlichen Hintergrund klinge ich an:

Die Christen mißachten noch immer die Seele des Tieres. Mein lieber Freund Hanns Koren, ein Zadek (Gerechter) im Sinne der Bibel, hat oft angesichts meines Hundes gesagt: „Und dieser Blick soll ohne Seele sein? Ob wir nicht eine schwere Schuld haben an der Schöpfung?“

Carl Friedrich v. Weizsäcker, Physiker und Philosoph, hat als einer der wenigen Christen in jüngster Zeit darüber nachgedacht, was es heißt, wenn nach Teilhard de Chardin die ganze Evolution des Lebens auf die Vergeistigung im Punkt Omega hinzielt: daß wir dann in einem großen Gesamtüberall beseelten Lebens sind!

Die Christen sind zu früh in der Hauptstadt der Heiden, in Rom, schhaft geworden. Dort galt das Tier als res, als Sache. Dort haben die Christen vergessen, was ihre Altvorden im Glauben, die Juden, wußten: das Tier hat nicht nur eine Seele, es ist Persönlichkeit und hat Recht auf Rechtsbeistand vor Gericht! Kein Volk hat je so ungutstäm das Unerbarmen Gottes geträumt wie Israel. Paulus, der Jude, konnte auf jüdischer Gesetzesbasis im Römerbrief folgern, daß die gesamte Schöpfung in Wehen liege und auf etwas warte, das sie aus den Fesseln ihrer Nichtigkeit befreien würde. Und er nennt dies das „Offenbarwerden der Söhne Gottes“. Und auch Jesus, der Jude, wußte, wie sehr sein Volk die Geborgenheit im Erbarmen Gottes verstehen konnte, wenn er es hinwies: „Betrachtet die Lilien des Feldes... Betrachtet die Vögel des Himmels...“ Oder wenn er sagte,

daß kein Sperling vom Dach falle, ohne daß sein himmlischer Vater dies wisse. So wie die Christen vergessen haben — im heidnischen Rom —, daß die frühe Kirche bis Tertulian die Waffen verweigerte, so haben sie vergessen, daß die frühen Lehrer der Kirche, von Eusebius aus Cäsarea bis zu Theodoret von Cyrus, von Sulpicius Severus bis zu Papst Gregor dem Großen, die Einheit und Beseeltheit alles Lebendigen lehrten. Originalton Augustinus: „Von dem das Heil der Menschen kommt, von dem kommt auch das Heil der Tiere. Scheue dich nicht, dies vom Herrn, deinem Gott, zu denken; vielmehr nimm es fest an und glaube es und hüte dich, anders zu denken: Der dich heil macht, derselbe macht dein Pferd heil, derselbe macht dein Schaf heil, und um zum Geringsten zu kommen, derselbe macht deine Henne heil. Vom Herrn kommt das Heil der Engel, der Menschen, der Tiere.“

Die Weihnachtszeit liegt hinter uns. Und die Christen lasen wieder die großen Propheten der Juden. Wie wäre es, einmal den Traum des Jesaja zu träumen? „Dann wohnt der Wolf beim Lamm und lagert der Panther beim Böcklein, Kalb und Löwenjunge weiden gemeinsam, ein kleiner Knabe kann sie hüten...“

Es ist für Christen einfach zuwenig, ein bißchen den heiligen Franziskus zu bewundern. Es ist an der Zeit, daß Christen aufstehen und initiativ werden gegen Tierversuche, gegen Massentierhaltung und Hetzjagd. Es wird Zeit, daß diese geschundene Erde endlich etwas von der Zärtlichkeit des Neuen Testaments kennenlernt.

Ich für mein Teil glaube, was der Visionär der Seneca-Indianer Ganeodiyo 1977 in einer Vision erfuhr: sein weißer Hund begrüßte ihn im Himmel! Und wie Francis Jammes, der franziskanischste unter den Dichtern Frankreichs in diesem Jahrhundert, fände ich es keineswegs unter meiner Würde, „mit den Eseln ins Himmelreich“ einzugehen.

„Vom Tiermord zum Menschenmord ist es nur ein Schritt — und damit auch von der Tierquälerei zur Menschenquälerei.“

Leo Tolstoi

ANNÄHERUNGEN

Die Katzen? Mach' Dir keine Sorgen, ich paß' schon auf darauf!" sagte ich. Dann fuhr sie weg, nach Amerika. Zurück ließ sie die Tiere und die Wohnung. Auf alle drei aufzupassen, war jetzt meine Aufgabe.

Ab sofort also schleppte ich außer Müsli und ähnlichem, was ein Mann zu kochen imstande ist, jede Woche sieben Dosen Katzenfutter aus dem Großmarkt heim. Es war nicht Kitekat, das fraßen die lieben Tierlein nicht gerne.

Es war aber auch nicht Leber und nicht feinsten Lungenbraten wie früher.

Es kamen harte Zeiten.

Ich hatte nie zuvor ein Tier, sieht man von Alfons ab. Der arme war Hamster von Geburt und erlitt das diesen Tieren offenbar unweigerlich zufallende Los. Nach drei Wochen, die er im Mittelpunkt des Interesses der ganzen Familie verlebte, vergriff er sich an den Kabeln der väterlichen Stereoanlage, was ihm lebenslängliche Verbannung in seinen Käfig einbrachte. Einzige Abwechslung: Ein Laufraud, das seinen Rücken wundtetzte. Sein Tod war eine Erleichterung für alle.

Jetzt saßen da zwei große Katzen vor ihren Näpfen und sahen mich vorwurfsvoll an, wenn es wieder nur Dosenfleisch war. Sonst verhielten sie sich zunächst indifferent, waren fast nie zuhause und erhielten dafür von mir das Prädikat sympathisch. Die sind nicht so anhängig wie Hunde, haben ihren Stolz und sind auf uns nicht angewiesen.

Dachte ich,

Dann kam das erste Sommergewitter.

Die beiden — Mutter und Sohn — hatten das Privileg, stets durch das geöffnete Klofenster aus und eingehen zu dürfen.

Sie hatten noch ein Privileg, aber davon hatte mir Frauli vorsichtshalber nichts gesagt vor der Abreise.

Es kam also das erste Sommergewitter, Regen peitschte gegen die Fensterscheiben und selbst mit tiefem Schlaf gesegnete Menschen riß das Krachen der elektrischen Entladungen aus den Träumen.

An die Katzen dachte ich nicht. Werden wohl faul im Korb liegen, vermutete ich, oder wahrscheinlicher vermutete ich gar nichts. Zumindest nicht das, was sich jetzt abspielte. Dösend liege ich unter meiner Tuchent, als sich plötzlich ein grauer Umriß auf meinem Bauch aus dem Dunkel abhebt. Wie ein schlecht ausgewrungener Putzlappen sitzt etwas auf meinem Bett und schreit.

„Raus“, fahre ich auf. Doch der Langhaarige ging nicht raus. Er hatte ein Recht, hier zu sein, zumindest bis er trocken war. Das war Brauch: Angorakater Nikolaus, genannt Niki, verlangte stets, wenn der Regen ihn in seiner Lebensqualität beeinträchtigt, abfrottirt zu werden. Dieser Wunsch — vom Standpunkt einer mit bodenlangem Zottelhaar ausgestatteten Kat-

ze durchaus verständlich — war stets auf offene Ohren der liebenden Katzenmutter getroffen.

Ob mit oder ohne Liebe, Brauch ist Brauch. Also wird das Tier abfrottirt, was als Selbstverständlichkeit verstanden wird. Von ihm.

Sympathisch mit Abstrichen, lautet das revidierte Urteil. Die tun nur so selbständig, wenn sie was brauchen, sind sie immer da und schreien wehleidig herum. Außerdem keine Spur von Dankbarkeit.

Da war sie mir schon lieber. Emily, hochneurotisch aufgrund irgendwelcher im Dunkel der Geschichte liegender Kindheits-erinnerungen wahrscheinlich, würde so etwas nie getan haben. Sie geht Menschen aus dem Weg, weil sie sie zu fürchten scheint. In der Früh, auf meinem Weg vom Schlafzimmer zum Bad, schaut sie erschreckt vom Kasten herunter. Nichts läßt ahnen, ob sie ihrem Menschen heute die Gnade erweisen würde, sie streicheln zu dürfen, oder ob sie sich durch einen Sprung aus zwei Meter Höhe vor solchen morgendlichen Zudringlichkeiten in Sicherheit bringen wird.

Sie wird schon ihre Erfahrungen haben mit Männern. Das Leben ist gefährlich und der trügerische Friede zwischen Zwei- und Vierbeinern kann eine allein stehende Katzenmutter, deren Kinder in alle Windrichtungen zerstreut wurden, nicht über den fundamentalen Konflikt zwischen Halter und Gehaltenem hinwegtäuschen.

Also geht sie ihrer Wege, legt dann und wann ihren Tribut in Form eines Vogelmagens in die Küche — man ißt schließlich in feinen Häusern nicht alles bis zum letzten Happen auf — und beschränkt die diplomatischen Beziehungen ansonsten auf das Nötigste. Sympathisch.

So lebten wir also symbiotisch, oder besser gesagt wie ein Baum mit zwei Parasiten, ein paar Monate. Sie gewöhnten sich an das stereotype Essen und die Lieblosigkeit

ihrer neuen Hausmeisters. Ich gewöhnte mich an offene Klofenster nebst -tür, das auch im Winter für stete Durchlüftung sorgte, und an den steten Geruch von Katzenfutter in der Wohnung. Fast konnte man von geregelterm Leben sprechen.

Bis der Arzt dem kleinbürgerlichen Idyll ein abruptes Ende machte.

Der Unhold

Es war spät geworden an jenem Abend. Wenn ich sonst um diese Zeit nach Hause kam, schliefen die beiden schon und öffneten höchstens träge ein Auge, um sich zu vergewissern, daß es ihr Mensch war, der sie störte.

Ich sperrte arglos die Türe auf und erstarrte. Vor mir, mitten im Vorzimmer, saß eine Ratte. Nein, es war zu groß für eine Ratte. Bismarrratte, Marder, Ozelot, alles mögliche, was mir in der Tierwelt fremd war, schoß mir durch den Kopf.

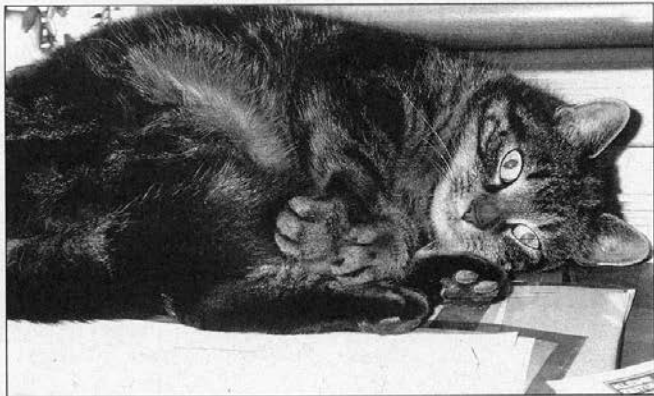
Oder war es eine schwerkranke, räudige Katze? Hochgestelzt, mit hervortretenden Rippen, stand ein nackter Torso vor mir und zitterte. „Raus“, schrie ich angewidert. Der steckte mir sonst noch meine Schönen an.

Aber der Unhold rührte sich nicht vom Fleck. „Verschw...“

Das Wort blieb mir im Hals stecken. Hatte nicht die Nachbarin gesagt, die Tierärztin wolle Nikis Fell schneiden, weil es schon so verfilzt sei, daß sie es nicht mehr kämmen könne?

Das war's, er war's. Nur das Gesicht war ungeschoren davongekommen, an den Pfoten und am Schwanz ließen noch ein paar Haarreste auf die verflozene Pracht schließen. Wie Pudel, wenn sie zu grotesken Schoßtieren zurechtgestimmt werden, sah der herrliche Angorakater aus. Ein jammervoller Anblick.

Was die Sache noch tragischer machte — er wußte es genau, daß er häßlich war. Das sonst fast unangenehm selbstverliebte Tier



empfang offenbar selbst Ekel vor seiner neuen Schaugestalt, vor der sogar die eigene Mutter zurückprallte.

Der Eingriff hatte schwerwiegende Folgen für die Balance unserer Beziehung. Der schöne, verwöhnte Kater von früher war jetzt ein Outcast unter seinesgleichen, seine auf die Haarpracht gestützte Selbstsicherheit im Papierkorb gelandet. Fast so nackt wie die Menschen muß er sich ähnlich schutzlos und ausgeliefert gefühlt haben.

Und das verband uns. Jetzt war ich nicht mehr nur der mit den öden Konserven, ein Rabenvater, der früh geht und spät kommt. Jetzt war ich die einzige Bezugsperson, die absehen konnte von seiner Verunstaltung, die ihn trotzdem, oder gerade deshalb mochte. Mögen lernte.

Wir waren einander ähnlicher geworden, weil er eine Illusion verloren hatte. Die wuchs zwar wieder nach und verdeckte die Wunden bald wieder, sodaß die Zeit der Nacktheit keinen Einfluß auf das weitere Erdendasein des Nikolaus hatte, aber es hat uns eine kurze Zeit der Verbundenheit beschert, für die ich ihm dankbar bin.

Inzwischen vergingen Jahre, Jahre ohne Tiere, sieht man von flüchtigen Begegnungen oder mörderischen Zusammenstößen auf der Straße ab.

„Und das ist Andi“, machte meine Vermieterin in Prag dem Interregnum ein Ende. Vor mir stand ein Kalb, das sich vor lauter Kraft nur unter heftigen Zuckungen des ganzen Leibes durch das Vorhaus bewegen konnte. Hier, unter der Stiege, wohnte Andi, der vor zwei Jahren als Boxer das Licht der Welt erblickt hat. Im Eck lag sein Polster, gleich neben dem Heizkörper, an den er nächtens seinen bulligen Kopf lehnte.

Andi ist neugierig, was ihn für seine ihm von den Menschen zugeordnete Aufgabe disqualifiziert.

Wer ins Haus kommt, wird umschwänzelt, besabbert, beschnuffelt und sofort unzweideutig zum Spielen mit einem kleinen Gummitier aufgefordert.

Gebellt hat Andi noch nie und ich bin jetzt doch schon vier Monate hier. Dafür schnauft er vor der Tür, wenn er Einlaß begehrt, wie ein Asthmatiker im vierten Stock eines Hauses ohne Lift.

Andy ist häßlich, was er mit seinen Artgenossen gemeinsam hat. Eingedrückte Nase, vorstehende Zähne, die von seiner gemüthlichen Natur ablenken sollen, und rehbraune, traurige Augen. Die Zungenspitze steht ihm beim Schlafen immer einen oder zwei Millimeter aus dem Mund.

Andy ist zu allen freundlich, aber nicht zu allen gleich. Nie würde er sich zu Widerstand gegen die strenge Frau des Hauses hergeben, widerwillig tut er, was sie von ihm will, und das ist immer nur eines: „Misto“, Platz.

Dann hat er noch seinen Nachbarn, also mich. Wir sind beide fremd hier. Er als Hund unter Menschen, ich als Ausländer, dessen Sprachkenntnisse etwa denen eines zweijährigen entsprechen, unter Einheimischen.

Beide haben wir Funktionen zu erfüllen im Haus. Er soll Sicherheit, ich Devisen bringen.

Er mag mich, weil ich mit ihm spiele. Wenn ich nach Hause komme, rast er zunächst zur Tür, um sich zu vergewissern, wer kommt, dann kriecht er unter dem niedrigen Vorzimmerisch in seine Ecke und holt sein Plastikentchen. Das bedeutet, ich muß es ihm wegzunehmen versuchen, in die Höhe halten, damit er danach schnappen kann, und — damit der Frust nicht zu groß wird — bald einmal zu langsam reagieren. Dann kiefelt er daran herum, bis ihm die Ente scheinbar unabsichtlich aus dem Maul fällt. Jetzt darf ich wieder. Ich muß es wegschnappen und das Spiel kann

von vorne beginnen.

Gehe ich an ihm vorbei gleich in mein Zimmer, läuft er ins Nebenzimmer, das nur durch eine große Glastüre von meinem getrennt ist, und schiebt seine schwarze Nase unter dem Vorhang durch, um ins Zimmer sehen zu können.

Manchmal scharrt er am Holzrahmen der Tür, um mich auf mein Versäumnis aufmerksam zu machen.

Trotzdem: Wäre ich weg, er würde kaum darunter leiden.

Es ist noch keine drei Wochen her, da hatte er fast die Lebensfreude verloren. Sein Herrl, der mit ihm zweimal im Tag einen Rundgang macht und ihm das fein gekochte Reisleblich serviert, mußte ins Krankenhaus. Drei Wochen lang wartete Andi. Anfangs sprang er noch bei jedem Geräusch an der Tür aus seiner Ecke. Bald lief er nicht mehr zur Ente, wenn wieder nicht der hereinkam, auf den es eigentlich ankam. Von Tag zu Tag wurde er stumpfer, lag nur noch in seinem Eck herum, fraß lustlos seine Delikatessen und ächzte nicht mehr asthmatisch vor der Tür.

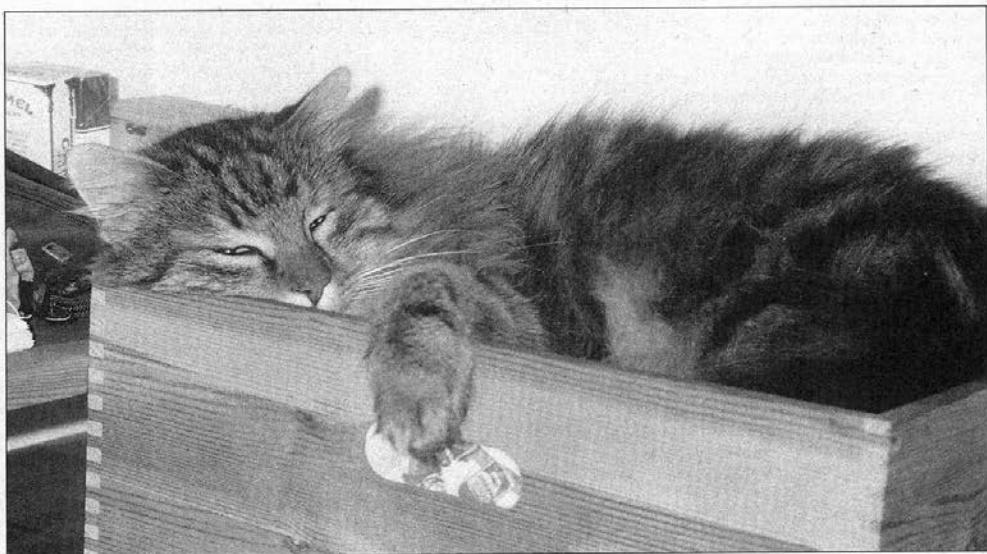
Am Ende der dritten Woche öffnete ich arglos die Tür, da sprang mir das Riesentier mit der Schnauze ins Gesicht, hopste im Zimmer herum und raste dann unter Getöse in den ersten Stock hinauf, wo der Rekonvaleszente lag. Zu dessen Füßen legte Andi sich auf den Rücken, was soviel hieß wie „kraule mich“.

Seither herrscht wieder Spielpflicht.

Sie hoffen alles, blähen sich nicht auf, rechnen das Übel nicht vor, freuen sich nicht über Unrecht, machen sich nicht wichtig und sich langmütig — die Hunde.

Ich weiß schon, das ist ja nur der Instinkt. Die können nicht anders.

Trotzdem. Ich bin froh, daß es welche gibt, die nicht anders können.



TIERGÄRTEN — TIERPARKS — ZOOS

Zoologische Gärten, die schnoddrige Abkürzung „Zoo“ wird oft nicht sehr geschätzt, sind kulturelle Institutionen von Menschen für Menschen, welche jedoch in unserem Jahrhundert auch für die Tierwelt selbst von besonderer Bedeutung geworden sind.

Im Altertum bezeichnete man sie als Gärten der Intelligenz, in unserem Jahrtausend wurden sie lange Zeit als Menagerien bezeichnet und dienten überwiegend der Schaustellung fremdländischer Tiere. Wie bei den botanischen Gärten auch, denen schon viel früher die Qualifikation einer wissenschaftlichen Institution zuerkannt wurde, betrieben schon damals Zoologen und Tierärzte ihre Studien, während die Bevölkerung voll Staunen und Freude die Tiere bewunderte.

Was sich in den letzten Jahrzehnten änderte, sind unsere Erkenntnisse über die Bedürfnisse der Tiere, die Einstellung vieler Menschen zu den Mitgeschöpfen, die uns doch in so vielen Bereichen so sehr ähnlich sind, nicht zuletzt jedoch die schwindende Zahl vieler Tierarten im Freiland, da wir Menschen durch exzessive Massenvermehrung und rücksichtslosen Raubbau in den Lebensräumen ganzen Lebensgemeinschaften während den Boden unter den Füßen weggezogen haben. Haben in früheren Jahrhunderten Jagd und Tierfang nur bei wenigen Arten ernsthaft eingreifen können, so trifft die Zerstörung riesiger Lebensräume und deren Übernutzung eine unvorstellbare Vielfalt an Tieren und Pflanzen wie ein Keulenschlag.

Von allen kulturellen Einrichtungen einer Stadt haben üblicherweise Zoologische Gärten die größte Akzeptanz beim Publikum, mit Abstand die höchsten Besucherzahlen. Der Alpenzoo in Innsbruck hat mit seinen 350.000 Besuchern im Jahr 1991 trotz seinem ungünstigen Standort und der miserablen Zufahrt mehr Gäste zu verzeichnen, als die sechs bestbesuchten Museen der Landeshauptstadt zusammengekommen. Seine Besucherzahl entspricht dem Dreifachen der Einwohnerzahl der Landeshauptstadt Innsbruck. Die finanzielle Förderung durch die Öffentliche Hand ist jedoch so gering, daß Theater- und Museumsdirektoren nur schmunzeln können. Aber Tiere werden, solange sie lebendig sind, höchstens mit „Zirkus“ in Zusammenhang gebracht aber kaum mit Kultur und Wissenschaft. Zum Kulturgut wird ein Tier erst dann, wenn es ausgestopft in der Vitrine eines Museums steht oder im Spiritus einer wissenschaftlichen Sammlung gestrandet ist. Dabei wird gerade unser Alpenzoo nicht nur von interessierten Laien frequentiert. Zahllose Schulklassen, Zehntausende von Schülern werden hier fort-

gebildet, Dutzende Diplomarbeiten aber auch Dissertationen von Studenten, sowie -zig wissenschaftliche Publikationen aus der Feder der Mitarbeiter dokumentieren die Effizienz und vielfältigen Möglichkeiten eines solchen Betriebes. Erwachsenenbildung für Lehrer, Förster und Jäger aber auch für Naturschutzgruppen gehört zum täglichen Brot unserer zoopädagogischen Abteilung. Berichte und Aufklärungsarbeit in Zeitungen und audiovisuellen Medien informieren eine breite Öffentlichkeit, die Unterstützung des Gesetzgebers bei zoologischen und naturschutzrelevanten Fragen wird selbstverständlich angenommen.

Nicht nur die Öffentliche Hand, auch die Besucher profitieren scheinbar davon, daß Zoologische Gärten finanziell ausgehört werden. Im Gegensatz zu allen anderen kulturellen Bildungsstätten sind sie ganzjährig, täglich geöffnet. Es gibt keinen Ruhetag und keine Mittagspause. Jedem Mitarbeiter ist es selbstverständlich, daß jeder zweite Sonntag und Feiertag auch ein Arbeitstag ist. Die Kollegen von den anderen Fakultäten schmunzeln schon zum zweiten Mal.

Die Anerkennung der Zoologischen Gärten durch beeindruckende Besuchermassen macht es für Kritiker lohnend, ihre Stimme zu erheben. Man könnte fast sagen: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!“ Ausgerechnet Zoologischen Gärten wird von Laien vorgeworfen, sie würden Tierarten in ihrer Existenz gefährden, Tiere in menschlicher Pflege seien erbarmungswürdige Gefangene, der Zoodirektor stehe einem Gefängnis vor.

Zu Tieren baut der Mensch oft enge Beziehungen auf und investiert dabei viel Gefühl und das ist meist zu wenig. Während gefühlvolles Handeln innerhalb der eigenen Art, also dem Mitmenschen und den Kindern gegenüber, durchaus von Vorteil ist, so kann das Vermenschlichen von Tierarten für die Betroffenen zur Katastrophe werden. Es gehört halt wirklich viel Sachverstand dazu, mit Tieren umzugehen. Selbst ein graduierter Zoologe oder Tierarzt, der in einem Zoologischen Garten zu arbeiten beginnt, bringt höchstens 10% des Wissens mit, das hier erforderlich ist. Es ist kein Zufall, daß selbst ein Assistent im Zoo mindestens drei Jahre Praxis nachweisen muß, bevor er in den Fachverband aufgenommen werden kann.

Konstruktive Kritik muß heute jede Institution tragen und ist in jeglichem Menschenwerk berechtigt. Zwei Voraussetzungen sind für mich jedoch Grundbedingung, damit ich den kritischen Worten ernsthaft nähertreten kann:

Der Kritiker muß über ein Mindestmaß von Sachkenntnis verfügen, d. h. er muß sich mit Tieren und ihrem Verhalten, sowie ihren Ansprüchen in menschlicher Pflege ernsthaft beschäftigt haben, oder zumindest Fachleuten gegenüber klares Interesse bekunden. Zweitens ist es für mich selbstverständlich, daß in jeder Einrichtung, die von Menschen geschaffen und betrieben wird, Fehler zu entdecken sind und die soll der Kritiker durchaus aufzeigen; die „Institution Zoologischer Garten“ jedoch zur Gänze abzulehnen, zeugt von einer derartigen Ahnungslosigkeit, daß eigentlich jede Gesprächsbasis fehlt.

Ziele und Aufgaben des modernen Tiergartens:

1. Der Tiergarten als naturkundliche Bildungsstätte:

Als gemeinnütziges Kulturinstitut vermittelt der Tiergarten einem großen Bevölkerungsanteil aller Alters- und Bildungsstufen in leicht faßbarer Art und Weise biologisches Wissen. Durch das Beobachten, das Sehen, Hören und Riechen von Tieren in ihrer natürlichen Sozialstruktur, also im Familienverband, paarweise oder je nach Jahreszeit auch einzeln, wird eine Fülle von Verhaltensweisen erlebt und erkannt, von denen vor allem Großstadtmenschen in unserer technisierten Zeit keine Ahnung haben. Mit entsprechender Beschriftung, Beschilderung und Broschüren, deren Führungen für Erwachsene aber auch im Rahmen der Zoopädagogik erwacht das Interesse an der Natur, werden Kenntnisse erworben, die die Voraussetzung sind, daß wir unsere Mitgeschöpfe respektieren und das Verständnis für den Natur- und Artenschutz gewinnen.

2. Tiergärten sind Stätten des Tier- und Artenschutzes:

Tierhaltung wird von Menschen vielerorts betrieben, in der Landwirtschaft, der industriellen Massentierhaltung, im Versuchstierbereich aber auch als Heim- und Luxus-tiere. Im Gegensatz zu diesen Haltungsformen verfügt die Zootierhaltung beispielsweise über optimale Voraussetzungen. Der Betriebsleiter ist Zoologe oder Tierarzt, die Mitarbeiter, die sich ganzjährig und täglich um ihre Schützlinge kümmern, sind überwiegend ausgebildete Tierpfleger, die soziale Zusammensetzung der Gruppe, die Gehgedimension und Struktur wird auf grund fundierter Fachkenntnis bestmöglich geboten, schließlich strebt man bei Zootieren — wie beim Menschen auch — eine maximale Lebenserwartung an und so gibt es daher kein Limit für die Kosten an Verpflegung und tierärztlicher Betreuung. Von einzelnen abzulehrenden Ausnahmen abgesehen, kann der interessierte Tierschützer gerade im Zoo das Fachwissen erwer-

ben, das er für andere Bereiche der Tierhaltung braucht.

Als Beitrag zum Artenschutz werden zahlreiche bedrohte „Flaggschiff“-Arten betreut, erforscht und gezüchtet und bei entsprechenden Voraussetzungen auch für die Wiederansiedlung zur Verfügung gestellt. Die Zusammenarbeit mit Naturschutzorganisationen und Freilandbiologen kommt letztlich den Tieren zugute. Zoologische Gärten kümmern sich aber auch um die Haltung und Zucht von Haustier-Rassen, die vom Aussterben bedroht sind und die als Zeugen menschlicher Kultur (und wegen ihrer Eigenschaften) auch für die Zukunft größte Bedeutung haben. Die Einsatzbereitschaft der Tiergärten im Rahmen einer breiten Öffentlichkeitsarbeit kommt ebenfalls dem Tier- und Artenschutz zugute.

3. Der Tiergarten als Forschungseinrichtung:

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Tiergartens arbeiten in vielen Sparten der

Tiergartenbiologie, d. h. auf dem Gebiet der Zoologie, der Veterinärmedizin, der Ökologie, der Ethologie, der Physiologie u.v.a. Hilfswissenschaften mehr. Nur ein ahnungsloser Laie kann behaupten, daß wissenschaftliche Forschung mit Tieren in menschlicher Pflege keine Aussagekraft besitzt, zehntausende von Publikationen und Vergleiche mit Freilandarbeiten bestätigen das Gegenteil. Das Forschungspotential unserer Tiergärten ist so groß, daß es nur in intensiver Zusammenarbeit mit den Universitäten, Akademiestituten u. a. optimal genutzt werden kann.

4. Der Tiergarten als Erholungsraum:

Diese vierte Funktion ist wohl unbestritten, vorausgesetzt, daß sich die Tiere als Grundbesitzer in ihrer Anlage wohlfühlen und daher auch dem Besucher diesen Eindruck vermitteln. Der Familienausflug durch die gepflegte Parklandschaft mit interessanten Erlebnissbereichen, Ruhezeiten, Gastronomie und vielleicht auch noch kleinen Kinderspielflächen macht den Zoo zu

einer Freizeiteinrichtung, die für viele Menschen erfreulich ist. Manchem Wissenschaftler im elfenbeinernen Turm und manchem Politiker scheint gerade diese vierte Funktion mit breiter Akzeptanz in der Bevölkerung ein Beweis dafür, daß diese Institution wohl eher „gewöhnliche Ziele“ verfolgen müsse. Es gibt eben nichts Vergleichbares, wo Kultur, Wissenschaft und Spaß so eng und erfolgreich verknüpft sind.

Tiergärten haben eine lange Tradition, und sie haben eine zunehmende Bedeutung für die Zukunft. Eine Bedeutung für uns Menschen, weil wir in unserer Vermassung uns immer mehr von den Mitgeschöpfen der Natur abkoppeln wollen, eine Bedeutung für die Tiere, weil wir dem Wahnsinn der individuellen Verfolgung und der Lebensraumzerstörung nur dann Einhalt gebieten können, wenn die Bevölkerung und auch verantwortliche Politiker durch lebende Boten und vielfältige Zusatzinformation auf die Problematik hingewiesen werden.

Warum haben wir Tiere gern?

An den Tieren mag ich ganz,
die wunderbare Eleganz;
Pferde, zum Beispiel, haben feines Blut,
doch ihr Charakter ist meistens gut;
Wir mögen ihr kuschelig weiches Fell,
und sie lernen auch sehr schnell;
Junge Tiere sind verspielt und lieb,
~~doch~~ das ist ihr natürlicher Trieb;
Ist das Tierchen auch schön,
ist es meistens noch sehr neu,
~~doch~~ mit der Zeit wird es seltsam;
Es spricht für sie dafür,
daß sie haben ein gutes Gespür;
Sie waren für jeden immer da,
wann immer man auch looking war;
Ihre Sprache verstehen wir nicht,
aber ihr Wille kommt trotzdem ans Licht;
Wir mögen alle Tiere gern,
sind sie uns auch noch so fern.

Volligiargruppe

RC winterap

göt

Larband

Fafa

Ammon

Weki

Mania

MENSCH UND TIER ALS STÄDTER

Der Begriff Ökologie als „die gesamten Beziehungen des Organismus zu allen anderen Organismen, mit denen er in Berührung kommt“, schließt a priori auch die Tiere ein. Der Mensch teilt mit dem Tier auch in den Städten nicht nur die reale Umwelt bzw. das Habitat, sondern er ist auch in der psychischen und sozialen Umwelt wechselbezüglich mit ihnen verbunden. Das Fortschreiten der Urbanisation und die durch den Menschen verursachten ökologischen Veränderungen üben eine starke Wirkung auf die Anwesenheit und die Adaption der Tiere aus, die in der Nähe von Menschen und mit ihnen leben. Dabei muß man zwischen drei Situationen unterscheiden:

- urbane Städte (fast komplette Verbauung),
- suburbane Vorstädte mit leichtem Zugang zur offenen Landschaft,
- semiurbane Dörfer am Stadtrand, wo die Viehzucht noch existiert, die aber in starker Wechselbeziehung mit der Stadt verbunden sind. Die Haltung von Wirtschaftstieren ist in den Städten verboten, doch ist beim Wachstum der Städte eine Abgrenzung von der umliegenden Landschaft schwer.

Die zunehmende Tendenz zur Tierhaltung im urbanen Bereich sensu stricto zeigt, daß die Menschen in einer weitgehend technisierten Umwelt mit Haustieren ein Stück Natur ins Haus holen möchten. Es kommt einem dabei zum Bewußtsein, daß die Tierwelt in ihrer Existenz bedroht ist. Bis zum Jahr 2000 werden 15–20% aller auf der Erde lebenden Arten ausgestorben sein.

TIERE ALS MITBEWOHNER

Eine Reihe von Tieren koexistiert mit den Menschen in der Stadt und führt zur Polarisierung in „zoophile“ und „zoo-phobe“ Menschen mit verschiedenen, oft übertriebenen Vorstellungen und Anforderungen an die Gesundheitsbehörden und an die Stadtverwaltung. Ihre Konflikte werden häufig in der Presse ausgetragen. In den letzten Jahren setzte sich fast überall in der Welt die Auffassung durch, daß Menschenschutz, Umweltschutz und Tierschutz zusammengehören. Die Tiere, mit denen Menschen im urbanen Bereich in Kontakt kommen können, bilden vier Kategorien (1):

- 1) Gesellschaftstiere („pet animals“), mit denen sehr enge Kontakte bestehen, z.B. die üblichen Haustiere sowie Reitpferde;
- 2) Synanthrope Tiere, mit dem Menschen lebende oder an Menschen gebundene Tiere, ursprünglich wilde Spezies, die sich uneingeladen in menschlichen Wohngestalten etabliert und dort günstige Bedin-

gungen für ihre Existenz, Vermehrung und Entwicklung gefunden haben. Verschiedene Vogelarten wie z.B. Spatzen, Amseln, Tauben, Schwäne und Enten, aber auch Eichhörnchen und in gewissen Ländern die freilebenden Katzenkolonien, die in begrenzten Gebieten (wie historischen Ruinen) leben und von der Bevölkerung, vor allem von Alten und Alleinstehenden, liebevoll gefüttert werden, sind von den Menschen akzeptiert. Meistens nicht wahrgenommene oder nur toleriert sind Fledermäuse, Eidechsen, Frösche etc. Von Menschen nicht akzeptiert sind dagegen Tiere wie Ratten, Mäuse, Schaben, Wespen, Milben, Wanzen, Fliegen, Flöhe, Zecken und Mücken, gelegentlich auch Läuse, die Belästigung oder Schaden oder gesundheitliche Probleme machen. In vielen Ländern Mitteleuropas sind die Pharaonennameisen in modernen Häusern, Krankenhäusern und Hotels zum Problem geworden.

- 3) Lebensmittel liefernde Tiere: Nutztier wie Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine und Geflügel;
- 4) Wildlebende Tiere: Krähen, Möwen, Raben (in den kalten Jahreszeiten), Füchse, Igel, Marder, Rehe, etc., und die in zoologischen Gärten gehaltenen exotischen Tiere.

Zu den neuen Kategorien, die ebenfalls zu den oben erwähnten Gruppen gehören, zählen erstens die Versuchstiere in Laboratorien, die von den Menschen für verschiedene Forschungszwecke und Untersuchungen (vor allem auf medizinischem oder pharmazeutischem Gebiet und bei der Kosmetikerstellung) verwendet werden (etwa 150 Millionen Tiere jährlich), wodurch emotionelle Reaktionen in der Gesellschaft aktiviert und moralische, juristische, wissenschaftliche und Versorgungsprobleme aufgeworfen werden. Der Europarat versucht, eine juristisch geeignete Regelung für Tierversuche durchzusetzen. Die zweite Gruppe sind Zuchttiere, die in Gehegen für die Herstellung von Pelzen gehalten werden.

Tiere sind zur Erhaltung des ökologischen Gleichgewichtes notwendig. Sie verbessern die Lebensqualität des Menschen und können zu seinem psychischen Wohlbefinden beitragen. Andererseits sind sie nützlich als Detektoren von infektiösen Agentien oder toxischen Stoffen in seiner Umwelt. Gesellschaftstiere¹⁾ sind Tiere, die mit dem Menschen im urbanen Bereich Zusammenleben (z.B. Hunde und Katzen, Meerschweinchen, Hamster, Kanarienvögel, Wellensittiche). Der Trend zur Haustierhaltung hat sich besonders in den letzten

Dekaden verstärkt. Es werden aber auch Tiere gehalten, die nicht an den Menschen und an die Stadt adaptierbar sind (z. B. sehr große Hunderassen wie Bernhardiner und Doggen, denen es in den Häusern an Platz fehlt, oder Tiere, die Geruch verbreiten, wie Füchse oder Affen). In den letzten Jahren wurde in verschiedenen Ländern (USA, Dänemark, Schweden, BRD, Frankreich) eine Rückkehr des Pferdes in die Stadtnähe verzeichnet, jedoch nicht mehr als Arbeitstier, sondern zum Sport oder für das Prestige des Besitzers. Auch die Haltung von Amphibien und Reptilien in Privathand nimmt zu. Der Schriftsteller G. Durrell kommentiert, daß viel mehr Menschen als man glaubt, verbotene Schlangen in ihren Wohnungen herbeirufen.

Neben den gehaltenen Tieren kann es im urbanen und periurbanen Bereich eine Anzahl von Tieren geben, die vom Besitzer verlassen wurden (in Wien etwa 1.500 pro Jahr) und die, abgesehen von den moralischen Einwänden, zu einem organisatorischen (Tierheime) und gesundheitsgefährdenden Problem werden können.

WIE VIELE TIERE GIBT ES IN DER STADT?

37

Bei der Zählung vom 3. 12. 1989 für den Bezirk Graz-Stadt ergaben sich 210 Pferde, 1.856 Rinder, 3.200 Schweine, 468 Schafe, 43 Ziegen, 11.646 Hühner, 64 Gänse, 282 Enten, 79 Truthähne, ca. 2.000 Bienenvölker und 7.000 Hunde (im Finanzamt gemeldet). Die Zahl der Nutztiere und die aller anderen angeführten Tierarten mit Ausnahme von Enten, Gänsen und Truthähnen, ist sinkend, die von Pferden und Hunden etwa gleichbleibend. Die Anzahl der Katzen ist unbekannt.

In mehr als 50% der 21 Millionen Haushalte in der früheren Bundesrepublik Deutschland werden Haustiere gehalten, knapp die Hälfte der Hunde in den Städten, auf dem Lande dagegen sind Katzen beliebter. 1983 übertraf die Anzahl der Katzen zum ersten Male die der Hunde. Der Trend zur Katze dauert an, vor allem in Einpersonenhaushalten. Dazu kommen noch etwa 7 Millionen Ziervögel (in ca. 4,2 Millionen Haushalten), 2,8 — 3,3 Millionen kleine Nagetiere, etwa 50 Millionen Zierfische (2) und schätzungsweise etwa 500.000 Schildkröten. Auf eine Registrierpflicht von Haustieren mit Ausnahme von Hunden wurde hinsichtlich des Aufwandes verzichtet, da dieser in keinem Verhältnis zu dem zu

erwartenden Nutzen steht. In den USA werden in 31% der Haushalte in den Großstädten und 41,1% der Kleinstädte Tiere gehalten. 1987 lebten dort 52 Millionen Hunde, 56 Millionen Katzen, 45 Millionen Vögel, nicht gerechnet 125 Millionen andere Tiere, wie Fische.

PROBLEME DER TIERHALTUNG IN DER STADT

Als negative Faktoren werden Verletzungsgefahr, Krankheitsübertragung, Umweltverschmutzungen, Geräusche und Lärm genannt. Eine der wirkungsvollsten Präventivmaßnahmen ist die Aufklärung der Bevölkerung über die mit der Tierhaltung verbundenen Gesundheitsrisiken. Die meisten Probleme ergeben sich aus der schlechten Haltung der Tiere, ungeeigneter Unterbringung oder Raummangel. Die Architekten haben bei der Planung vollkommen außer acht gelassen, daß der Mensch mit Tieren leben möchte und daß die Wohnungen, vor allem in Neubauten, nicht tierfreundlich sind.

Biß und Schlag sind die häufigsten Verletzungen durch Haustiere. (Anteilmäßig gibt es laut amerikanischen Statistiken mehr Bisse durch Menschen als durch Katzen.) Vor allem der Hundebiß kann dreierlei Folgen haben: psychisches und/oder physisches Trauma, Übertragung von Zoonosen¹⁾ und Eindringen von anderen Bakterien oder Viren.

Die Zahl der von Hunden Angefallenen und Schwerverletzten, vor allem Kleinkinder, oder der von Hunden angegriffenen und zu Sturz gebrachten Radfahrer nimmt zu. Die Schuld liegt zu 99% bei den Hundehaltern. In Österreich zeigt die Statistik des Jahres 1990 4.770 Bisse durch bekannte und 390 durch fremde Tiere. In London werden etwa 100.000 Hundebisse pro Jahr registriert; allerdings ist England frei von Tollwut. Dagegen werden in Norditalien pro Jahr 20.000, und in den USA 30.000 Personen nach einem Biß präventiv gegen Tollwut geimpft. In Österreich gab es 1983 zwischen 1.339 Tollwutfällen bei Tieren 51 Fälle bei Haustieren (3,8%). Tollwut bei Menschen kommt in Europa praktisch nicht vor, weil präventiv bei verdächtigen Bissen geimpft wird.

Die meisten Bisse geschehen zu Hause oder in der Nähe des Hauses, in dem der Hund gehalten wird, weniger als 10% der Bisse von gereizten oder mißhandelten Hunden.

Die in letzter Zeit populär gewordene Haltung von großen und aggressiven, speziell abgerichteten Hunden ist kürzlich in England diskutiert worden. Die ursprüngliche Absicht, dort einige „Kampfhunderassen“, sogenannte „Killerhunde“ (gezüchtet aus verschiedenen gefährlichen Rassen wie Rottweiler, Pit Bull Terrier, in den USA hauptverantwortlich für Bißwunden mit Todesfolge), zu verbieten, was in einigen Staaten der USA und Europas schon geschehen ist, wurde auf Kastration, obligaten Beißkorb und Leine reduziert. Dieses sollte auch für Gebrauchshunderassen

und Molosser gelten. Dem Obersten Gerichtshof in Österreich nach ist jeder Hund als potentiell gefährlich und unberechenbar zu betrachten.

Neben den Verletzungen bedeuten vor allem Infektionen ein Risiko für die Gesundheit durch die Anwesenheit von Tieren im urbanen Bereich. Am wichtigsten sind dabei Krankheiten mit Reservoir in Tieren, die als Nahrungsquellen für Fleisch, Milch und Eier dienen: die sehr häufigen Salmonellen. Parasiten und Pilze (Dermatophyten) können durch den Kontakt mit Haustieren entstehen. Die Zahl der Krankheiten, die von Tieren auf Menschen übertragen werden können (Zoonosen), ist größer als 100 (z. B. Brucellose, Leptospirose, Ornithose, einige Viren), doch sind manche in Europa so selten, wie z. B. Milzbrand, daß sie keine praktische Rolle spielen. Besonders ist auf die vom Publikum mißverständene und übertriebene Angst vor Toxoplasmose hinzuweisen, bei der die Katze (die nur einmal im Leben und das nur für etwa 3 Wochen, die infektiösen Zysten ausscheidet) eine Rolle spielt. Dies kann geschehen, falls sie sich mit Mäusen ernähren. Die ausschließlich im Hause gehaltenen Katzen sind mit Toxoplasma vielleicht nur dann infiziert, wenn sie mit rohem Schweinefleisch gefüttert werden. Menschen können aber auch durch rohes oder ungenügend gekochtes oder gebratenes Fleisch eine Toxoplasmose-Infektion erwerben.

Etwa 11% der Bevölkerung zeigen eine Sensitivierung gegenüber Katzen- oder Hundehaaren, doch nur 5% haben pathogene allergische Reaktionen mit Symptomen. Die Empfindlichkeit ist wesentlich kleiner gegen Pferde und am geringsten (2%) gegen Meerschweinchen.

HYGIENISCHE BELASTUNG DER UMWELT

Ebenso wie bei Kindern in modernen Städten, die oft entrechtet sind (unzulängliche Spiel- und Auslaufplätze, keine neuen Parkanlagen, die bestehenden werden eher verkleinert als vergrößert), wirkt sich die Situation auch auf Tiere im urbanen Bereich aus. Die übermäßige Zunahme der Anzahl von Tieren kann die „Tragbarkeit“ der Parkanlagen oder anderen Grünflächen vermindern und dadurch die Umwelt belasten. Auf Spiel- und Liegewiesen dürfen Hunde keinen Zutritt haben. Die zunehmende und mancherorts extreme Verunreinigung der Gehsteige ist das Hauptproblem der Hundehaltung in den Städten. Die bakterielle, parasitäre und virale Kontamination der Hunde beträgt etwa 10%. Erdproben aus öffentlichen Parks und von Spielplätzen verschiedener Länder haben ergeben, daß 20-87% Eier des Spulwurms *Toxocara* (in unseren Breiten die häufigsten Parasiten) darin enthalten sind. Regelmäßiger Wechsel des Sandes sowie das Einzäunen von Spielplätzen samt Beseitigung des Hundekotes von Straßen und öffentlichen Anlagen sind erforderlich. Eine nennenswerte Verunreinigung kommt auch von Stadttauben. Jede Taube produziert im Jahr

etwa 2-3 kg Kot (inkl. Harn). Die Behörden haben keine Lösung für das Problem der Überfütterung von Tauben durch die meist alten und vereinsamen Menschen. Vergiften ist nicht mehr akzeptabel und Antifruktbarkeitsmittel sind erst in der Versuchsphase. Die im Kot enthaltene Harnsäure wirkt stark ätzend und korrodierend (z. B. an historischen Bauwerken). Bei Hunden geht man von einer täglichen Ausscheidung von durchschnittlich 0,3 kg Kot und 0,7 l Urin aus; bei Jungtieren sind es relativ größere Mengen. Für Wien bedeutet das 15 Tonnen Kot, Frankfurt 6 Tonnen Kot und 14.000 l Urin, Paris 20 Tonnen und für New York 150 Tonnen Kot täglich. Die spärlichen Grünflächen sind oft ein einziges Hundeklo. Appelle an die Tierbesitzer haben nirgends genutzt.

In einigen Ländern werden vor allem in den Innenstädten verschiedene gesetzliche Maßnahmen getroffen: Strafen für das Defäkieren von Hunden auf der Straße, die Verpflichtung, den Hundekot zu beseitigen, Einrichtung von speziellen Hundetoiletten, Automaten mit billigen „Sets“ (Plastiksäckchen und Schaufeln) zur Beseitigung der Haufen, etc. Diese werden aber von den Hundebesitzern meistens ignoriert. Sie sind der Meinung, daß sie u. a. für die Straßenreinigung Steuern bezahlen. In Österreich und auch in anderen Ländern wird die Hundesteuer jedoch nicht dafür eingezogen, die Beseitigung der Hundekotprodukte zu finanzieren.

Mit Verboten und strengen Strafen allein ist das Problem nicht zu lösen. Geldstrafen (in Wien bis zu 1.000,— Schilling oder mehr, in Basel 150 Franken, in New York 100 Dollar) werden selten auferlegt, sind aber notwendig. Die Straßen- und Gehsteigreinigung kostet in Paris 700 Millionen Schilling pro Jahr. In Paris gibt es 132 „Caninettes“, spezielle Motorräder, die mittels einer besonderen Kehrvorrichtung rund um die Uhr die Exkremente von den Gehsteigen aufsaugen, was jährlich 100 Millionen Schilling kostet. In vielen Städten gibt es ein Verbot für Hunde in Geschäften, Restaurants, öffentlichen und historischen Plätzen. Dazu meinen ironisch und verbittert einige Experten, daß die Einstellung zu diesen Fragen inkonsistent sei: „Eine Gesellschaft, die Belästigung durch Verschmutzung mittels Verkehr (Abfälle, Lärm, Luftverschmutzung, Invasion der öffentlichen Plätze mit Autos etc.), Rauchen in öffentlichen Gebäuden, Spielen auf der Straße und auf öffentlichen Plätzen toleriert, muß auch Hundefäces auf der Straße in Kauf nehmen“ (5).

Ein besonderes Problem für die Stadtbewohner stellt die Reduzierung der streunenden, nicht gewollten Tiere dar, z. B. das Einschläfern und die Beseitigung/Vernechtung der toten Tiere, die wichtige ökologische und hygienische Überlegungen verlangen.

POSITIVE ASPEKTE DER TIERHALTUNG

1) **Ökologisches Gleichgewicht:** Die Städte werden zunehmend zu Stein-

wüsten durch Hochhäuser, in denen der Mensch zwar überleben kann, jedoch mit einem Verlust an Lebensqualität. Sein individueller, ökologischer Spielraum ist eingeschränkt. Die Tiere im urbanen Bereich erinnern, daß die mannigfaltige Natur existiert, daß man sie schützen soll und daß man ihre Zerstörung verhindern muß. Vögel und andere Spezies sorgen außerdem für die Verringerung lästiger Insekten und beleben die oft trostlose städtische Landschaft.

2) Sozialisierende Funktion:

Tiere helfen bei der Sozialisierung von Kindern, bei der Entwicklung des Verantwortungsgefühls, zur Bereicherung der Persönlichkeit, und sie stärken den Familiensinn. Kinder mit Haustieren können sich besser im Kindergarten und in der Schulklasse integrieren. Durch die Beobachtung der Tiere bekommen sie die ersten Eindrücke über das Verhalten von Lebewesen. In vielen Ländern gibt es für Kinder besondere Tiergärten.

3) Gesellschaftsfunktion:

Tiere tragen dazu bei, die Entfremdung und die Isolierung des urbanen Menschen von der Natur zu mildern. Im täglichen Streß bieten Tiere Entspannung und Ausgleich. Pensionisten erleben durch Haustiere einen neuen Lebenssinn, wenn ihnen das Gefühl gegeben wird, daß sie gebraucht werden. Die soziale Funktion ist bei verschiedenen Tieren selbstverständlich unterschiedlich, z. B. besitzt eine Schildkröte den geringsten „Vergnügungswert“, weil man sich durchschnittlich nur zehn Minuten am Tage mit ihr befaßt. Bei Kanarienvögeln und Wellensittichen unterhält man sich schon 75 Minuten lang vor ihren Käfig. Mit der Katze verbringt man etwa 100 Minuten, doch an der Spitze steht der Hund, mit dem man sich bis zu vier Stunden täglich beschäftigt. Doch solch einer kann man den „Vergnügungswert“ eines Haustieres nicht erfassen. Freundschaft mit Tieren kennt keinen „Nutzeffekt“, der sich in Geld oder Minuten quantifizieren läßt. Schließlich erfüllt jedes dieser Tiere rund um die Uhr das Heim mit Leben, auch dann, wenn man sich ihm nicht ausdrücklich widmet. Alleinstehenden, geschiedenen und älteren Personen bietet ein Haustier, besonders bei Bettlägerigen, zuweilen die einzige Gesellschaft, die vor Vereinsamung schützt. Die Menschen sind auch bereit, dafür Geld auszugeben, z. B. werden in Deutschland mehrere Milliarden DM für Tierfutter ausgegeben, 3,1 davon allein für Hunde. „Pet-Kaufhäuser“ bieten 5.000 verschiedene Artikel an. Für ihre Haustiere gaben die Amerikaner 1984 an die 8,5 Milliarden Dollar aus.

4) Tiere helfen heilen.

Der Beziehung zwischen Mensch und Tier im Alltag geschlossener Institutionen wird immer mehr eine gesundheitliche Bedeutung beigemessen. Es ist bekannt, daß Tiere Sicherheit bei alleinstehenden älteren Menschen bringen und Angstzustände verhindern können. In Holland, Großbritannien und in den USA können daher Tiere in Altenheimen mitgenommen werden (siehe Beitrag Gerda Wittmann).

Psychologen dokumentierten aber auch einen leichteren Zugang zu Jugendlichen, wenn der Therapeut mit einem Hund kam. Die Tiere haben in mehreren amerikanischen Gefängnissen die Aggressionsraten vermindert. In einigen Krankenhäusern für psychisch Kranke hatte die Anwesenheit von Tieren einen günstigen Einfluß, vor allem bei Angstzuständen. In der gerontopsychiatrischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg werden für Alzheimer-Kranke „Kuscheltiere“ wie Kaninchen gehalten, die den Patienten das Gefühl der Freude vermitteln sollen.

Angora-Kaninchen zum Streicheln haben sich bei der Rehabilitation von Patienten mit motorischen Ausfällen nach einem Schlaganfall bewährt. Sie sind für die Beschäftigungstherapie bei Streßsituationen nützlich und es wird z. B. bei hohem Blutdruck, bzw. bei infarktgefährdeten Personen empfohlen, Fische oder Katzen zu halten, als Ausgleich bei Frustrationen aller Art, wie in unbefriedigenden Familiensituationen.

Für isolierte und vereinsamte AIDS Patienten sind Hunde und Katzen oft die einzigen Freunde, die Trost spenden und keine Angst vor Ansteckung haben (die Tiere müssen von Veterinären regelmäßig untersucht werden).

Im Sommer 1989 wurde in Wien das Forum „Helfen mit Tieren“ vom „Institut für interdisziplinäre Mensch-Tier-Beziehung“ (1977 gegründet unter der Schirmherrschaft von Konrad Lorenz) ins Leben gerufen.

5) Besondere soziale Funktionen:

Hunde sind bei Blinden die sichersten Begleiter und für gewisse Invaliden (wie Gehörlose) haben sie eine lebensermöglichende Funktion, z. B. öffnen Hunde die Tür für Querschnittgelähmte, die an den Rollstuhl gefesselt sind. Beim Epileptiker kann sein Hund einen Warnlaut geben, noch bevor der Kranke den Beginn eines Krampfanfalls bemerkt. Allerdings kostet ein ausgebildeter Hund 120.000 Schilling. Seine Rolle als Hausbewacher, bei der persönlichen Verteidigung (Nachberufe), auf der Suche nach Verirrten, Lawinenopfern oder durch Erdbeben Verschütteten und im Kampf gegen Drogen und andere Verbrechen ist hinreichend bekannt.

Die Wahrnehmung und die Wertschätzung der Natur im urbanen Bereich ändert sich. Behutsamer Umgang mit unserer Umwelt, auch mit Tieren, ist ein unverzichtbares Anliegen.

Literatur:

1. WHO - Guide de l'OMS et de la WSAVA visant à réduire les risques pour la santé publique liés à la présence d'animaux en

zone urbaine, Genève 1981, Doc. VPH/81, 29.

2. Rulffes R.: Tierärztliche Überwachung der Tiere bei Handel, Ausstellungen, in Tierheimen, Circus und Zoos. Dtsch. tierärztl. Wschr. 88, 261-308, 1981.

3. Wegner zit. bei Weise H.J.: Tiere im urbanen Bereich als hygienische Aufgabe. Bundesgesundheitsblatt 24, 25/26, 404-408, 1981.

4. Schaffert R.: Tierische Exkremente in der Großstadt, WHO-Tagung in der Tierärztlichen Hochschule, Hannover. Dtsch. tierärztl. Wschr. 88, 196-204, 286-303, 1980.

5. Mantovani A., Batelli G. und Zanetti R.: Problems associated with the coexistence of man and animals in urban areas. Annali Istituto Superiore di Sanità. 14, 265-272, 1978.

6. Corson, S.A., Corson, E.O. und Gwynne, P.H.: Pet-facilitated psychotherapy. In: Pet animals and society. Anderson, R.S. (Ed.), Baillière Tindall, 19-36, London 1975.

7. Corson, S.A., E.O. Corson, Ph.H. Gwynne, und L.E. Arnold. Pet-facilitated psychotherapy in a hospital setting. In: Masserman, J.H. (Ed.), Current Psychiatric Therapies, Vol. 15. Grune & Stratton, New York 1975.

8. Friedmann, E.: Pet ownership and survival after coronary heart disease. In: Proceedings, Second Canadian Symposium on Pets and Society (30 May - 1 June, 1979), 26-39, Vancouver 1976.

9. Proceedings: The human-pet relationship. International Symposium 27-28 October, 1983. Published under the patronage of the Austrian Academy of Science, Wien 1983.

10. Abstracts: Human-animal bond symposium. Boston, 20 - 23 August 1986.

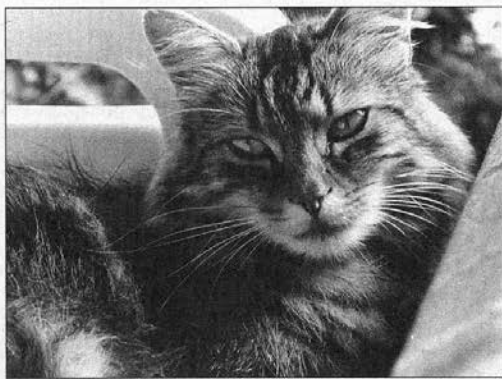
11. Delta Society Conference. Orlando, Florida Oct. 1, 1988.

12. 5th International Conference on the relationship between humans and animals. Monaco, 15-18 November, 1989.

Anmerkungen:

¹⁾ Vom Menschen gehalten und genährt, aber nicht von ihm konsumiert. Schließt nicht die Tiere ein, die für Pelze gezeichnet werden (Definition in Artikel 2 (i), Direktive EWG Nr. 373, 1979).

²⁾ Infektionen, die von Wirbeltieren auf Menschen übertragen werden können.



TIER UND MENSCH

Das Wort „Mensch“ ist mit „Mann“ verwandt und dürfte auf eine alte indogermanische Vorstellung von einem Stammvater „Manus“ zurückgehen. Diese männliche Orientierung hängt mit der angeborenen Territorialität des Menschen zusammen. Der Mann hat die Urfunktion des Verteidigers. Er vertritt damit seine Gruppe nach außen hin und wird in der Folge zum Namensgeber für die Gesamtheit. Wir kennen viele Parallelbeispiele aus der Tierwelt. Überall dort, wo das Männchen als verteidigender, schützender oder auch werbender Kämpfer bunter und auffälliger ist als das Weibchen, wird er zum Markenzeichen für die Art. Fragt man jemanden nach den Charakteristika der Pfau, der Fasane, der Paradiesvögel oder auch der Löwen, so erhält man grundsätzlich immer eine Schilderung des Männchens. Niemand wird bei einer Beschreibung der Spezies Rothirsch die kahle Hirschkuh aufzählen, sondern immer den männlichen Geweihträger in den Vordergrund stellen. Gleiches gilt für den Hirschkäfer. Amseln gelten allgemein als schwarz mit gelbem Schnabel; das unscheinbar braune Weibchen wird kaum je erwähnt. Dieses Beurteilungsprinzip betraf auch den Menschenmann. Seine Größe, Breitschulterigkeit, der Bart, die Brustbehaarung machten ihn auffällig, also wurde er zur namensgebenden Charakterfigur.

Atmende Wesen

Mit all diesen Erklärungen und Begründungen stehen wir bereits tief in der Biologie und im Tiervergleich. Das Wort „Tier“ ist rückführbar auf eine indogermanische Wurzel, die „Dunst“, „stieben“, „blasen“ bedeutet. Das Tier wäre somit das „atmende Wesen“, eine Bezeichnung, die auch für den Menschen volle Gültigkeit besitzt. Es zeigt sich also, daß wir schon alleine seitens der Herkunftsgeschichte der beiden Wörter „Tier“ und „Mensch“ keine feste Grenze zwischen den besprochenen Erscheinungsformen ziehen können. Hier überschneidet sich alles. Dazu stellt sich noch die Frage, was denn eigentlich unter einem „Tier“ zu verstehen hat. Meint man eine Amöbe, einen Regenwurm, einen Schmetterling oder einen Gorilla? Die Ähnlichkeit zwischen Menschenaffen und Menschen ist wahrhaftig größer als etwa die zwischen Schimpansen und Blutegel. Trotzdem wirft man die einen als „Tiere“ zusammen und stellt ihnen den Menschen als singuläres Wesen gegenüber nach dem beliebten Motto: „Wir und die anderen.“ Ganz ähnlich verhalten sich auch Völkerschaften. Die alten Griechen bezeichneten sich als „Hellenen“ und alle anderen Völker als „Barbaren“, wobei allerdings dieses Wort nicht im heutigen Sinn „Grausamkeit“ oder „Roheit“ cha-

rakterisieren sollte, sondern von „Barabara“ abgeleitet war und sich ähnlich unserem „Blabla“ auf die fremde unverständliche Sprechweise bezog. In vergleichbarer Weise wurden die Deutschen von den Slawen „Nemecki“ genannt, und das bedeutet herkunftsgeschichtlich so viel wie „Stammer“ oder „Stummer“. So werden denn auch Tiere oft als „stumme Kreaturen“ bezeichnet, obwohl die meisten über komplizierte Verständigungssysteme verfügen.

Symbolik

Übrigens hat die Menschheit durchaus nicht immer so egozentrisch gedacht, ja noch heute empfinden viele Völker anders als die von Wald und Feld, von Tier und Pflanze getrennten Angehörigen der sich als „führend“ aufspielenden Industrienationen. Man denke gleich einmal an unsere eigene Märchenwelt, an den Frosch, der sich in einen Prinzen verwandelt, an Schneeweißchen und Rosenrot mit dem Bären, der ein verzauberter Jüngling ist, an Rotkäppchen mit dem sprechenden Wolf, an den Wolf mit den sieben Geißlein oder an das Aschenputtel mit den verständnisvoll helfenden Tauben. Apropos Taube: Schwebt nicht in jeder Kirche der heilige Geist in Taubengestalt über den Gläubigen? Wird Christus nicht symbolisch als Lamm dargestellt? Bei verschiedenen Mythologien, zum Beispiel im alten Ägypten oder heute noch in Indien, spielen Gott-Tiere und Tiergötter eine bedeutende Rolle. Der indische Ganesha ist ein Gott mit Elefantenhaupt, und im alten Ägypten verehrte man die Falbkatze, den Horusfalken und die Krokodile als mythische Wesen. Ein Vogel trägt heute noch seinen Namen aus jener Zeit, nämlich der „Heilige Ibis“. Wer jemals Indiangeschichten las, weiß um die zahlreichen Totentiere, die als Urväter von ganzen Indianerstämmen gelten. Ähnlich auch die Mäthen aus der Suidsee, wo Tiere und Menschen miteinander reden und sich oft gegenseitig helfen, als gäbe es keine Artunterschiede. Die sibirischen Bärenkulte, die Vorstellung der Buschleute von der Identität zwischen Gottesanbeterin und Antilope oder der Glaube der Eskimos an eine Urmutter der Tiere bezeugen allesamt, daß der noch völlig naturverbundene, jagende und sammelnde Mensch vergangener Zeiten keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen den verschiedenen Lebewesen kannte, sondern sie gleichberechtigt neben- und miteinander lebend verstand. Aber selbst der heutige Großstädter kommt von manchen alten Riten nicht völlig los. So legen Jäger die Strecke nach althergebrachter Rangordnung der Tiere aus und pflegen mit der Übergabe des „letzten Bisses“ an Reh- und Rotwild einen uralten Entscheidungs- und Sühnebrauch. Und wer kennt nicht die vielen

Tierschützer, die alten Frauen, die aus spontanem Empfinden heraus von ihrem Hund sagen, er verstehe sie besser als jeder Mensch? Nicht selten wird dann der Liebster unter Trauermusik auf einem Tierfriedhof feierlich beigesetzt, damit er unter einem christlichen Grabstein seine letzte Ruhe findet. Eine Gleichsetzung zwischen Tier und Mensch konträrer Art gab es bei der christlichen Inquisition: Sie stellte fallweise auch Tiere vor Gericht und verurteilte sie nach Folterung genau wie der Hexenri verdächtige Personen.

Trennungsstrich

Wo und wann auch immer wir auf der Welt bei den Menschen Nachschau halten, finden wir breite Zonen, in denen es keine Begrenzung zwischen uns und anderen Lebewesen gibt. Traditionell philosophisch denkende Menschen sehen das freilich vielfach anders. Zwar lassen sie sich selbstverständlich mit an Tieren erprobten Medikamenten, deren Wirksamkeit ja ein Beweis für tiefe Verwandtschaft zwischen allen Erdgeschöpfen ist, von Krankheiten heilen oder davor bewahren. Aber sie ziehen dennoch einen scharfen Trennungsstrich zwischen Tier und Mensch. Nur der Mensch denkt, das Tier handelt instinktiv unbewußt. Dieser Standpunkt erwächst in erster Linie aus einer in geisteswissenschaftlichen Bereichen fast grundsätzlich anzutreffenden Unkenntnis von Tieren. Der Geisteswissenschaftler agiert ja vorwiegend zentripetal, das heißt, er geht vom Menschen als Zentrum seiner Untersuchungen und Überlegungen aus und verfolgt nun dessen Spuren zurück bis zu jener fernen Vergangenheit, wo ihm weder Werkzeug noch Feuergebrauch nachgewiesen werden können. Hier liegt für ihn die Grenze zwischen dem Menschen und allen anderen Lebewesen des zoologischen Stammbaums. Der Naturwissenschaftler hingegen geht primär zentripetal vor, indem er ganz allgemein bei den niedrigsten, besser einfachsten Lebewesen beginnt und sich langsam Schritt für Schritt zum „Zentrum Mensch“ vorarbeitet. Auf seinem langen Forschungsweg findet er beispielsweise Tiere, die einheg sind, andere die Werkzeuge gebrauchen oder gar Brände zur Nahrungsgewinnung nützen, die also nicht das Feuer meiden, sondern sich seiner geschickt bedienen. Zum Menschen hin ist in diesen Punkten, die so gern als unwiderlegliche Grenzmarken des Humanen aufgezählt werden, kein grundsätzlicher Trennungsstrich zu sehen. Der Homo sapiens stellt nur eine überaus raffinierte und wohl einmalige Kombination von prinzipiell schon im Tierreich auftretenden Einzelverhaltensweisen dar, die ihn dann in ihrem Zusammenwirken zu zweifellos alles überragenden Leistungen befähigten.

Schiffbruch

Der aufrechte Gang, das Freiwerden der Vorderextremitäten und die sich daraus ergebenden sensomotorischen Kreisprozesse zwischen Hirn und Hand sowie die damit im Zusammenhang stehende diffizile Fähigkeit zum Werkzeuggebrauch haben den Menschen zwar leistungsmäßig, aber keinesfalls verwandtschaftlich von den übrigen Lebewesen abgehoben. Er kann und weiß unvergleichlich mehr als die anderen, aber dennoch bei weitem nicht alles. Im Ökosystem vermag er keine einzige Tierart wirklich zu ersetzen — er erfüllt immer nur seine eigene, durch Technik gefährlich hypertrophierte Funktion. Seine Versuche, mit Hilfe von Chemie und Physik die ökologischen Aufgaben von Tieren und Pflanzen, namentlich auch von Klein- und Kleinstlebewesen zu manipulieren, erlitten kläglich Schiffbruch.

Die gesamte Massenvermehrungs- und Umwelttragödie, an der wir höchstwahrscheinlich zugrunde gehen werden, ist im Grunde genommen eine Folge der Überheblichkeit und Imponiersucht des phylogenetischen „Letztminutenproduktes“ Mensch. Er hat die globale Bedeutung der Millionen Tier- und Pflanzenarten in unberechtigter Selbstüberhöhung völlig unterschätzt. Er hat in weiten Bereichen übersehen, daß er ein Produkt aus gleichen Bausteinen ist wie jedes andere Lebewesen, nämlich aus Zellen.

Der Einzeller steht am Anfang jeglichen Lebens. Aus je einer Eizelle und Samenzelle entwickeln sich selbst die kompliziertesten und leistungsfähigsten Geschöpfe, an ihrer Spitze der Mensch. Daraus ergibt sich eine Schlußfolgerung von größter Tragweite. Aus der Zelle kann nämlich nichts entstehen, was nicht in ihr zumindest als einfachste, unscheinbarste Anlage enthalten ist. Zellen können sich spezialisieren, können sehr komplizierte Organe bilden und auf diesem Weg riesige Wesen aufbauen wie etwa Elefanten, Wale oder die längst ausgestorbenen Saurier. Im fertigen Individuum bedeutet eine einzelne Zelle garnichts.

Täglich verlieren und erneuern wir Millionen Zellen. Und doch steht dahinter immer jeweils die einzelne Zelle, aus der heraus durch Teilung auf stammesgeschichtlichen Wegen sich alles aufbaut. Und wenn diese Zelle letztlich ein denkendes Gehirn produziert, so muß das Denken bereits in der Urzelle irgendwie verankert sein.

Diese Urzelle mußte wie jede ihrer Nachfolgerinnen fühlen, reagieren und lernen können, denn anders wäre das Entstehen von Gehirnen und Nervensystemen niemals möglich gewesen. „Bewußtsein“ im Sinne eines individuellen Empfindungsvermögens ist demnach eine Grundeigenschaft des Lebens überhaupt und Menschen wie Tieren gleichermaßen eigen.

Damit schrumpt jedoch der Unterschied zwischen den Lebewesen auf die ökologische Ein- und Anpassung, auf die spezialisierte Funktion im globalen Gesamtsystem zusammen. Ein Regenwurm hat andere ökologische Aufgaben als ein Schimpan-

se, aber kein Schimpanse wäre trotz unvergleichlich höherer Gesamtleistung befähigt, die Funktionen eines Regenwurmes auszuüben. Nur wir Menschen als hochentwickelte Werkzeugprimaten haben geglaubt, besser, klüger, leistungsfähiger zu sein als die anderen Mitgeschöpfe im System. Die ganze komplizierte, von Hunderten zum Teil mikroskopisch kleinen Lebewesen praktizierte Erdaufbereitung, die als Nahrungsbeschaffung für Pflanzen dient, haben wir durch brutale Kunstdüngerverwendung aufs Schwerste gestört. Statt der Zugtiere setzen wir benzingetriebene Maschinen ein, die den Ackerboden niederwalzen und bis zur Wasserdurchlässigkeit verdichten. Die Fische in den Meeren betrachteten wir in unserer egoistischen Ausbeutungsmanier lediglich als Futter für uns selbst.

Die katastrophalen Folgen unserer naturfremden Lebensstrategien sind bekannt. Wir haben in wenigen Jahrzehnten

uns selbst an den Rand des Abgrundes gesteuert. Das hat noch keine Tierart getan. Jene Menschen, die noch an das Gespräch mit den Tieren glaubten, die etwas Göttliches in ihnen sahen, hätten dem Ökosystem niemals einen Schaden zugefügt. Im Gegenteil — sie ahnten die Gefahren und warnten. Sie warnten so lange, wie unsere ebenso angenehme wie tödliche Industriegesellschaft zuließ.

Wir Zivilisationsbürger haben die Gesetze des Ökosystems mißachtet und geglaubt, jedwede biologische Funktion besser ausüben zu können als unsere Stammesgenossen, die Tiere. Was herausgekommen ist, kann jeder allüberall beobachten. Der Jetzmensch hat die vorgegebene ökologische Sicherheit gegen einen höchst unsicheren technischen Wohlstand vertauscht und erntet nunmehr mit großer Wahrscheinlichkeit, als grenzenlos überhebliches und dadurch wahrhaft dummes Lebewesen, den selbstfabrizierten Untergang.

Keine Katze

Jeden Tag, wenn ich von der Schule nach Hause komme, sehe ich nach, ob sich meine Katze irgendwo in der Wohnung aufhält. Wenn ich sie gefunden habe, begrüße ich sie gleich, indem ich mit ihr schmiere. Meistens rede ich auch mit ihr, obwohl sie mir garnichts antworten kann. Am häufigsten spiele ich am Abend so um 6-7 Uhr herum, mit ihr. Da habe ich am meisten Zeit und meine Katze ist da ich in der Wohnung. Ich lasse Willkomm und ziehe ihn hinter mir her. Manchmal stelle ich mich auf alle vier Pfoten und gehe meiner Katze nach und mache ihr auch alles nach. Das finde ich auch sehr lustig. Manchmal mache ich mich auch so klein, daß ich ungefähr in der Höhe meiner Katze bin und schaue mir wiederum auf um ihr zu zeigen wie man alles machen^t nicht. Wenn meine Katze nicht wäre, würde ich mich, glaube ich, nicht so oft am Boden herumverzereln. Ich könnte auch nicht mehr meiner Katze nachgehen oder irgendwelche Spiele mit ihr machen. Ich glaube es wäre viel langweiliger ohne sie. Oft stellt sie auch irgend etwas an was mich zum lachen bringt zum Beispiel hüpfte sie einmal auf den Küchentisch geradenwegs in einen Kuchner, der gerade aus dem Ofen kam. Wir mocht. So etwas könnte ich dann auch nicht erleben.

Wenn ich länger Zeit wegfare oder auch nur einen Tag und dann wieder nach Hause komme, freue ich mich immer schon auf meine Katze. Dann kann ich wieder sehen. Sie kämpft auch sehr oft mit einem Teppich. Das ist sehr lustig aus. Das möchte ich immer fotografieren. Aber wenn man ihr genau zusieht und schmeckelt, toll sie gleich auf.

Ruth Rembar (12 J.)

EIN ZOOLOGE IN DER ANTARKTIS

Warum nur kommt ein Mensch auf die Idee, in die Antarktis zu fahren? Diese Frage wurde mir erstaunlicherweise nach meiner Rückkehr von einer Forschungsfahrt mit dem deutschen Polareisbrecher „Polarstern“ viel öfter gestellt als vorher. Die einzigen vorher zu mir gelangten Regungen aus der „Öffentlichkeit“ waren — und dies hat mich abermals verwundert — die Bitten einer Reihe von Markensammlern, ihnen auf ihre Kosten mit Sonderstempeln verzierte Marken zu schicken. Man könnte nun auch sagen — wenn es schon für dieses Hobby soviel Einsatz gibt, warum dann nicht auch für Tiere? Aber wahrscheinlich liegt der Schlüssel doch etwas tiefer im Wesen des Menschen. So ist es eine feststehende Tatsache, daß der Mensch ein Glied im Naturganzes ist, ob er es nun wahrhaben will oder nicht. Vielen Menschen wird dies erst auf dem Umweg über die Bewegung der diversen grünen Gruppierungen und Umweltinitiativen verstandesmäßig nahegebracht. Aus diesem Grunde ist es auch nicht verwunderlich, daß gerade diese grünen Bewegungen — und dies ganz bezeichnenderweise — ihre stärksten Erfolge und den meisten Zulauf in den Ballungsgebieten und den Großstädten haben. Hier wird der Mangel an natürlicher Umgebung besonders rasch fühlbar, und nicht erst seit unserer Zeit. Ich denke hier vor allem an die Initiativen des berühmten „Retters des Wienerwaldes“, Bürgermeister Ressel, der eine Abholzung dieses einst noch viel geschlosseneren Waldgebietes in letzter Minute verhinderte. Dieser Kahlschlag hätte den Aktionären dieses Planes kurzfristig einen großen Gewinn gebracht, aber einen unermesslichen Schaden in der Umgebung Wiens angerichtet. Aber auch am anderen Ende der Skala der Naturnähe ist das Bedürfnis des Menschen, sich mit Tieren abzugeben und sich sogar mit lebenden solchen zu umgeben, sehr fühlbar. Ich meine in diesem Falle die Ureinwohner des Amazonaswaldes. Hier haben nicht etwa die Zoologen, die ja automatisch pro domo zu sprechen verdächtig sind, sondern die Ethnologen und Anthropologen unter nahezu optimalen Bedingungen etwas Erstaunliches festgestellt: Die Indianerstämme, die diese Regenwälder als Jäger, Sammler, Fallensteller und nur in geringem Umfang auch als Ackerbauer auf Brandrodungsflächen schon immer bewohnt, hielten schon zu den goldenen Zeiten, als sich die Zivilisation noch nicht soweit in die entlegensten Winkel vorgedrängt hatte, in jeder Siedlung und in jeder Behausung lebende Tiere. Und dies in größerem Umfang, als man sich das bei uns vorzustellen vermochte. Es handelte sich dabei keineswegs um Haus- oder Nutztiere, in den allermeisten Fällen waren es Jungtiere oder Jungvögel von Arten aus dem diese Menschen umgebenden Lebens-

raum, die hier liebevoll gepflegt und oft artgemäß ernährt wurden. Wenn man diese wenigen hier nur anekdotisch aufgezählten Fakten mit einer Vielzahl von anderen aus dem anthropologischen Wissensgebiet richtig zuordnet und in ein System einzupassen versucht, dann kommt man soweit, wie ich den Leser dieser Zeilen bringen will: Es ist ein dem Menschen angeborenes Bedürfnis, sich mit den Tieren (und Pflanzen — es gibt doch fast keine Wohnung ohne Zimmerpflanzen) auseinanderzusetzen. Auch hier drängt sich zwar zunehmend ein Sensationstourismus vor, aber wegen der extremen hier herrschenden Bedingungen sind die Kreuzfahrerschiffe einstweilen noch sowohl auf die Randgebiete, als auch auf die günstige Jahreszeit des antarktischen Sommers mit seinem Dauertag beschränkt. Nicht zuletzt wirkt hier der einzige unserer Zeitalter unmittelbar verständliche Faktor begrenzend — die relativ hohen Kosten einer Schiffsreise in diese doch sehr abgelegenen Gebiete. — Von seiten der biologischen Forschung kann man hierüber nur froh sein. Aber die einzigen im Sommer eisfreien Gebiete der Antarktis, die Antarktische, von den Angelsachsen auch als Palmar-Halbinsel bezeichnete, sowie die zirkumantarktischen Inseln begannen bereits unter den Folgen des Andrangs zu vieler Touristen zu leiden.

Lebensraum bestätigt
Das zu Ende gehende Jahr 1991 brachte gerade für die Antarktis nach den Konferenzen von Madrid und Bonn endlich die Bestätigung, daß dieser Lebensraum auf zunächst fünfzig Jahre nicht kommerziell genutzt werden soll und daher faktisch nur der internationalen Forschung zugänglich bleiben wird. — Viele Interessierte kennen die Bedeutung der Antarktis für das Klima der Welt aus den Medien: Die Stichworte antarktisches Ozonloch und „Wetterküche“ der Erde sind für die Meteorologie, aber auch für die gesamte Menschheit von vielleicht lebenswichtiger Bedeutung. Ein weiterer Aspekt der Antarktisforschung ist die Biologie. Ein riesiger Lebensraum — in den der Mensch bezeichnenderweise zuerst auf der Suche nach den Walen, dann den pelzliebenden Robben eingebrochen ist — birgt einen wirklich unvorstellbaren Reichtum an tierischem Leben. Hier hat sich unter wirklich einzigartigen Bedingungen, wie fast ständig negativen, aber konstanten Temperaturen, einer sechs bis neun Monate bestehenden Eisdecke, Fehlen aller grö-

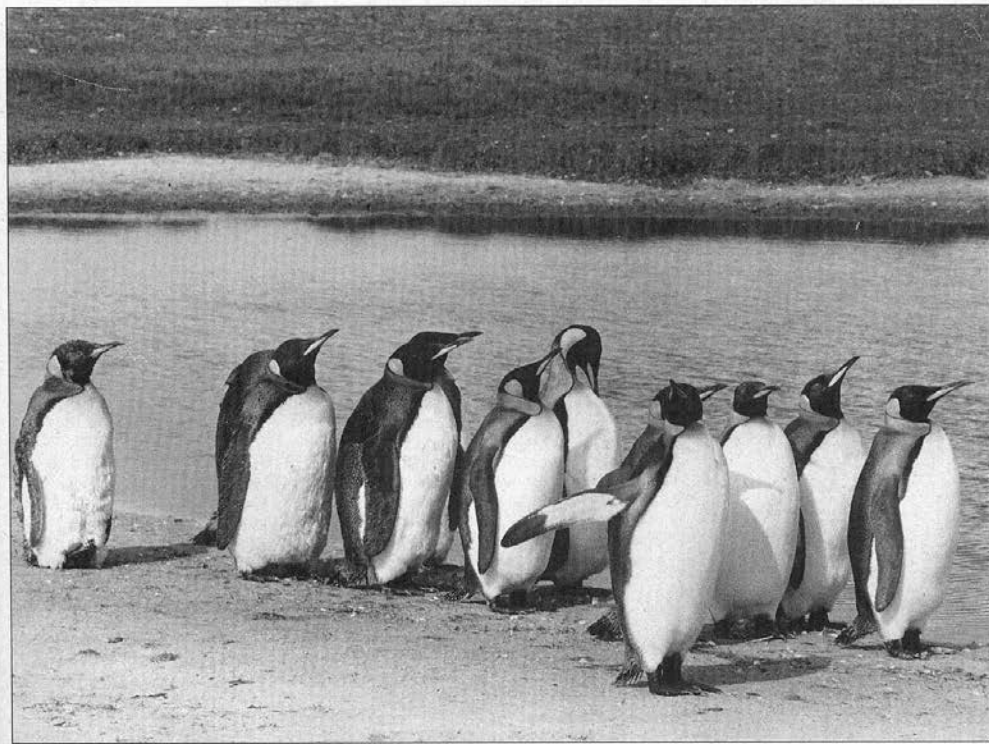
ßeren und höheren Pflanzen (sogar die festsitzenden größeren Algen fehlen außer auf der Antarktischen Halbinsel), und so weiter, eine einmalige Tierwelt ausgebildet. Sie ist dabei so formenreich und farbig, daß sie auch den Vergleich mit den Bewohnern tropischer Riffe nicht zu scheuen hätte. Eine zweite Besonderheit vieler hier vorkommender Gruppen ist, daß sie unter den hier herrschenden Bedingungen zu wahren Riesen werden, ganz im Gegensatz etwa zu vielen Bewohnern der oben erwähnten in tropischen Breiten. Man versucht dies durch die kurze Zeit der Planktonproduktion zu erklären, die ja den einzigen Nachschub an Primärproduktion in diesem einzigartigen System liefert. Das Wachstum vom Ei zum reifen Tier nimmt daher viele Jahre in Anspruch. Daher herrscht zumindest bei den Sekundärproduzenten — hierher zählt unter anderem der auch breiteren Kreisen geläufige Krill — ein ausgeprägter Nahrungsmangel. Krill lebt im antarktischen Winter soweit man weiß fast ausschließlich an der Unterflanke des Packeises, wo fast ganzjährig Kieselsäure aus der Planktonproduktion zur Verfügung stehen. Den Biologen würde die Kenntnis der ökologischen Wechselbeziehungen in solch einem reichhaltigen, verzweigten und komplexen System faszinieren, vordergründig ausgedrückt in der Formel: Wer frißt wen? Denn wie fast überall in den Weltmeeren wird alle Nahrung ausschließlich von den planktischen Algen produziert, davon leben dann aber die Kleinkrautplanktonfresser, von diesen die Großplanktonfresser, davon fressen die freischwimmenden Formen wie Fische.

Außer im Wasserkörper gibt es auf dem Boden des rund um die Arktis sich erstreckenden Meeres eine ganz reiche Tierwelt. Sie hängt letzten Endes zwar auch vom Plankton ab, ist aber durch eine eigene, vom Nahrungskreislauf der darüberliegenden Wasserschichten abgewinkelte Nahrungskette gescheiden. Ein Teil der Bewohner nimmt gezielt den Regen der tot absinkenden Organismen auf und verwertet ihn. Besonders auffällig sind unter diesen die Schwämme. Keine andere Tiergruppe ist so häufig, so auffällig und riesenwüchsig. An zweiter Stelle folgen dann erst die ebenfalls auffälligen und sehr formenreichen Moostierchen. Wie angedeutet, sind diese Formen Filtrierer und können daher festsitzend leben. In, mit, auf und von ihnen lebt aber eine Vielzahl von freilebenden Tieren, allein deren Aufzählung hier viel zu weit führen würde. Hervorheben kann man hier allenfalls einiges an Gemeinsamkeiten: Bedingt durch die zumindest lange Zeit fehlende Menge an pflanzlichem Plankton sind Tiere mit Larvenformen sehr selten. Diese meist schwimmenden Larven sind in ihrer Ernährung auf das Fressen von Plankton angewiesen. Viele Tierklassen sind daher zur Brutpflege und

zum Lebendgebären ihrer Jungen übergegangen (so unter anderen bei Stachelhäutern, Hydroiden). Besonders von diesen Bedingungen bevorzugt und artenreich ausgebildet sind dann solche Gruppen wie Flohkrebse und Asseln, da sie überall und immer ihre Brut in eigenen Kammern an der Bauchseite der Weibchen aufziehen. Sie erreichen eine Mannigfaltigkeit der Formen und einen teilweise riesigen Wuchs. Dafür aber fehlen von den höheren oder zehnfüßigen Krebsen die kompakten Formen der Krabben völlig, die schwimmenden Zehnfüßkrebse sind nur durch recht wenige Arten von Garnelen vertreten. Offenbar haben diese Krebse die Unterdrückung ihres normalerweise sehr langen Larvenlebens mit vielen planktonfressenden Stadien „nicht geschafft“. Dafür leben im antarktischen Meer eine Anzahl sehr altertümlicher Formen, so z.B. die Lanzenseegel, in recht großer Artenfülle. Unter den dauernd konstanten Bedingungen haben sich hier — sozusagen wie in einem riesigen Zoo oder Aquarium — diese, andersorts entweder ausgestorben oder nur in größeren Tiefen, wo eine ähnliche konstante Umwelt vorhanden ist, erhalten. Alle diese hier nur kurz skizzierten Zusammenhänge aber sind nur zu verstehen und zu erforschen, wenn man sämtliche Glieder jeder Nahrungskette kennt. Davon ist man aber noch sehr weit entfernt. Zwar hat die Erforschung der Antarktis schon im 19. Jahrhundert eingesetzt, doch bringt fast

jede Expedition neue und vorher unbekannte Arten zur Kenntnis der Wissenschaft. Das Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven ist in Deutschland das zur Erforschung der polaren Meere geschaffene Instrument. Es führt jedes Jahr eine große Reise mit mehreren Abschnitten durch, die jeweils vorrangig einem Teilaspekt gewidmet sind. Darunter sind auch Fahrtabschnitte, die dem Probennehmen mit den verschiedensten Sammelinstrumenten gewidmet sind. Nun könnte man meinen, daß dieses Probennehmen und Auswerten von jedermann geleistet werden könnte. Die praktischen Erfahrungen widersprechen dem jedoch eindeutig — und hier kommt zumindest ein Teilaspekt der Mensch-Tier-Beziehung zum Tragen: Nur der Spezialist kennt seine Tiere gut genug, um aus dem Wust, der eine „Schlamm-packung“ aus mehreren hundert Kilogramm Bodengrund z. B. einer Dredge nun doch darstellt, gezielt seine Tiere herausgreifen kann. Darüber hinaus ist nicht zu vernachlässigen, daß viele Forscher in die Tiere ihrer Gruppe regelrecht verliebt sind und eine über das rationale Kennenlernen weit hinausgehende Bindung haben. Diese kann weit in die Bereiche des Gemüts reichen, im Extremfall auch lächerlich wirken, wie der Ausspruch eines französischen Forschers: „Les rongeurs — c'est moi!“ Er drückte immerhin — noch — nicht aus: „Les rongeurs sont uniquement à moi!“

Aber auch solche Fälle einer oft lebenslangen Rivalität zwischen einzelnen Forschern traten vor allem in der Vergangenheit auf. Läßt man diese krankhaft zur Besitzgier übersteigerte Tierbeziehung zur Seite, dann kann man folgendes festhalten: Eine Mensch-Tier-Beziehung ist auch für das Studium der Tierwelt unter extremen Bedingungen von entscheidendem Vorteil. Das einzige Risiko, das man auf einem modernen Eisbrecher laufen könnte, ist eine Verlängerung des Aufenthaltes um etwa zwölf Monate. Damit rechnen im Extremfall auch die Fahrensleute von der christlichen Seefahrt. Kein Eisbrecher der Welt ist so stark, wie das Packeis unter polaren Bedingungen werden kann. Die „Polarstern“ hat es ja in der vor kurzem beendeten Reise als erstes ziviles Schiff gemeistert, den Nordpol zu erreichen und sogar zu überschreiten. (Einschub: Das Schiff ist im jeweiligen Sommerhalbjahr entweder in der Arktis oder der Antarktis, muß also zweimal im Jahr den Äquator überqueren.) Vorgehabt hat man diesen Rekord schon vor mehr als vier Jahren, mußte aber wegen der fortschreitenden Jahreszeit darauf verzichten. Zusammenfassend möchte ich behaupten, daß neben der allgemein menschlichen Neugier, dem Forscherdrang, etwas Neues und Unerhörtes mit heimzubringen, die Liebe zu den Tieren auch der abgelegten Welteile eine Haupttriebfeder sein muß.



TRÄUME AUF PFERDERÜCKEN

Dieter, Jahrgang '77, ist für sein Alter besonders zart und klein. Er ist aber trotz seiner minimalen zerebralen Bewegungsstörung (im Sinne einer Ataxie) sehr beweglich und geschickt. Dieter wurde vom Schulbesuch ein Jahr zurückgestellt, wegen erheblicher Rückstände in seiner mentalen und psychosozialen Entwicklung. Die Mutter ist nach zwei Ehen mit drei Kindern alleinstehend und neigt zur Hysterie. Eine Zusammenarbeit mit ihr ist kaum möglich. Dieter zeigte Anfang des Schulbesuches in einer Klasse für geistig schwerbehinderte Kinder einen selektiven Mutismus (= spricht nicht trotz intakter Sprachfunktion). Sprach man Dieter an, so begann er sich entweder an den Kleidern zu zupfen, sie in „Ordnung... zu bringen, oder er kratzte sich an den Beinen.

Dieter wurde schon in der zweiten Klasse zur Hippotherapie eingeteilt. Er stand der Maßnahme anfangs sehr skeptisch und ängstlich gegenüber. Drei Einheiten hindurch stieg er überhaupt nicht auf das Pferd, zupfte und kratzte nur an sich herum. Als er dann endlich aufstieg, kamen die Erfolge sehr rasch. Dieter zeigte ein erstaunliches Talent zum Reiten. Sprach man ihn anfangs auf dem Pferd an, so versuchte er sich zu kratzen, kam dabei ins Rutschen und gab diesen Tick dann auch im Alltag — innerhalb von drei Monaten auf.

Ein halbes Jahr später wurde er zum Heilpädagogischen Voltigieren eingeteilt. Auf Grund seiner Vorerfahrung erhielt er eine gewisse Führerrolle in der Gruppe, die sein Selbstwertgefühl sehr steigerte. Durch seine Sicherheit auf dem Pferd wurde er schnell zu einem beliebten Partner bei Zweierübungen und sein Sozialverhalten normalisierte sich zusehends.

Nach eineinhalb Jahren Voltigieren war Dieter von einem Außenseiter zu einem beliebten Mitschüler geworden, der mit allen Kindern sprach und im darauffolgenden Schuljahr von der Geistig-Schwerbehindertenkasse in eine Klasse für lernschwache Kinder umsteigen konnte. Bei weiterer Förderung ist für Dieter, nach Aussage der Klassenlehrerin, sogar ein Hauptschulabschluß möglich.

Schon seit der frühen Geschichte ist das therapeutische Reiten eine bekannte Methode. Hippokrates (460 v. Chr.) verwies auf die „heilsamen Schwingungen des Pferderückens“, und Mercurialis (1569) beschrieb in seinem Werk „De arte gymnastica“, daß das Reiten nicht allein den Körper, sondern auch die Sinne übe. Auch weitere Berühmtheiten, wie van Swieten (1752), Tissot (1782) und Goethe (1801) wußten schon vor über 200 Jahren um die heilende Wirkung des Pferdes.

„Therapeutisches Reiten“

ist der Überbegriff für

- Hippotherapie, das ist Heilgymnastik auf Pferderücken und der Medizin zuzuordnen,
 - Heilpädagogisches Voltigieren/Reiten: Ist dem pädagogisch/psychologischen Bereich zuzuordnen und wird in dem Artikel noch ausführlich beschrieben, und
 - Behindertenreiten, das gehört in die Freizeit, — zum Sport.
- Im Heilpädagogischen Voltigieren/Reiten (HPVR) wird das besonders ausgebildete Pferd eingesetzt, um bei Personen mit
- Lernbehinderungen,
 - Verhaltensauffälligkeiten, -störungen,
 - geistigen Behinderungen
 - und Sinnesbehinderungen
- Lernvorgänge anzubahnen, positive Verhaltensänderungen zu fördern und eine gesamte Sensibilisierung zu bewirken.

Das Pferd als Medium im pädagogisch/psychologischen Feld, bietet eine besondere Hilfe für das benachteiligte Kind in seinen speziellen Schwierigkeiten.

Dabei kommen die charakteristischen Eigenschaften von Pferden zu tragen. Das Pferd wertet nicht, straft nicht und rächt sich nicht, es reagiert aber artgerecht auf gute und schlechte Behandlung. Das Pferd nimmt die Kinder so an, wie sie sind, mit all ihren Benachteiligungen, sei es nun äußerlich, intellektuell oder verhaltensmäßig, und diese Kinder erleben oft erstmals eine wertfreie Akzeptanz. Pferde kommunizieren nonverbal. Vor allem bei verhaltensgestörten Kindern ist die Sprache oft Ursache von Mißverständnissen, bei ihnen gilt es, Verhaltens- und Kommunikationssignale zu entdecken und zu entziffern und, wenn möglich, ebenso ohne Worte zu antworten. Das verlangt vom Erzieher ein ungeheures Feingefühl und Sensibilität, dabei kann das Pferd als „Vermittler“

auftreten.

Mit Hilfe des Pferdes muß ich als Pädagoge nicht erziehen, therapieren, korrigieren, sondern kann mit dem HPVR eine Umgebung schaffen, in der das Kind sich selbst regulieren kann und somit eine positive Persönlichkeitsentwicklung erfährt.

Lernbereiche

Das Pferd gilt weitverbreitet als das Symbol für Freiheit und Harmonie — man braucht sich ja nur die Werbungen anzuschauen! — und so ist es für viele Kinder schon ein Erlebnis, Pferde in (relativer) Freiheit auf einer Koppel zu beobachten. Die Ruhe, die sie bei der Futteraufnahme ausstrahlen, die partnerschaftliche Kontaktaufnahme der Pferde bei der gegenseitigen Fellpflege, das Herumtoben und Auslaufen und vor allem der Gehorsam dem Menschen gegenüber, wenn man sie zur Arbeit holt, wirkt auf benachteiligte Kinder — und nicht nur diese — besonders anziehend. Der nächste Schritt ist nun das Herrichten des Pferdes. Das Pferd hat einen hohen Anforderungscharakter als pflegebedürftiges Wesen, das geputzt, gestrichelt und geführt werden soll. Das Putzen beinhaltet die erste intensive direkte Kontaktaufnahme mit dem großen Lebewesen Pferd. Es bietet dem Kind naturgemäß eine Vielfalt von Informationen, insbesondere für das Begreifen (den Tastsinn), — die weichen und harten Stellen am Pferdekörper, die langen Mähnen- und Schweifhaare, die harten Hufe mit den Eisen. Dabei muß sich das Kind strecken und bücken, um alle Körperteile des Pferdes zu erreichen und nimmt sich so in der kommunikativen Bewegung mit dem Pferd wahr, wenn das Pferd umsteigt, sein Gleichgewicht sucht,... aber auch in den feinen Bewegungen des Atmens. Auch das Führen des Pferdes vom Putzplatz in die Halle oder auf den Arbeitsplatz erfordert eine andauernde Bewegungsanpassung an ein anderes Lebewesen.

Auf dem Pferd

Geistig-seelische und körperlich-muskuläre Bewegung und Haltung korrespondieren. Wir kennen den Doppelsinn von „Bewegt-sein“ und „Haltung-haben“ psychisch und physisch.

Diese Vernetzttheit ist das Fundament auf dem die körperorientierte Arbeit zur Beeinflussung oder Änderung des psychischen Zustandes gebaut ist. Wir alle wissen, daß die Haltung, die Bewegung, der Gesichtsausdruck, die Stimme den inneren Zustand widerspiegeln. Damit ist aber auch klar, daß durch die Änderung der körperlichen Haltung und Bewegung der innere, seelische Zustand beeinflusst wird. Auf dem Pferd sitzen heißt schon in Bewegungsbeantwortung bleiben. Auch im Stehen hat das Pferd minimale Eigenbe-



LEBEN MIT UND VON TIEREN

wegungen, die auf dem schmalen Rücken doch ganz deutlich zu spüren, auszugleichen und auszubalancieren (vestibulärer Sinn) sind. Für den Schüler kommt noch das Erlebnis dazu, hoch oben zu sitzen, getragen zu werden, sich selbst zu spüren (propriozeptiver Sinn) und vor allem in der Vorwärtsbewegung dem Pferd vertrauensvoll die Verbindung zum Boden zu übertragen.

Der Bewegungsrhythmus des Pferdes stimuliert die Eigenaktivität, und die Schüler lernen ihren Körper besser kennen und auch beherrschen. Sie lernen, ihre Sinne in den Dienst einer sozialen, partnerschaftlichen Begegnung mit dem Pferd zu stellen. Über das Selbsterleben erwerben sie Selbstvertrauen und üben dessen Anwendung mit ihrem Partner Pferd.

Voltigieren

Voltigieren ist eine gymnastisch-turnerische Sportart auf dem Pferd. Beim HPV stehen die emotionale Anbahnung zum Pferd, die psychomotorische und die soziomotorische Entwicklung im Vordergrund. Die emotionale Anbahnung wird bei der Kontaktaufnahme mit dem Pferd geschult. Sie begleitet die gesamte Arbeit im HPV. Alle Begegnungen Kind — Pferd sind soziales und emotionales Lernen für beide. Dieses ist spannend, lustbetont, stellt Anforderungen und ermutigt. Im psychomotorischen Bereich werden das Spüren und Kennenlernen des eigenen Körpers verstärkt. Dazu kommt noch das Wahrnehmen von der Wärme und dem Geruch des Pferdes. Auf die Schmussephasen mit dem Pferd wollen die Kinder nicht mehr verzichten. Der soziomotorische Bereich wird besonders gefördert, da HPV in der Gruppe mit 4—6 Schülern stattfindet. Das gegenseitige Hilfe Geben und Annehmen, das Ein- und Unterordnen in die Gruppe ist oft ein Therapieziel und wird in der Arbeit um und auf dem Pferd bald zur Selbstverständlichkeit.

Das Pferd ist ein Herdentier. Als solches reagiert es auf das Verhalten des einzelnen Kindes oder Jugendlichen und auch auf die Gruppe (als Ganzes). Wenn Spannungen in der Gruppe auftreten und diese für das Pferd einen beunruhigenden Grad erreichen, so versucht es von der Gruppe wegzukommen, oder es zeigt mit seinen Ausdrucksmitteln (Ohren zurücklegen, Schweif schlagen,...) seinen Unmut. So werden Gruppenverhalten, Stimmungen, Spannungen ebenso wie gemeinsam gelungene Leistungen einsichtig. Im gruppenspezifischen Bereich werden sich damit positive Veränderungen abspielen.

Mit dem Heilpädagogischen Voltigieren/Reiten steht uns eine körperorientierte Methode zur Verfügung, in der ein neues Körperbewusstsein erlebt und neue Verhaltensweisen erlernt werden können. Benachteiligte Kinder und Jugendliche erfahren ganzheitliche elementare Dinge, um besser mit dem Leben fertig zu werden. Sie erleben dabei viel Freude, und dazu sind uns Pferdestärken gerade recht!

Erschienen in „Du“ — Zeitschrift für Erzieher und Hortner

Schon lange vor uns Menschen, das vergessen wir leider nur zu oft, haben die Tiere die Welt besiedelt. Erst mit dem Auftreten des Menschen in der geschichtlichen Entwicklung ist es notwendig geworden, eine Mensch-Tier-Beziehung aufzubauen. Dies ging ganz langsam und behutsam vor sich. Vom Wildtier her entwickelten sich, mit Anstrengungen und Hilfe des Menschen, unsere, meist vierbeinigen Begleiter zu Freunden und Arbeitshefeln. Verschiedene Tierarten wurden aber auch zu Nahrungsmitteln der Menschen.

Leider wird diese harmonische Mensch-Tier-Beziehung schon lange, und auch jetzt noch, systematisch zerstört. Das Tier ist zum Produkt geworden. Besonders deutlich zeigt sich das bereits in den Landwirtschaftsschulen. Es wird nicht mehr Tierhaltung, Tierfütterung, Tierpflege gelehrt, dafür steht das Fach „Tier-Produktion“ (!) auf dem Lehrplan. Und als Produkt bezeichnet man doch im allgemeinen Sachen, an denen bedingungslos Geld zu verdienen ist.

In unserer gewinnorientierten Welt unterliegen die Tierhaltungsformen und die Erhaltung der Tiergesundheit einer bedenklichen Entwicklung. Durch die allgemeinen Vorgangsweisen bei der modernen Tierhaltung — viele Tiere auf wenig Fläche, viel Leistung mit intensivem Kraftfuttereinsatz — werden unsere Haltungsformen oft sehr naturfremd; oft sogar naturwidrig, gesundheitsschädlich und tierquälerisch. Dazu kommt, daß oft Fütterungsfehler gemacht werden, die Zuchtziele zu hoch gesteckt sind und der oft unbewußt falsche Umgang mit den Tieren viele negative Auswirkungen hat. Daß alle diese Faktoren sich auf die Gesundheit sowie auf die Lebensleistung und die Fruchtbarkeit auswirken können und dann nicht selten durch medizinische Eingriffe behoben werden müssen, ist die traurige Wirklichkeit. Wir als Milchbauern stehen hier ziemlich alleine mitten im Spannungsfeld zwischen „mit den Tieren leben“ und „von den Tieren leben“.

Wird ein Tier krank, machen wir uns Sorgen um die Kuh, die wir schon jahrelang mit all ihren Eigenheiten kennen, müssen aber gleichzeitig auf den auftretenden Verdienstentgang schauen.

Ein weiteres Problem ist sicher das Verhältnis vom Bauern zum Konsumenten. Jeder möchte beim Einkaufen ein möglichst billiges

Fleisch bekommen. Aber niemand bedenkt, daß dieses billige Fleisch nur aus Massentrieben kommen kann, denn nur dort hat man viele Tiere, die man so schnell wie möglich hochfüttert und dann gleich weiterverkauft. Klassisches Beispiel ist die Schweinemast. Man kann ein Ferkel, das normalerweise fünf Monate gemästet wird, auch in dreieinhalb Monaten auf das gleiche Gewicht hochputschen. Die Frage, ob das natürlich ist, möge sich jeder beim Einkaufen selber stellen, wenn er nach dem billigeren Fleisch greift.

Ein möglicher Lösungsansatz für diese Diskrepanz wäre, wieder eine naturgemäße Land- und Viehwirtschaft zu betreiben und eine umfassendere und ganzheitliche Denkweise bei Bauern und besonders auch bei den Konsumenten neu zu entwickeln. Damit der Kreislauf Mensch-Tier-Pflanze wieder zu funktionieren beginnt, muß die gegenseitige Abhängigkeit wieder in unser aller Bewußtsein dringen.

Dieses bessere Verstehen um die Vorgänge in der Natur heißt nicht, naiv zurückkehren auf die Stufe der Jäger und Sammler, sondern Einsicht und Ehrfurcht haben vor der Welt, vor der Schöpfung, und erkennen, daß die Natur lebt. Erst nach dem Akzeptieren dieser Tatsache werden wir fähig sein, die Tiere, Pflanzen und Menschen als lebensnotwendige Glieder des Mensch-Tier-Pflanzen-Kreislaufs zu erkennen.



TIERE MACHEN MEIN LEBEN AUS

Alles, was dieses Geschlecht den hilflosen Tieren angetan hat aus Roheit, aus Torheit, aus Übermut, aus Bosheit — es komme zurück. Aller Vorteil, den der Mensch grausam aus schwächeren Geschöpfen ziehen will, verwandle sich in Unheil, und die fürchtbaren Sünden, die an Tieren begangen wurden, die unendlichen, schreienden und stummen Klagen der gepeinigten Kreatur, sie haben sich verdichtet zu einem Fluch, und das Verhängnis wird sich erfüllen. (Peter Rosegger)

Ich glaube, daß meine Tierliebe wie meine Nase oder meine Zehen als Teil von mir auf die Welt gekommen ist. Vererbt von meiner überaus tier- besonders katzenliebenden Mutter. Wodurch natürlich auch meine — man müßte fast sagen „Leidenschaft“, für Katzen vorprogrammiert war. Katzen begleiten mein Leben von meiner Geburt an bis heute. Vielleicht auch, um mich zu lehren, daß letzte Konsequenz ohne jede Konzession für Menschen ein kaum erreichbares Ideal darstellt. Seit etwa 25 Jahren bin ich nämlich Vegetarierin, weil ich, wie Bernhard Shaw sagte, „Meine Freunde nicht esse“, aber Fleisch für mein geliebtes Raubtier muß natürlich immer im Hause sein...

Um auf meine Mutter zurückzukommen — sie liebte Tiere sicher sehr, ohne allerdings die heute fast selbstverständlichen tierschützerischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Diesbezüglich hat sich doch gottlob durch die große informative Arbeit der Tierschutzvereinigungen viel geändert. Meine Mutter aß jedenfalls Fleisch und trug einen Pelzmantel. Und das tat auch ich bis zu dem Punkt in meinem Leben, wo ich aufhörte mühsamst zu verdrängen, ständig mit Gewalt wegzuschauen und zu hören. Ich begann, über verschiedenes nachzudenken. Bis zur eingeschworenen Tierrechtlerin, die ich heute bin, war aber noch ein weiter Weg. Viele informative und überzeugende Bücher und die Begegnungen mit Menschen, die voll Enthusiasmus

für die Rechte der Tiere kämpften, haben ihn mir gewiesen.

Aber drehen wir 70 Jahre zurück. Ich hatte schon mehrere schwache junge Tiere, Entlein, Katzerlnect, vor Liebe fast erdrückt und nur das rechtzeitige mütterliche Eingreifen rettete die armen Tiere. Ich bekam sehr viele Tiere geschenkt, keine lebendigen, Gott bewahre, unsere diesbezüglichen weiteren Wünsche wurden durch ein Machtwort meines Vaters eingeschränkt: Sie waren aus Plüsch, aus Schokolade oder aus Marzipan. Ich freute mich über jedes Tier und stellte es in meiner Kinderzimmermenagerie auf. Meine Mutter sagte: „Die da sind zum essen — iß sie doch!“ Aber ich schrie, wie sie mir später erzählte voller Entsetzen: „Aber Mutti die kann ich doch nicht essen, das sind doch Tiere.“ So versteinerten die Schokoladenhasen und die Marzipanschweine. Und zu Mittag gab es Schnitzel und Klein-Hertha aß widerspruchslos, ohne zu lernen, einen Zusammenhang herzustellen. Das dauerte noch lange, denn das Kind und später das junge Mädchen und noch später die junge Frau lernten etwas anderes — etwas sehr negatives, nämlich sich den Regeln und Gewohnheiten der Mehrzahl der Menschen widerstandslos anzupassen. Aus Angst davor, als Outsider oder Spinner angesehen zu werden.

Ein paar schockierende „Aha“-Erlebnisse halfen mir auf dem Weg zu mir selbst. Eines davon will ich als Beispiel erzählen. Ich war etwa 35 Jahre alt und im Sommer zu Besuch bei meinen Eltern in Graz. Mein Vater hatte Geburtstag und es wurde beschlossen, in einem Landgasthaus Backhendeln essen zu gehen. Ein herrlicher Tag, eine bezaubernde Landschaft, ein idyllisch gelegenes Bauernhaus und drumherum auf einer Bilderbuchwiese im blitzgrünen Gras jede Menge glückliche, gackernde Hendlin. Damals gab es noch sowas: Die Wirtin bedauerte, es sei Wochentag und sie hat nichts im Kühlschrank, aber wir sollen eine Stunde spazieren gehen, inzwischen steht sie 2 Hendlin ab und wir können essen. Was in mir vorging, kann man sich denken. Welchen von den fröhlich herumlaufenden Tieren wird es jetzt an den Kragen gehen, weil wir was feiern wollen? Mir wurde totenübel, sagen durfte ich nichts, um dem Papa den Geburtstag nicht zu verderben — ich konnte natürlich nicht essen, redete mich auf eine plötzliche Magenverkrampfung aus — meine Eltern ahnten wohl etwas, waren verärgert und der Geburtstag erst recht verpatzt. So lernte ich, daß ich das Töten von Tieren nicht ertrage, wenn es nur nahe genug an mich herangebracht wird. Es war ein wichtiger Schritt zu dem Entschluß, nie mehr ein Tier zu essen.

Aber zurück zu dem jungen Mädchen, das die Mittelschule abschloß und sehr zum Mißfallen seiner Familie zum Theater ging.

Von Graz aus in die Schweiz, für viele Jahre nach Deutschland und dann, ursprünglich aus persönlichen Gründen, wieder nach Graz. Vieles hat sich in diesen Jahrzehnten in meinem Leben verändert — Beziehungen zu Menschen entstanden und endeten, der an sich schöne Beruf machte mal mehr, mal weniger Freude — eines aber blieb konstant: solange ich mich erinnern kann, lebte ich mit über alles geliebten Tieren. Eine kleine Fotogalerie erinnerte mich ständig an die, welche bedingt durch ihre kürzere Lebensspanne von mir gegangen sind. Ich glaube fest daran, daß sie nur dahin vorausgingen, wo immer unser Leben hinführen wird. Denn eines weiß ich gewiß — wenn ich eine Seele habe, so haben die Tiere auch eine.

Vor etwa zehn Jahren beendete ich meine berufliche Tätigkeit. Seitdem ist die Beziehung zu Tieren mein Lebensinhalt. Und seitdem ist die Zeitspanne, die vielleicht ein ruhiges Ausklingen eines recht farbigen Lebens sein könnte, ein nervierender Einsatz für den Schutz und die Rechte der Tiere geworden. Angesichts der unendlich großen Zahl von Tieren, die durch gewissen- und schrankenlose Ausbeutung durch uns Menschen in Massentierhaltungen, Versuchslabors, Pelztierfarmen, zu „Vergnügungszwecken“, durch die Ausrottung der Arten direkt, oder durch die Verseuchung der Welt mit giftigen Substanzen indirekt elend leben und qualvoll sterben, ist dies eine Tätigkeit, die Emotionen verschiedenster Art auslöst: Verzweiflung, ohnmächtige Wut, totale Resignation. Manchmal allerdings auch ein kleines bißchen Hoffnung, denn es gibt heute schon eine ganze Menge Menschen, zum Teil höchst anerkannte Wissenschaftler und hochqualifizierte Forscher, die das RECHT auf ein qualtfreies, artgemäßes Leben für jedes Tier fordern. Aber wenn sich auch immer mehr Menschen für die Tiere einsetzen — im Verhältnis zur ungeheuren Menge der Gedankenlosen und Gleichgültigen oder der gewissenlosen Ausbeuter, die in den Tieren nicht wie einst Franz v. Assisi Brüder und Schwestern, oder wie Albert Schweitzer unsere Mitgeschöpfe, sondern nur Objekte für ihren Profit sehen, sind es immer noch verzweifelt wenige. Kürzlich zog ich einmal, wie alte Leute es halt manchmal tun, so eine Art Bilanz. Das Resultat?

Ich stellte fest, daß das Beglückendste, im wahren Sinne des Wortes „Wesentlichste“ in meinem Leben die Liebe zu den Tieren war. Nicht mein schöner Beruf und keine meiner oft sehr herzlichen Beziehungen zu anderen Menschen waren es. Die innige Verbundenheit mit den Tieren und der Einsatz, der sich daraus für die anderen Mitgeschöpfe, die unserer Hilfe bedürfen, ergeben hat, sind das, was mein Leben ausmacht und sicher bis zu seinem Ende ausmachen wird.



KILLERHUNDE

Vom Wolf zum Rassehund

Als Stammvater des Haushundes wird der Wolf angesehen. Möglicherweise haben Menschen Wolfslunge mit zu ihren Behausungen genommen und aufgezogen. Sicherlich haben sich einige Tiere auch freiwillig an die Menschen angeschlossen, merkten sie doch, daß sie bequem von deren Abfällen leben konnten, oder sogar gefüttert wurden. So wurden langsam an Menschen gewöhnte und sogar von Menschen abhängige Tiere, also Haustiere. Die Menschen unterstützten die Annäherung der Wölfe an ihre Behausungen, leisteten sie doch wertvolle Dienste bei der Jagd und als Wachhund und spielten sicherlich auch als Fleischlieferant bei der Ernährung eine Rolle. Mit der Zeit beobachteten sie, daß die Tiere unterschiedliche Fähigkeiten besaßen. Einige eigneten sich besser als Wachhund, andere besser für die Jagd. Sie förderten diese Veranlagungen durch bewußte Paarung. Es entstanden die ersten Vorläufer der unterschiedlichen Rassen. Auf das Äußere wurde bei diesen „Züchtungen“ sicher noch nicht geachtet, beziehungsweise nur soweit wie es die klimatischen Gegebenheiten und der Verwendungszweck erforderten.

Erst im 19. Jahrhundert bekam das Aussehen der Hunde eine Bedeutung. Durch gezielte Auslese wurden Tiere gezüchtet, deren Nachkommen im Großen und Ganzen gleich aussahen und so als Rasse bezeichnet werden konnten. Das hat soweit geführt, daß das Aussehen zum Teil wichtiger als Funktion und Wesen wurde, ja sogar Veranlagungen zu bestimmten Krankheiten in Kauf genommen wurden. Mittlerweile gibt es einige hundert verschiedene Rassen. Will man sich einen Hund anschaffen, kann man ganz nach Wunsch jede beliebige Größe, Haarlänge und Haarfarbe wählen. Aber auch Bewegungsbedürfnis, Wesen (Summe aller angeborenen und erworbenen Verhaltensmuster des Hundes) oder die Eignung für bestimmte Tätigkeiten, zum Beispiel Wachhund, Jagdhund usw. sind von Rasse zu Rasse verschieden. Damit man einen besseren Überblick hat, sind die Rassen in Rassengruppen zusammengefaßt worden. Die folgenden Gruppen richten sich nach der Rassenentstehung.

Rassengruppen

1. Doggenartige (Berhardiner, Neufundländer, Hovawart, Leonberger, Deutsche Dogge, Bordeaux-Dogge, Deutscher Boxer, Englische Bulldogge, Französische Bulldogge und Mops).

Die großen Vertreter (Molosser) wurden ursprünglich zur Großwildjagd und als Kampfhunde verwendet. Sie zeichnen sich durch ausgeprägten Kampftrieb, Mut, Här-

te, ruhiges zum Teil phlegmatisches Wesen und Gutmütigkeit aus. Die Kleineren sind beweglichere, temperamentvollere Typen. Die großen Rassen werden als Begleit- und Schutzhunde, Wachhunde und im Sanitäts- und Gruppendienst verwendet. Sie sind besonders kontaktfreudig und kinderlieb.

2. Hirtenhunde (Kuvasz, Komondor, Bergamasker)

Auch sie sind kampffreudig aber lebhafter als die mit ihnen nahe verwandten Doggenarten. Sie wurden als Hüter und Beschützer von Viehherden gezüchtet und sind auch als Wach-, Schutz- und Begleithunde geeignet.

3. Treib- und Sennenhunde (Berner Sennenhund, Rottweiler, Appenzeler und Entlebucher Sennenhund)

Ihre gute Führung, Körperkraft und Furchtlosigkeit befähigen sie zum idealen Schutz- und Diensthund.

4. Schäferhunderassen (Bottai, Deutscher Schäferhund, Belgischer Schäferhund, Schottischer Schäferhund, Sheltie, Puli, Pumi und Welsh Corgi sind einige typische Vertreter).

Sie haben ein kompliziertes labiles Wesen, oft mit im Kampf aber gleichzeitig schreckhaft. Die empfindsamen, aber aggressiven Tiere werden leicht durch strenge Behandlung verdorben. Ihre Gelehrigkeit, Führung, Unterordnungsbereitschaft und mittleres Temperament lassen besonders den Deutschen Schäferhund als idealen Universaldiensthund geeignet erscheinen.

5. Spitze (Wolfspitz, Großer Spitz, Schipperke, Zwergspitz)

Die Vertreter dieser Rassen sind temperamentvolle, anhängliche aber gegenüber Fremden mißtrauische Hunde, die sehr gerne bellen. Sie sind ausgezeichnet durch gute Führung und Lernfähigkeit.

Nordlandrassen (Eskimohund, Malamut, Husky, Samojede, Chow-Chow, Lacki). Vertreter dieser Rassen sind sehr intelligent und lernfreudig aber wenig kontaktfreudig. Sie finden Verwendung als Jagdhund, Hütehund, Zughund und auch Wachhund. Sie sind sehr ruhig, bellen wenig aber auch recht eigenwillig, ja sogar stur. Aber eine Person wird als Herr anerkannt, dieser sind sie sehr treu.

Pinscher-Schnauzer-Gruppe (Dobermannpinscher, Glatharpinscher, Zwergpinscher oder Rattler, Riesenschnauzer, Mittelschnauzer, Zwergschnauzer, Affenpinscher)

Es handelt sich um sehr temperamentvolle, kampffreudige Tiere mit besonderer Schärfe. Die großen Rassen finden Verwendung als Wach-, Kampf- und Schutzhunde. Aber auch die kleinen werden nicht nur als Schoßtiere gehalten. Sie leisten gute Dienste bei der Vernichtung von Hausungeziefer (Mäuse, Ratten, ...). Alle brau-

chen energische Besitzer, da sie sonst selber Rudelführer werden und die Umgebung tyrannisieren.

Terrier (hochläufige Formen: Airedale Terrier, Bullterrier, Kerry Blue Terrier, Bedlington Terrier, Irish Terrier, Welsh Terrier, Deutscher Jagdterrier, Foxterrier, Tibet-Terrier; kurzläufige Formen: Sealyham Terrier, Scottish Terrier, Skye Terrier, Cairn Terrier)

Diese große Gruppe umfaßt Tiere mit den verschiedensten Wesenseigenschaften. Alle aber zeichnen sich durch besondere Härte, Eigenwilligkeit, Raubzeugschärfe, schnelle Reaktionsfähigkeit und Temperament aus. Sie finden als Jagdhunde die großen auch als Schutzhunde Verwendung. Mit anderen Hunden vertragen sie sich meist nicht gut. Wie die Pinscher brauchen sie eine feste Hand, sonst sind sie die Herren im Haus.

Bracken Schweißhunde und Laufhunde: (Bloodhound, Dalmatiner, Gebirgsschweißhund, Schweizer Laufhund, Deutsche Bracke, Dachsbracke, Niederlaufhund, Dachshund, Englischer Bluthund, Hannoverischer Schweißhund, Bayerischer Gebirgsschweißhund, Hubertushund, Foxhound, Bassethound, Otterhound, Coonhound, Beagle, Schweizer-, Berner-, Jura-Laufhund). Alles sind Jagdhunde mit ausgeprägtem Jagdtrieb. Sie gehören in eine feste Hand, sind sehr eigenwillig aber eher freundlich. Wichtig ist, daß sie ein großes Bewegungsbedürfnis haben.

Windhunde (Barsai, Pharaonenhund, Afghanen, Saluki, Italienisches Windspiel, Irish Wolfhound, Scottish Deerhound, Greyhound, Whippet). Es sind auch Jagdhunde, deren Orientierung aber nicht mit der Nase sondern auf Sicht erfolgt. Heute finden sie häufiger als Rennhunde Verwendung denn als Jagdhunde.

Sie sind zurückhaltend ruhig, Fremden gegenüber abweisend und brauchen sehr viel Bewegung.

Vorstehhunde (Pointer, Irish-, English-, Gordon-Setter, Deutscher Kurzhaar, Drahthaar und Langhaar, Griffon, Weimaraner, kleiner Münsterländer). Auch hierbei handelt es sich um Jagdhunde. Ihren Namen haben sie von einer charakteristischen unbeweglichen Haltung, die sie annehmen, wenn sie Wild aufgestöbert haben und es dem Jäger anzeigen. Im Wesen unterscheiden sich die einzelnen Rassen, so sind Setter eher eigenwillig, der Kleine Münsterländer dagegen anpassungsfähig und leicht erziehbar.

Stöber- und Apportierhunde (Golden Retriever, Deutscher Wachtelhund, Springer Spaniel, Cocker Spaniel, King Charles-Spaniel, Papillon und Pekinese). Papillon, Pekinese und andere Zwergassen werden von einigen Fachleuten in andere Gruppen eingeordnet.

Es sind sehr kontaktfreudige Hunde, unter

den Cocker Spaniels kommen aber immer wieder Tiere vor, die sehr eigensinnig sind und ihre Besitzer beißen.

Pudelartige (Großpudel oder Königspudel, Mittelpudel, Klein- oder Zwergpudel, Bologneser, Malteser).

Sie sind außerordentlich gelehrig, anpassungsfähig, kontaktfreudig, anhänglich und temperamentsvoll. Allerdings bellen sie auch nicht gerne, und mitunter kommt bei einigen Tieren ein ausgeprägter Jagdtrieb zum Vorschein, der erkennen läßt, daß sie aus Jagdhunderassen hervorgegangen sind.

Der Hund als Rudeltier

Trotz der vielen unterschiedlichen Erscheinungsformen unserer Haushunde haben sie alle, ob winziger Yorkshireterrier oder riesiger Bernhardiner, die gleichen Verhaltensmuster von ihren Vorfahren ererbt. Dieses zu wissen, ist für ein möglichst erfüllendes, reibungsloses Zusammenleben mit einem Hund wichtig.

Wölfe leben in Rudeln von ca. sechs Tieren. Die Rangordnung ist genau festgelegt. Nur die Leittiere (Alphawolf und -wölfin) sorgen für Nachwuchs.

Für unsere Haushunde ist die Familie das Rudel, und das „Leittier“ sollte nicht der Hund sein. Wie für die Wölfe ist eine festgelegte Rangordnung für eine gesunde Hundeseele notwendig. Das Tier muß genau wissen, welchen Platz es in der Familie einnimmt. Andernfalls wird es verunsichert und es kann zu Ausbildung von Neurosen (z.B. in Form von Aggressivität) kommen. Um dem Hausgenossen Hund immer wieder zu demonstrieren, daß Herrchen oder Frauchen ranghöher sind, kann man einfache Gehorsamsübungen (Beifuß-Gehen, auf Kommando hinsetzen oder hinlegen usw.) machen. Selbstverständlich müssen sich die Tiere Körperpflege gefallen lassen, auch darf ein Ranghöherer den Rangniederen beim Fressen stören, ja sogar die Futterschüssel wegnehmen. Wichtig ist, daß die Rangordnung nicht starr ist. Je nach dem Wesen des Hundes muß immer wieder oder sogar ständig um die Führungsposition gekämpft werden. Natürlich gibt es auch Tiere, die von sich aus mit einer untergeordneten Stellung zufrieden sind, diese wären für besonders nachgiebige Menschen am geeignetsten. Schon bei den Welpen ist bei genauer Beobachtung zu erkennen, ob ein Tier dazu neigt, die Führungsposition zu beanspruchen oder eher ein rangniederes Tier ist. Auf keinen Fall sind Schläge ein Mittel, um einen Hund in die zugeordnete Position zu weisen. Er soll ja nicht aus Angst vor Schmerzen folgen, sondern freiwillig, weil er weiß, daß der Rudelführer ihn mit Nahrung versorgt, auf seine Gesundheit schaut, ihn beschützt, also für sein Wohlergehen sorgt, genauso wie es der Alphawolf mit seinen Rudelgefährten macht. Natürlich gilt das alles für jeden Rasse- und jeden Mischlingshund jeder Größe und Gestalt. Wenn ein Zwergpudel seinen Besitzer nicht anerkennt, ist das genauso lästig, wenn auch nicht so gefährlich wie bei einem

Vertreter einer größeren Hunderasse.

Der junge Hund

Hundewelpen sind Nesthocker. Sie werden blind geboren und können noch nicht gleich nach der Geburt laufen.

Genau wie die Hundemutter instinktiv (Instinkt = angeborene Verhaltensweisen) weiß, wie sie sich bei und nach der Geburt zu verhalten hat, wissen auch die Hundewelpen, was sie zu tun haben. Für sie ist es wichtig, so schnell wie möglich die Milchquelle, also das Gesäuge der Hündin zu erreichen. Der große Kopf vollführt pendelnde Suchbewegungen, das kleine Tierchen bewegt sich kriechend, robbend fort, bis es auf den Körper der Hündin trifft. Sofort wird die Nase in das Fell gebohrt bis eine Zitze gefunden wird und das Kerlchen sich satt trinken kann. Schafft es ein Welpe nicht schnell genug die Mutter zu erreichen, fängt er laut zu quieken an, so daß die Hündin ein wenig hilft.

Den Tieren, deren Lebenswille nur schwach ausgebildet ist, die also nicht sofort mit der Suche beginnen oder nicht laut genug schreien, hilft die Hündin nicht, sodaß sie rasch verhungern. Es kann auch passieren, daß ein Welpe beim Abnabeln oder Troknecken nicht als lebend erkannt wird, weil er zu wenig Lebensäußerungen zeigt und an- oder aufgefressen wird. Dieses Verhalten erscheint uns grausam, ist aber für wildelebende Wölfe, von denen unser Hund, wie schon beschrieben, abstammt, sehr sinnvoll, da auf diese Weise nur die kräftigen, instinktsicheren Tiere aufgezogen werden, die dann als Erwachsene ihre Aufgaben im Rudel erfüllen können.

Aber auch bei unseren gezüchteten Rassehunden sollte nicht jeder Welpe aufgezogen werden. Die bei Geburt schwächlichen bleiben oft während des ganzen Lebens kränklich oder zeigen sogar Verhaltensstörungen.

Die ersten zwei Wochen seines Lebens besteht die Welt des kleinen Welpen nur aus trinken und schlafen. Dann öffnen sich die Augen und die Tiere werden unternehmungslustig. Mit etwa drei Wochen beginnen sie das Lager zu verlassen und die Umwelt zu erforschen. Jetzt beginnt die sogenannte Prägungsphase, die für das ganze Hundeleben wichtig ist. Sie dauert bis ca. zur 9. Woche. Nur die Tiere, die in dieser Zeit freundschaftliche Kontakte mit Menschen haben, werden später den Menschen als Partner und Rudelgefährten anerkennen. Ist der Kontakt zu oberflächlich, werden die Jungen vielleicht nur gefüttert, nicht gestreichelt, nicht mit ihnen gespielt, bleiben sie dem Menschen gegenüber immer etwas reserviert.

Wenn schon jetzt der spätere Besitzer Kontakt mit seinem Hund aufnehmen kann, ist das für die spätere Mensch-Tier-Beziehung besonders günstig. Von der neunten bis Ende der zwölften Woche spricht man von der Sozialisierungsphase; nun beginnt der Ernst des Lebens für die Jungen. Wolfsjunge werden sehr streng von ihren Eltern erzogen. Es ist

unbedingt erforderlich, daß sie die Leittiere anerkennen und ihnen bedingungslos gehorchen. Da aber alles in Form von Spielen gelernt wird, macht das Lernen den Jungen sehr viel Freude und sie brauchen sogar die Autorität, da sie ihnen Sicherheit gibt. Bei den Haushunden fällt diese Phase gerade in den Zeitraum, in dem üblicherweise junge Hunde vom Züchter an den späteren Besitzer abgegeben werden. Es muß sofort mit der Erziehung begonnen werden. Alles sollte spielerisch, wie in den Wolfs- und Hundefamilien, erfolgen. Allerdings ist es notwendig, unbedingt konsequent zu sein. Was für den Hund verboten sein soll, zum Beispiel im Bett schlafen, auf dem Sofa liegen, bei Tisch betteln usw., muß ihm von Anfang an verboten werden und es darf keine Ausnahmen geben. Natürlich kann man noch keinen Gehorsam im eigentlichen Sinn verlangen. „Sitz“, „Platz“, Stubenreinheit usw. werden erst allmählich verstanden und erlernt.

Der aggressive Hund

Hunde sind anpassungsfähige Kameraden für den Menschen, die uns wertvolle Dienste erweisen, sei es als Ansprechpartner für einsame Menschen, Spielkamerad und Erziehungshilfe für Kinder, Hilfe für Behinderte (z.B. Blindenhunde), Sanitätshunde, Lawinhunde, Schutz-, Polizei-, Jagdhunde usw.

Das Zusammenleben mit ihnen verläuft meistens problemlos und bereitet dann viel Freude. Aber natürlich kann es auch Störungen geben. Äußern sich diese in mangelnder Stubenreinheit, Ängstlichkeit, mit Bellen, Heulen, Weglaufen und anderem mehr, ist das zwar lästig, aber eher harmlos. Gefährlich kann es aber werden, wenn es zu Aggressivität kommt, besonders wenn es sich um Vertreter größerer Hunderassen handelt.

Die Ursachen für Aggressivität sind vielfältig.

- Einmal spielt die Rassenzugehörigkeit eine Rolle. Es gibt aggressive und ruhige Rassen und innerhalb der Rassen natürlich auch noch individuelle Unterschiede. Werden zwei besonders aggressive Tiere gekreuzt, kann man damit rechnen, daß die Jungen noch schärfer reagieren. Kreuzt man ein aggressives mit einem ängstlichen Tier heben sich die Anlagen bei den Nachkommen allerdings nicht auf, sondern es entwickeln sich die besonders unberechenbaren Angstbeißer.

- Vorgänge während der Welpen- und Jugendentwicklung beeinflussen das Aggressivitätsverhalten der Hunde. Wie schon erwähnt sind frühzeitige Kontakte zum Menschen wichtig. Aber auch ungezwungene Kontakte sind notwendig.

- Die Umwelt beeinflusst das Wesen unserer Hunde. Ständiger Verkehrslärm, Staub, Gestank machen die Tiere nervös und aggressiv.

- Hat er die Möglichkeit „Hund“ zu sein, das heißt, darf er beim Spaziergang beliebig schnüffeln und so erfahren, was auf Hundeebene um ihn herum geschieht?

Spiele mit Artgenossen sind zum Austoben wichtig, genauso wie das Erfüllen bestimmter Aufgaben, damit dem Tier nicht langweilig wird. Frustrationen können in Aggressivität abregiert werden.

•Nicht vergessen darf man die direkte Beeinflussung durch die Menschen.

Unangenehme Erfahrungen, besonders in der Prägungsphase aber auch später, können einem Tier unauslöschlich im Gedächtnis bleiben. Wird ein Hund z. B. geschlagen, kann er unter Umständen lebenslang den Menschen gegenüber mißtrauisch sein. Aber auch Erfahrungen mit Artgenossen können solche Auswirkungen haben. Nicht selten werden alle Angehörigen einer Rasse bekämpft, weil ein Vertreter einmal gebissen hat.

•Falsches Verhalten der Menschen, gegenseitiges Mißverstehen können zum Auslösen von Aggressionen führen. Mitunter wird auch ein besonders wildes Spiel fälschlich vom Zweibeiner als ernst mißgedeutet. Besonders junge Hunde wissen noch nicht, daß den Menschen spielerisches Beißen weh tut, und daß vor den Hunden Weglaufen, Arme hochreißen, keine weiteren Spielaufforderungen sind, sondern ein aus Angst falsches Verhalten des Menschen.

•Besonders oft verderben Erziehungfehler Hunde. Da werden Tiere erst „scharf“ gemacht, durch schmerzhaftes Erziehungsmethoden regelrecht unterworfen und gedemütigt. So ein armes Tier gehorcht aus Angst und nicht, weil es sein Herrchen oder Frauchen respektiert. Gerade solche Hunde beißen oft aus Angst oder lassen bei passender Gelegenheit ihre Wut an Unterlegenen aus.

•Hunde sollen oft Statussymbol sein, und so werden Tiere, vor allem Vertreter großer Rassen, von Menschen angeschafft, die gar kein Verständnis für Hunde haben und durch ihre Art nicht als Leittiere anerkannt werden. Entweder beherrschen sie die Besitzer oder diese unterdrücken das Selbstbewußtsein der Hunde, wie oben beschrieben.

•So wie zuviel Härte einem Hund gegenüber kann auch ein zu weiches Verhalten der Besitzer den Hund zur Aggressivität verleiten. Die Tiere erkennen die Menschen nicht als überlegen an und lassen sich nur, wenn es ihnen angenehm ist, anleinen, ausführen, bürsten usw.

•Natürlich passiert es auch, daß an sich ruhige, gutartige Tiere in bestimmten Situationen plötzlich jemanden beißen. Dies muß aber vom abnormalen Aggressionsverhalten unterschieden werden. Bestimmte Gerüche sind für Hunde unangenehm und sie mögen die Menschen nicht, die so riechen (z.B. Medikamente). Oft werden alkoholisierte Personen, möglicherweise wegen der unkontrollierten Bewegungen und dem Alkoholgeruch, verletzt. In Schrecksituationen darf man es einem Hund natürlich nicht übelnehmen, wenn er zuschnappt.

Genauso ist es selbstverständlich, daß er sich und seine Rudelgefährten verteidigen möchte.

•Eine andere Ursache für aggressives Ver-

halten sind krankhafte Verhaltensstörungen. So können sich schon bei der Geburt instinktschwache Tiere in diese Richtung fehlentwickeln.

Es gibt angeborene Gehirnerkrankungen und auch welche infolge von Unfällen und Infektionskrankheiten, die sich in Form von Aggressivitäten äußern.

Im folgenden werden die verschiedenen Aggressionsarten aufgeführt. Nicht bei allen Tieren sind sie klar erkennbar. Es können auch verschiedene Arten nebeneinander auftreten.

•Dominanz-Aggression: Diese Hunde sind aggressiv zu einem oder mehreren Familienmitgliedern, weil sie sie nicht als ranghöher anerkennen. Sie lassen sich nicht berühren, streicheln, bürsten usw., werden ungehagen, wenn sie beim Schlafen oder Ruhen gestört werden. Sie reagieren aggressiv, wenn sie bestraft werden sollen oder sich jemand ihrem Futternapf, der Schlafstelle oder auch dem Lieblingsmenschen nähert.

Die Dominanz-Aggression ist ein schweres Problem. Eine Besserung kann möglicherweise durch Kastration bei Rüden erzielt werden. Auch Hormonbehandlungen werden empfohlen. Ganz wichtig sind aber Erziehungsversuche durch ein Unterwerfungstraining; d. h. die Hunde werden trainiert, unterwürfige Körperhaltung und unterwürfiges Verhalten in einer Vielzahl von Situationen zu zeigen, ebenso erfolgt eine Gegen-Konditionierung von nicht aggressivem Verhalten in Situationen, in denen vorher aggressives Verhalten häufig auftrat.

•Angst-Aggression: Der Hund zeigt ängstliche Körperhaltung und Gesichtsausdrücke. Wenn er sich in die Enge getrieben fühlt, knurrt, schnappt und beißt er.

Diese Tiere müssen mit viel Geduld von ihrer Angst befreit werden. Wichtig ist, daß es einer Person gelingt, das Vertrauen zu erwecken. Dann kann vorsichtig Schritt für Schritt geübt werden, die angstauslösenden Situationen zu übersteigen.

•Territorial-Aggression: Darunter versteht man, daß Hunde Häuser, Gärten oder ein anderes Gelände, das sie als ihr Territorium betrachten, aggressiv verteidigen.

Auch dieses Problem kann nur durch Übung gelöst werden. Ersteinmal müssen mögliche Opfer von ihm ferngehalten werden, dann wird ihm beigebracht, sich hinzusetzen und ruhig sitzenzubleiben wenn ein Fremder sein Revier betritt.

•Intermale-Aggression: Rüden reagieren aggressiv anderen Rüden gegenüber.

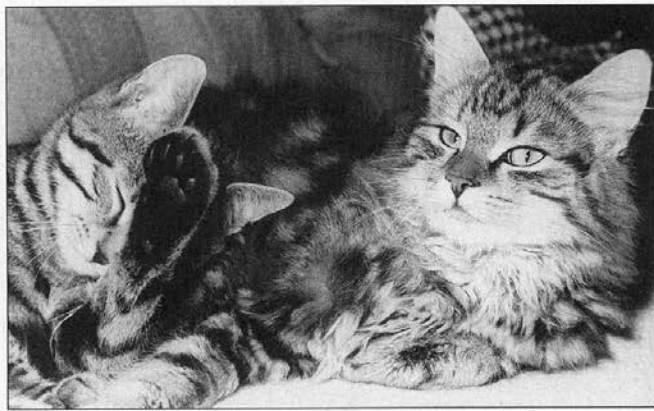
In diesen Fällen helfen normalerweise Kastrationen oder Hormonbehandlungen (diese aber weniger sicher wie die Kastration) und ein Trainingsprogramm, in dem die Hunde lernen, in Gegenwart von anderen Hunden ruhig zu bleiben.

•Interfemale-Aggression: Darunter versteht man Aggressionen unter Hündinnen. Sie tritt meist nur auf, wenn die Tiere in einer gemeinsamen Wohnung leben. Im Gegensatz zu den männlichen Tieren helfen in diesen Fällen keine Kastrationen. Es ist wichtig, die Dominanz-Rangordnung zwischen den Hündinnen zu stabilisieren. Der ranghöchste Hund muß zuerst begrüßt, gestreichelt, gefüttert werden. Und wiederum gilt es zu trainieren, daß die Hunde bei den Situationen, in denen es zum Kampf kam, ruhig sitzen bleiben.

•Maternal-Aggression: Darunter versteht man die Aggression, die auftritt, wenn eine Hundemutter ihre Jungen verteidigt. Bei manchen Tieren tritt sie aber auch auf, wenn eine Hündin die Symptome der Pseudogravidität (Scheinträchtigkeit) zeigt und sich um Ersatzwelpen kümmert. Gegen die „Scheinträchtigkeit“ und ihre Folgen hilft eine Kastration. Muttertiere, die ihre Welpen überfreig bewachen, muß man ungestört lassen.

•Raubtier-Aggression: Diese Hunde jagen und beißen Menschen und Tiere. Eventuell können die betroffenen Hunde durch Erziehung oder Bestrafung geändert werden, ansonsten darf man sie nie frei laufen lassen.

•Schmerz-ausgelöste-Aggression: Das betreffende Tier wird aggressiv, wenn ein schmerzender Körperteil berührt wird, hat ein Hund Ohrenentzündung, kann aber auch ein Geräusch z.B. Telefonklingel. Aggressivität auslösen. In diesen Fällen wird das Problem gelöst, indem die Schmerzen durch tierärztliche Behandlung beseitigt werden.



Olivia de Fontana

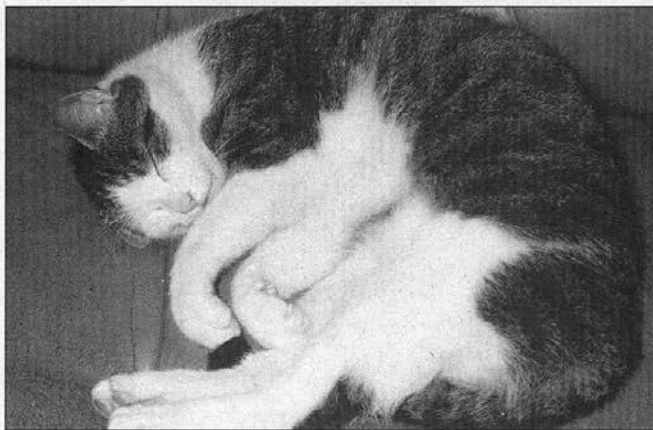
IM NORDEN

Und dann gibt es noch die Katze, die schwarze, die nur am linken Hinterbein ein weißes Medaillon mit sich trägt. Wenn sie hochbeinig über den gekachelten Küchenboden stolziert und mit ihrer rauhen Stimme nach ihrer Sonntagmorgenleber verlangt, leuchtet ihr kleiner weißer Fleck knapp über den Zehen in die Stille des Raumes, der noch verschlafen und dämmrig hinter den italienischen Holzbalken ruht. Weil die blaugeränderte Küchenuhr schon lange stehengeblieben ist und niemand sich darum gekümmert hat, sie wieder zum Gehen zu bringen, ist die morgendliche Junistille eine besondere, eine völlige; das Streichen der Katze um die Stuhlbeine ist nicht lautlos wie in den Tagstunden, sondern knisternd. Clarissa denkt oft daran, wie die Katze sie gefunden hat, während sie die Rindsleber, die sie hin und wieder mit Herz und Milz vermischt hat, in das Katzenschüsselchen füllt und sich die blutigen Finger mit lauwarmem Wasser und Zitrone wäscht, bevor sie den Teller auf den Boden stellt, wo die Katze ungeduldig schreiend sitzt, wenn sie des rastlosen Herumstreifens müde geworden ist, und nun schwanzschlagend wartet. Manchmal wartet auch Clarissa und sieht der Katze in die grünen erzürrten Augen, betrachtet mit verzücktem Lächeln das vor Ungeduld sich sträubende schwarze Fell und die winzigen Zuckbewegungen, die wie Wellen über den Katzenrücken laufen. Dann ist Clarissa zufrieden und vielleicht füttert sie die Katze sogar aus ihrer Hand, wenn sie sie vorher absichtlich hat warten lassen. Nach dem Frühstück geht die Katze, die Nora heißt, aus dem Haus, durch den Garten, durch den Nachbargarten, durch die anderen Gärten; einmal hat Clarissa sie am Flußufer getroffen, ein anderes Mal lag sie auf einem roten Autodach in der Nähe der Tankstelle. Gegen Mittag kommt sie wieder nach Hause und legt sich

für die kommenden Stunden auf das alte grüne Sofa auf der Veranda, weil es dort schattig ist, und weil auch Clarissa oft auf der Veranda sitzt und liest; so denkt Clarissa. Die Katze Nora antwortet mit einem lächelnden Schnurren, aber sie hat noch nie gesprochen. Aufgetaucht ist sie an ebenso einem Junimorgen vor zwei Jahren in eine Geschehnisstille hinein, sie muß damals ein halbes Jahr alt gewesen sein. Plötzlich ist sie im Garten gesessen, am Morgen, und auch am Abend noch, und auch am nächsten Tag. Inzwischen hat sich sogar Thomas mit der Anwesenheit der Katze abgefunden, der Katzen noch nie gemocht hat, der sie als Kind mit Steinen beworfen und kleine, aber effektive Laubfroschfallen gebaut hat und Clarissa nicht erzählt, was damals sonst noch geschehen ist. Inzwischen kann er nicht anders als Nora lieben, die so schwarz und wild ist und manchmal, wenn Clarissa abends nicht zu Hause ist, neben ihm am Bett liegt. Dann putzt sie sich und er sieht fern. Wenn Thomas zornig geworden ist, schreit er die Katze an, die dann verwundert und beleidigt die feinen Ohren zurücklegt und mit einem Satz vom Bett und zur Tür hinauspringt, um erst wieder mit Clarissa gemeinsam zurückzukehren, die, um Noras Freundschaft bühndend, es der Katze noch nie verboten hat, in der Nacht bei ihr im Bett zu schlafen. Thomas hingegen hat sich des öfteren beklagt, daß ihn Noras Schnurren und die Geräusche der kleinen rosa Zunge auf ihrem nächtlichen Fell beim Schlafen stören. Clarissa streift mit den Händen über das im Dämmerlicht weiß schimmernde Leinen nachthemd, das um ihren Bauch und ihre Hüften in steifen Falten steht, weil es ihr zu weit ist, und es fröstelt sie leicht. Sie kocht Kaffee und öffnet die Fensterläden, blinzelt wegen der gelben Helle sieht sie den Katzenschatten hinter den Fliederbüschen

verschwinden, in die Brennesseln eintauchen, die dort wie ein wildes Meer wuchern. Vom Fluß her hört sie Hundegebell, sie erinnert sich an einen Abend, an dem sie und Nora gemeinsam am Ufer entlangspaziert sind und zwei Schäferhunde sie angefallen sind, vom Katzengeruch aufgeheitert und scharfnäsig hechelnd, wie sie Nora in ihren Armen gehalten und die riesigen Hunde angeschrien hat und auch ihre Besitzerin. Nicht erst damals hat sie sich geschworen, daß kein Hund ihr Haus betreten wird, solange Nora mit ihnen zusammen wohnt, sie soll nicht in ihrem eigenen Haus Angst haben müssen; Thomas hat das akzeptiert.

Jetzt hört sie ihn sich in seinem Zimmer regen; während sie am Küchentisch sitzt und schwarzen Kaffee trinkt, lauscht sie den Schritten, die die Junistille teilen. Die Holzstufen der Wendeltreppe dröhnen unter seinen Füßen, er öffnet die Küchentür und bewegt sich schweigend auf die Kaffeekanne zu, die auf der Marmoranrichtplatte steht. Dann sitzt er Clarissa gegenüber, die Kaffeetasse von seinen blassen und narbenbedeckten Händen fest umschlossen; seine Brauen treffen sich auf der Nasenwurzel, sie verdunkeln seine grünen Augen, sodaß sein Blick nicht grün, sondern schwarzbraun ist. Zu Mittag kommt die Katze wieder; sie findet Thomas und Clarissa auf der Veranda. Thomas schläft auf dem grünen Sofa, Clarissa liest „Die Portugiesin“ und trinkt noch immer oder schon wieder schwarzen Kaffee. Sie blickt auf und lächelt die Katze an, die auf einem Sonnenfleck am Boden sitzt und die Augen halbgeschlossen, den dreieckigen Kopf schräg zurückgelehnt hält, ihre langen Schnurrbarthaare glänzen wie fettgesponnene Altweibersommerfäden. Sie ist offensichtlich verunsichert, weil Thomas auf ihrem Sofa liegt, Clarissa sieht es an dem sanften aber bestimmten Peitschen ihres Schwanzes. Sie springt auf die Lehne des Sofas und balanciert einige Minuten lang wie auf einem Seil hin und her, Clarissa verfolgt sie mit ihrem Blick, dann steigt sie langsam und behutsam mit den schwarzen Vorderpfoten zuerst auf Thomas' Rücken, der sich ihr halb seitlich und breit bietet. Thomas fährt wie bei einem Spinnenbiß auf, und Nora landet am Boden, setzt über die Bücher und Zeitschriften, die am Boden liegen, hinweg und ist im nächsten Moment um die Ecke im Haus verschwunden. Clarissa steht auf und wirft einen Blick auf Thomas, der sich wieder zur Seite gedreht hat. Kurz steht sie wie aus Stein oder Salz, dann legt sie ihr Buch auf den Tisch und geht mit entschlossenen Schritten der Katze nach. Nora aber ist schon wieder verschwunden, und sie ist mit ihrer Portugiesinnenlaune allein. Ihr Blick gleitet suchend im Raum umher, schließlich nimmt sie die gläserne Katzen-trinkschale und wechselt das Wasser, stellt



MENSCH UND HAUSHUND

sie wieder auf den Boden und verläßt das Haus, um ihre Eltern zu besuchen, die im südlichen Teil der Stadt wohnen. Sie verabschiedet sich nicht von Thomas und hinterläßt ihm auch keine Nachricht am Küchentisch, wie sie beide es früher immer getan haben, zum Beispiel damals, als die Katze krank war und sie gedacht haben, daß sie sterben würde. Nora war eines Abends mit blutenden Wunden nach Hause gekommen, sie hatten sie mit Salzwasser ausgewaschen, und nach zwei Tagen waren die Wunden zwar beinahe wieder geschlossen gewesen, aber die Katze hatte nichts trinken wollen und auch das rohe Fleisch verweigert, das Clarissa und Thomas ihr stückchenweise unter die trockene Nase hielten. Der Tierarzt, der Noras Körper dann untersuchte, stellte hohes Fieber und Abszesse fest, die sich unter der Haut gebildet hatten und verabreichte der Katze Antibiotika. Jede Nacht hatten sie einander dann abwechselnd aufgeweckt, um Noras Wunden regelmäßig mit lauwarmem Wasser reinigen und ihr die Medikamente einflößen zu können, aber das Fieber ließ nicht nach, und nach zwei Wochen wurde Nora betäubt und ihre Abszesse wurden aufgeschnitten und entfernt. In der folgenden Nacht hatte Nora Muskelkrämpfe und litt unter heftigen Zuckungen des ganzen Körpers; am nächsten Morgen aß sie ein Blatt Schinken aus Clarissas Hand. Sie war noch eine Zeit lang kränklich und schwach, aber sie ist nicht gestorben.

Die bunten Schatten fallen schräg über den breiten Gartenweg, als Clarissa wieder nach Hause kommt. Ihre roten Lederschuhe, die sie zum ersten Mal trägt, krümmen und biegen sich um ihren Schritt, als sie in die salzigen Kieselsteine tritt, die den Weg durch den Garten bedecken. Das Auto, das vor dem Haus mit dem Zinnendach in einer Regenlacke parkt, gehört einem Freund. Thomas hat ihn vielleicht eingeladen. Der Himmel über Clarissa steht in sehr hellem Grau, das am Horizont in dunkelblaue Ränder ausläuft, ruhig wie eine saure Milchsuppe, mild wie eine tote Amsel oder eine Kuppel aus rissigen Steinen. Plötzlich durchfährt ein Laut die Stille und bricht durch die knackenden Hölzer; Clarissa erstarrt. Auf der Veranda steht ein kalbsgroßer rotbrauner Hund und bellt in den Garten, sein Bellen ist heiser, er muß schon länger dort gestanden und gebellt haben. Clarissa hat ihn noch nicht gehört, in ihren Ohren wirbeln dunkle Flüssigkeiten, sie schreit nach Nora, sie kann sie riechen, ihr gesträubtes Fell, ihre geöffneten Poren, ihre wild gefällte Nase, ihre gebrochene Ruhe. Im Haus öffnet sich ein Fenster. Clarissas Schreien vermengt sich mit Noras, sie rufen sich abgerissene Käutzenschreie zu, und die Katze klettert mit funkenprühlendem Fell vom Nußbaum, sehr langsam, fauchend, dunkel leuchtend. Der Mann im Fenster, der Thomas ist, ruft Clarissa an, und als sie ihm mit keinem Laut antwortet, auch Nora. Der Hund auf der Veranda steht stumm und aufrecht, seine feuchte Nase zittert leicht. Als die Katze bei ihr ist, hebt Clarissa sie auf ihre Arme und trägt sie über den Kiesweg hinaus in die zirpende Dämmerung.

Vor einigen Jahren wurde in Ägypten ein Grab geöffnet, worin ein menschliches Skelett lag, das mit seinen Hand- und Armrknochen die Überreste eines kleinen Hundes umfaßte. Die Bestattung war zwölftausend Jahre vor dem Grabfund erfolgt, wie bei der Altersbestimmung festgestellt wurde. Schon in dieser vorgeschichtlichen Zeit war also der Mensch mit seinem Haushund verbunden. Er diente ihm nicht nur als nützlicher Helfer bei der Jagd und beim Hüten der Herden, sondern er war auch schon sein Begleiter im heutigen Sinne.

Bedenkt man dieses Zusammenleben und Zusammenwirken über Jahrtausende hinweg, ist es erstaunlich, wie wenig der heutige Mensch im allgemeinen vom Hund und seiner Wesensart weiß. Immer wieder kommt es zu Mißverständnissen zwischen Besitzern und ihren Hunden, die dann entsprechende Haltungsprobleme ergeben. Anders ausgedrückt: Die meisten Leute, die sich einen Hund anschaffen, täten gut daran, sich zuvor über die Andersartigkeit unseres wohl ältesten Haustieres zu informieren. Denn, wenn wir den Hund als Kind ohne Sprache betrachten — und dies wird vermenschlichend häufig getan — kann er uns trotz seiner erstaunlichen Auffassungsgabe und Lernfähigkeit nicht verstehen. Dies führt unweigerlich zu mehr oder weniger großen Schwierigkeiten. Ganz besonders wichtig ist es für Personen, die sich von Berufs wegen mit Hunden und ihren Besitzern zu befassen haben, mehr über dieses ehemalige Laufraubtier zu wissen, das sein Leben an der Seite des Menschen verbringt.

Mit der „Hundesprache“ umgehen lernen

Vor allem geht es darum zu erkennen, wie wir uns zu verhalten haben, damit der Hund merken kann, was wir von ihm erwarten und verlangen. Wir müssen lernen, unsere Ausdrucksweise seinem Auffassungsvermögen anzupassen. Es reicht nicht aus, mit Worten oder Lauten zu ihm zu „sprechen“, denn für den Hund sind andere Dinge von größerer Bedeutung. So unsere Stimmung, unsere Haltung, unsere Gestik, unsere Körperbewegungen, unsere Zeichen oder Signale. Hinzu kommt noch das Umfeld, das den Ort des jeweiligen Kommunikationsversuchs umgibt. Die Verständigung kommt nicht mit einem Befehl zustande, wie vielfach angenommen wird, sondern durch ein ganz bestimmtes Signal (Hör- oder Sichtzeichen), das wir längere Zeit mit der erwünschten Handlung einhergehen lassen. Der Hund hat uns dann verstanden, wenn unser Signal mit Sicherheit die

erwünschte Handlung in ihm auslöst, wenn also unser Hör- oder Sichtzeichen für ihn verbindlich geworden ist.

Um nun das Auffassungsvermögen des Hundes abschätzen zu können, müssen wir uns fragen, wie anders denn der Hund die Umwelt erlebt als wir.

Verständigungsmöglichkeit trotz Andersartigkeit

Vergleichen wir das Nervensystem des Menschen mit dem des Hundes, wird so gleich die eklatante Andersartigkeit deutlich. So etwa, wenn wir die Gewichtsrelation von Gehirn und Rückenmark betrachten. Beim Hund ergibt sich ein Verhältnis von 5 : 1, beim Menschen dagegen von 48 : 1. Das bedeutet: Unser Nervensystem ist viel zentraler ausgelegt als das des Hundes. Aus Erfahrung wissen wir, daß der Hund kaum befähigt ist, zwei Erfahrungswerte miteinander in Beziehung zu bringen und daraus einen Schluß zu ziehen sowie danach zu handeln. Er hat zudem keine Zeitwahrnehmung wie Zukunft oder Vergangenheit, er lebt völlig in der Gegenwart. Zwar hat er ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das kleinste Details zu speichern vermag, doch ist er nicht in der Lage, diese Details miteinander in einen Zusammenhang zu bringen. Damit ist ihm auch der einfachste Denkvorgang versagt. Wenn er sich assoziativ erinnert, so nur im Detail. Dennoch vermag der Hund einfache Handlungsabläufe in Erinnerung zu behalten und auf ein für jeden Ablauf spezifisches, auslösendes Signal hin zu wiederholen. Dabei bewegt sich sein Erinnern von Detail zu Detail, indem sich immer das eine mit dem ihm folgenden verknüpft hat. Das, was man in der Kynologie (Hundelehre) Verknüpfung nennt, ist eine der Lernmöglichkeiten des Hundes. Und hier öffnet sich uns auch ein Weg zur Kommunikation mit ihm. Ein Signal (Hör- oder Sichtzeichen), das wir wiederholt mit einer spezifischen Handlung einhergehen lassen, löst später im Hund diese Handlung aus. Auch hier wird jeder Teil einer Handlungsabfolge auf den nächstfolgenden als Auslöser wirken. Es kommt nun aber noch hinzu, daß manche Verhaltensweisen im Hund vorprogrammiert sind. So etwa das Suchen eines Gegenstandes oder das Verfolgen einer Fährte.

Unterschiedlichkeiten der Sinneswahrnehmungen des Hundes im Vergleich zum Menschen

Gerade auf dem Gebiet der Riechleistung ist der Hund dem Menschen in hohem

Masse überlegen. Sein Hirn ist zwar kleiner als das unsrige, doch es ist zu einem Siebentel als Riechhirn ausgelegt. Unser Riechhirn dagegen besteht nur aus zwei fingernagelgroßen Läppchen. Nach Seiferle (Neue Hundekunde, Müller Verlag 1960, S. 37 ff) verfügt die Nase eines mittelgroßen Hundes über eine Riechschleimhaut-Oberfläche von 150 cm² bis 170 cm², wogegen sie bei uns nur etwa 5 cm² mißt. In dieser Riechschleimhaut befinden sich die Nervenenden, welche von den auftretenden Geruchspartikeln gereizt werden. Über die Riechnerven werden diese Reize ins Hirn geleitet, wo sie die entsprechenden Reaktionen auslösen. Die Komplexität dieser Vorgänge und ihre Geschwindigkeit sind kaum vorstellbar.

Auch das Sehen des Hundes ist nicht weniger leistungsfähig als das unsere. Nur sieht und erkennt der Hund die Dinge anders als wir. Während er bewegungslose Objekte kaum zu erkennen vermag, ist er fähig, bewegte Dinge an der Charakteristik ihrer Bewegungsweise zu identifizieren, dies selbst auf erhebliche Distanzen. So reizt ihn beispielsweise die Bewegung einer Maus zum Fangsprung an, während die Bewegungsart einer Schlange ihn schreckt und vom Angriff abhält. Der Hund ist durchaus in der Lage, verschiedene Farben zu unterscheiden. Ob er jedoch die Farben ähnlich wie wir empfindet, wird kaum je mit Sicherheit erforscht werden. Hingegen ergibt die Beobachtung, daß Hunde bei der Rückkehr vom Spaziergang aus vielen parkierten Autos stets nur jene angehen, welche die Farbe des eigenen Wagens haben. Mit der Nase wird dann festgestellt, ob es der richtige ist. Und ist dies nicht der Fall, geht der Hund zum nächsten gleichfarbenen Auto. Das wiederholt er, bis er „sein“ Auto gefunden hat.

Das Gehör des Hundes ist bedeutend empfindlicher als das des Menschen. Er nimmt

zudem Töne wahr, die weit über und unter dem von uns wahrnehmbaren Frequenzbereich liegen. Auch vermag er Geräuschquellen viel exakter zu lokalisieren als wir. Neben dieser Andersartigkeit der Sinnesorgane und ihrer Leistungsfähigkeit, welche diejenige der menschlichen Sinnesorgane zum Teil übersteigt, verfügt der Hund über weitere Wahrnehmungsmöglichkeiten, die uns nur in geringem Maße zugänglich sind. So hat er ein sehr feines Raumgefühl und ein außerordentliches Wahrnehmungsvermögen bezüglich der Gefühlsstimmungen, in denen sich seine Rudelpartner befinden. Zu diesen Rudelpartnern gehören für den domestizierten Wolf, den Haushund, auch wir Menschen. Beim Wolf erfolgt die Organisation der Rudeljagd durch Stimmungsübertragung. Der Hund ist in der Lage, unsere Stimmungen zu empfinden und entsprechend darauf zu reagieren. Verstärkend wirkt hier sein unerhört genaues Beobachten unseres Verhaltens. Es entgeht ihm dabei kaum ein Detail, und ein jedes prägt sich ihm ein. Dadurch vermag er oft Handlungen seiner Besitzer vorauszusehen, was nicht selten derart unerklärlich erscheint, daß man fälschlicherweise von einem sechsten Sinn spricht.

Von der Beziehung zur Erziehung

Bedenkt man die oben dargestellte Andersartigkeit des Hundes, wird man nicht darum herumkommen, sich auf diese Verschiedenheiten einzustellen, sofern man echte Verständigung mit ihm anstrebt.

Das beginnt damit, daß wir im Hund kein Wesen sehen, das dümmere ist als wir, sondern einen andersartigen Partner, der uns in mancher Beziehung weit überlegen ist. Der zweite Schritt zur Verständigung ist die Erkenntnis, daß der Hund nicht in der Lage ist, sich auf unsere hauptsächlichsten

Ausdrucksweise, nämlich die (verbale) Sprache, einzustellen. Daraus folgt, daß wir unser Verhalten der Auffassungsgabe des Hundes anzupassen haben. Dies ist nicht einfach, und selbst der erfahrenste Hundekenner wird in diesem Punkt immer wieder rückfällig, indem er sich dem Hund auf eine Weise verständlich zu machen sucht, die ihn überfordert.

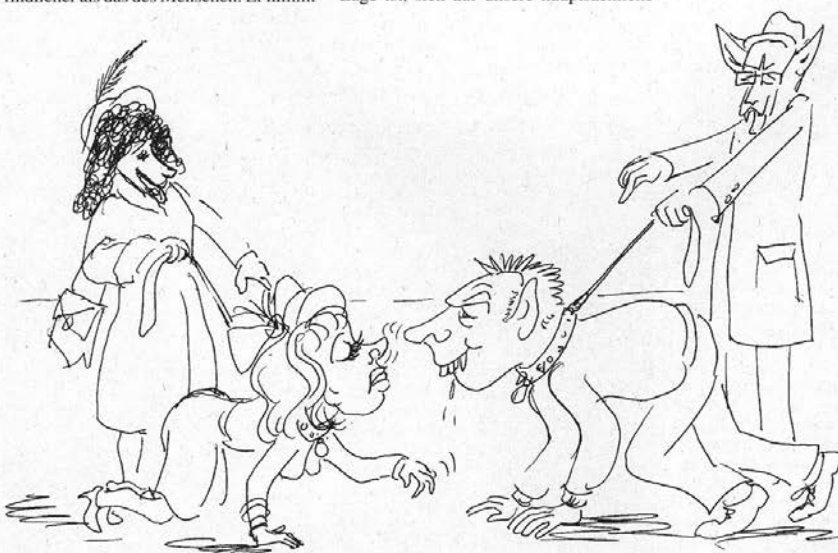
Andererseits ist der Hund so erpicht darauf, zur Verständigung mit uns zu gelangen, daß er mit großem Beharrungsvermögen darauf wartet, am Ende doch Signale von uns zu erhalten, die ihm auf seine Art verständlich sind. Dabei ist ihm eine Lernweise behilflich, die man „Versuch und Irrtum“ nennt. Das heißt, er versucht etwas zu erreichen, indem er handelt, und erweist sich dies als Irrtum, macht er gleich den nächsten, abgeänderten Versuch. Das geht so weiter, bis er zu jener Handlung gelangt, die wir ihm mit einem Lob als erwünscht bestätigen können.

Je mehr wir aber von der Andersartigkeit des Hundes wissen, und je besser wir uns seinem Auffassungsvermögen anzupassen gelernt haben, desto kürzer wird der Weg zur Verständigung mit ihm. Verfügen wir bei diesem Vorgehen über genügend Erfahrung, lernt der Hund oft überraschend schnell und nachhaltig.

Ein gegendeiliges Beispiel dafür sind jene Sporthundeführer, die Befehle brüllend stundenlang dem Hund etwas beizubringen versuchen. Es ist manchmal geradezu als ein Wunder zu bezeichnen, daß derart strapazierte Hunde am Ende doch herausfinden, was ihr zweibeiniger Partner eigentlich von ihnen will.

Grundsätzlich kann man sich darauf verlassen, daß der Hund uns dann gern gehorcht, wenn wir ihm die Chance geben auf seine Weise zu verstehen, was wir von ihm wünschen.

Erziehung und Ausbildung des Hundes sollten somit nicht mit dem Eindrillen von Befehlen erfolgen, die der Hund sozusagen auswendiglernen soll, wie dies ein menschlicher Schüler tut. Vielmehr sind sie mit der systematischen Gewöhnung an jenes Verhalten vorzunehmen, das wir im Endeffekt von ihm erwarten. Wie schon erwähnt, werden dabei einfache Handlungsfolgen (Übungen) mit immer gleichbleibenden Hör- und/oder Sichtzeichen verknüpft, welche später zum Auslösen jener erwünschten Handlungen dienen.



„GENTECHNIK IN DER TIERZUCHT“

Kurzbericht vom Symposium „Gentechnologie in der Landwirtschaft – Chancen und Risiken“ der Akademie Graz, der Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft und des Ländlichen Fortbildungsinstitutes, das vom 20. bis 21. Juni 1991 im Bildungszentrum Raiffeisenhof stattfand.

Die Natur, die uns umgibt, die wir für so natürlich halten, daß uns jeder Eingriff problematisch erscheint, gleicht wohl nur sehr entfernt jener Natur, in der unsere Vorfahren lebten, als sie sich entschlossen, seßhaft, also von Sammlern zu Ackerbauern zu werden. Das biologische Gleichgewicht, von dem heute so oft und so unprofessionell die Rede ist, hat sich durch Eingriffe des Menschen in die Natur vielfältig gewandelt. Durch Züchtung von Getreide, Gemüse und Obstsorten sind ganze Nahrungsketten entstanden. Die Tierarten, die zur Züchtung taugten, sind nicht mehr jene, die am Ursprung der Entwicklungskette gestanden sind. Und dennoch empfinden wir ein elementares Unbehagen, wenn uns die Wissenschaft die Möglichkeit in die Hand gibt, durch Eingriff in die Genketten, durch Transplantation von speziellen Eigenschaften von einem Lebewesen in ein anderes, gezielt neue Lebewesen im Labor mit allen Vorsichtsmaßnahmen, mit präziser Beobachtung der Ergebnisse, der Eigenschaften, der erwarteten Zweckmäßigkeit zu erzeugen. Später aber, bei der Auswertung im Freiland, mit unwägbarer Mutmaßung, wie die Umwelt, wie die durch den Neuankömmling überraschten Lebewesen auf diesen reagieren würden. Die Neuankömmlinge, hat es das nicht alles zum Nutzen von uns allen schon vielfach gegeben? Wir möchten auch hierzulande die Kartoffel, den Mais und die Fasane nicht missen!

Nutzpflanzen, die uns die Verwendung von Insektiziden ersparen, eben durch Genmanipulation erzeugte, wären doch eine herrliche Errungenschaft, aber was war etwa die Folge als man Kaninchen in Australien aussetzte? Und zuletzt: wir haben es doch hier weder mit natürlichen Lebewesen zu tun, die wir einfach verpflanzen oder einfach hochzüchten, sondern mit Neuschöpfungen, die uns theoretisch auch zu Monstern geraten könnten.

Wollen Menschen also zum Nutzen der Menschheit Gentechnik betreiben, dann muß ihnen die gewaltige Last der Verantwortung bewußt sein, das hohe Risiko solcher Versuche und die zeitgerechte und verbindliche Grenzziehung durch Gesetze und Vorschriften. Wir werden in diesem Symposium auch darüber reden, die für derartige Wagnisse unabdingbar sind. Wir sind hier zusammengekommen weil wir

den Kopf nicht in den Sand stecken wollen. Ob es uns recht ist oder nicht, die Experimente sind international in vollem Gange. Wir haben zunächst das Recht, gültig und ausreichend informiert zu werden. Aufgrund dieser Informationen werden wir uns entscheiden müssen. Ich meine, dieses „Wir“ wörtlich, wir alle werden uns entscheiden müssen, denn wir bekennen uns auf allen Gebieten zu einer mündig gewordenen Menschheit. Weder wissenschaftliche noch ökonomische Sachzwänge können für Entscheidungen allein geltend gemacht werden, die für die Zukunft aller Menschen entscheidend und bestimmend sind. Ich wünsche in diesem Sinne uns allen bei dieser Tagung Offenheit für Informationen, Verständnis für gültige Besorgnisse, die sicherlich in der Diskussion auftauchen werden, und ein hellwachtes Gewissen für unsere gemeinsame Verantwortung.

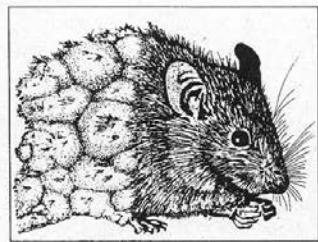
Grundlagen der Gentechnik

Rekombinante DNA-Technologie, auch Gentechnologie genannt, ist eine Reihe von biochemischen und physikalisch-chemischen Methoden, die es erstmals erlauben, die Struktur des Erbguts von Lebewesen zu entschlüsseln. Die Biologie hat seit der Einführung dieser Techniken in den frühen siebziger Jahren mehr an Wissen zusammengetragen als in den Jahrzehnten zuvor. Die Medizin hat von diesen Erkenntnissen ungeheuer profitiert. So weiß man durch den Einsatz dieser Methoden zum erstenmal, was die Krebskrankheit ist und wie sie entsteht. Die genaue Kenntnis der Besonderheiten des AIDS-Virus wäre ohne diese Methoden nicht möglich gewesen. Diese Technik ermöglicht auch die gezielte genetische Veränderung von Lebewesen durch Herstellen von transgenen Organismen, durch deren Untersuchung die Funktion vieler Gene entschlüsselt werden kann. Biologische Zusammenhänge werden klar, an die niemand vorher dachte. Transgene Organismen werden auch für Züchtungsaufgaben herangezogen. Allerdings sind die Veränderungen an den Lebewesen, die durch klassische Züchtungsmethoden in den Jahrhunderten menschlicher Kultur entstanden, weitaus einschneidender als alles, was die Gentechnik bisher zuwegebrachte. Die Ablehnung der rekombinanten DNA-Technologie wird in der Öffentlichkeit größtenteils mit Argumenten propagiert, die von einer Unkenntnis der genetischen Zusammenhänge gekennzeichnet sind. Diese sollen nun näher beschrieben und anhand von Beispielen erarbeitet werden.

Ein Gen ist ein bestimmter Abschnitt auf

der Erbsubstanz, auf dem Molekül DNA, das für die Produktion eines ganz bestimmten Proteins verantwortlich ist. Und ein Protein hat sehr häufig Enzymeigenschaften, d. h. es ist ein Biokatalysator. Eigenschaften von Lebewesen sind sehr häufig die Folge des Zusammenwirkens von mehreren Proteinen und von mehreren Enzymen, daher auch des Zusammenwirkens von mehreren Genen. Es gibt nicht viele Beispiele dafür, daß ein Gen eine Eigenschaft verursacht. Die Fähigkeit zur Resistenz gegen das Antibiotikum Penicillin z. B. kann die Folge der Wirkung eines Gens sein, nämlich des Gens der β -Lactamase, die Bakterien produzieren, ein Enzym, welches das Penicillin abbaut und inaktiviert. Meistens ist die Sachlage jedoch komplizierter, wie z. B. bei der Entstehung von Farbpigmenten, die die Haare oder Federn eines Tieres oder die Blütenfarben charakterisieren. Die Entstehung dieser Farbstoffe ist üblicherweise ein Mehrstufenprozeß, wo mehrere Enzyme beteiligt sind und die vielen Enzyme führen dann letztendlich zu einem bestimmten Produkt, das für die Farbgebung verantwortlich ist. Sehr komplexe Eigenschaften, die wir alle an uns sehen, wie z. B. der Körperwuchs oder die Intelligenz, sind extrem komplexe Prozesse, die wir heute überhaupt noch nicht einmal ansatzweise verstehen. Daher ist die Diskussion darüber, ob wir superintelligente Menschen erzeugen können, ein sinnloses Argument, weil wir nicht einmal die Grundlagen dafür verstehen. Genetische Eigenschaften sind so kompliziert aufgebaut, daß wir sie überhaupt noch nicht erkennen. Wir können heute nur in relativ einfache Eigenschaften genetisch eingreifen.

Was ist Gentechnologie nicht? Gentechnik ist sicher nicht die in Vitro-Fertilisation,



4736866 ist die Nummer des ersten Patents der Welt auf ein lebendes Säugetier. Das Patent wurde 1988 in den USA für genetisch manipulierte Mäuse eingetragen, die dazu „aufbereitet“ wurden, an Krebs zu erkranken.

d. h. die Erzeugung eines befruchteten Eies im Reagenzglas und dessen Wiederimplantation des Eies in die Gebärmutter. Vom Standpunkt der Genetiker ist das ein völlig natürlicher Vorgang. Nicht vom Standpunkt eines normalen Menschen, aber vom Standpunkt eines Genetikers. Gentechnik ist auch nicht die Biotechnologie, ist auch nicht die Herstellung von neuen Produkten mittels Fermentationsverfahren. Zur Gentechnik gehört es viel mehr, ein Stück eines genetischen Materials aus einem gewünschten Organismus, z. B. des Menschen, zu entnehmen und dieses Stück gezielt in einen anderen Organismus einzuführen. Der andere Organismus wird jetzt, wie man sich ausdrückt, „transgen“. Er nimmt ein Stück fremder Erbsubstanz auf und gewinnt dadurch die Fähigkeit, die Eigenschaften dieses anderen Organismus wiederzugeben. Dafür waren 2 oder 3 Grundexperimente notwendig, die man in den siebziger Jahren durchgeführt hat. Es gab prinzipielle Erkenntnisse, die überhaupt die Voraussetzung dafür darstellen, daß man heute Gene aus einem Organismus, z. B. aus einem Menschen in ein Bakterium einführen kann, oder ein Gen von einem Bakterium in eine Pflanze einführen kann und der Pflanze damit sogar eine bestimmte Eigenschaft gibt.

Das Erbmateriale, die DNA, ist die wichtigste Voraussetzung. Diese DNA (Desoxyribonucleinsäure) ist ein langes fadenförmiges Molekül, welches aus 2 Strängen besteht. Ein Doppelmolekül in einer verwundenen, schraubenförmigen Form. Jeweils ein Baustein dieses langen Moleküls steht einem anderen gegenüber und dieses Gegenüberstehen bedingt eine chemische Bindung, sodaß diese beiden Stränge miteinander verhaftet sind. Es gibt eine Regel, daß immer ein A einem T gegenüberstehen muß und ein G einem C. Das sind Namen für die chemischen Bausteine. Wenn jetzt eine bestimmte Sequenz von A, T, C und G vorhanden ist, bedingt das automatisch, daß der Gegenstrang die komplementäre Sequenz aufweist. Wenn das der Fall ist, kann man die beiden Stränge durch bestimmte Methoden trennen, sie in Einzelstränge zerlegen und die Stränge werden die Eigenschaft haben, sich wieder aneinanderzulagern. Wenn man aus einem bestimmten Organismus ein Stück Erbmateriale entnimmt, kann man prüfen, ob auf diesem Stück Erbmateriale ein bestimmtes Gen vorhanden ist, das bereits bekannt ist, indem das zu prüfende Gen radioaktiv markiert wird (DNA-Hybridisierung). Mit diesen Regeln, dieser spezifischen Assoziation, kann man feststellen, ob jetzt ein Stück Gen vorhanden ist oder nicht, was entscheidend ist für die Durchführbarkeit gentechnischer Experimente.

Eine zweite wichtige Erkenntnis war jene, daß es bestimmte Enzyme gibt, die hauptsächlich in Bakterien vorkommen und in der Lage sind, dieses große Molekül, die DNA, an bestimmten Stellen höchst präzise zu schneiden, d. h. es gibt bestimmte Enzyme die bestimmte Sequenzen erkennen und dort schneiden (Restriktionsenzyme). Andere Enzyme erkennen wieder an-

dere Sequenzen, sodaß bestimmte Spaltstellen auf dem Molekül auftreten. Man kann so genau definierte Stücke schneiden und verbinden (Ligasen). Diese Fragmente sind mit der Methode der Gелеlektrophorese nach ihrer Größe trennbar.

Die Erkenntnis Nr. 3 hat entdeckt, daß Bakterien neben ihren Chromosomen, wo die gesamte Erbinformation eines Bakteriums gespeichert ist, auch außerhalb des Chromosoms zirkuläre DNA-Stücke tragen. Man hat diese sog. Plasmide intensiv untersucht, weil sie Träger von Genen sind, die das Bakterium dazu veranlassen, Resistenz gegenüber Antibiotika zu entwickeln. Man hat heute verkleinerte Plasmide zur Verfügung, die es ermöglichen, Fragmente einzubauen. Mit besonderen Techniken gelingt es, solche Plasmide, die jetzt ein fremdes Stück DNA eingebaut haben, wiederum in Bakterien zu verpflanzen. Bei Zugabe des Antibiotikums zu den Bakterien können nur diese Bakterien weiterwachsen, die dieses Plasmid mit dem Gen besitzen, welches die Antibiotikaresistenz determiniert. Wir haben hier also die Möglichkeit Moleküle in einen Trägerorganismus einzuführen, die wir als Vektoren bezeichnen. Es gibt Vektoren vom Typ der Plasmide, und es gibt Vektoren, die abgeleitet sind von Bakterienviren, sog. Bakteriophagen. Jeder Vektortyp bringt gewisse Vorteile und es hängt vom Experiment ab, welche Vektoren man benützt. Es gibt auch eine Kombination von Bakteriophagenvektor und Plasmidvektor. Gene kann man auf bestimmten Fragmenten nachweisen, dies ist eine der grundlegenden Methoden der Molekularbiologie überhaupt. Es erlaubt die Feststellung, wo ein Gen zu liegen kommt, und diese Methode ist z. B. bei der Feststellung von Erbkrankheiten oder von genetischen Analysen unerlässlich geworden.

Es ist in ähnlicher Form gelungen, auch DNA in die Zellen von höheren Organismen einzuführen. Diese tragen dieses Gen und zeigen bestimmte Eigenschaften. Man kann also mit dieser Methode tierische oder menschliche Zellen verändern. Die Zellen benötigen dieses Gen, um dann ein eigenes Protein zu produzieren, um gewisse Produkte herzustellen. Eines dieser Beispiele ist die Herstellung des menschlichen Insulins aus Bakterien. Es wurde in Bakterienzellen das Gen für das menschliche Insulin eingeführt, die dann menschliches Insulin produzierten. Dieses Insulin kann dann aus den Bakterien extrahiert werden und wird auch heute schon als Pharmazeutikum verkauft. Transgene Bakterien werden heute schon genutzt zur Erzeugung gewisser Stoffe pharmazeutischer Natur. Etwas ähnliches kann man mit genetisch veränderten tierischen Zellen machen. Man kann auch diese in großer Menge kultivieren und aus diesen transgenen Zellen dann Produkte gewinnen. Auch diese Technik ist relativ einfach und wird heute schon angewandt, indem man fremde Gene in befruchtete Eier eines Tieres mit Hilfe einer Injektionspritze einführt und dann einer Leihmutter implantiert. Zum Beispiel wurde in einem sehr frühen Stadium das

menschliche Gen für Interferon in Mäuse eingeführt. Das ist die Grundlage für eine neue Technologie, der sog. transgenen Maustechnologie, die auch in der Wissenschaft eine große Bedeutung hat, weil man die Wirkung von bestimmten Genen gut rekonstruieren kann. Man erhofft sich von dieser Technik einen großen Fortschritt z. B. im Verständnis der Krebserkrankung. Wenn man bestimmte Gene, die man als Onkogene bezeichnet, in Tiere einführt, kann man beobachten, daß die Tiere Krebs bekommen, wo sie Krebs bekommen und welcher Art dieser Krebs ist. Diese Technik der Herstellung von transgenen Tieren wurde auch ausgeweitet auf Bereiche der Nutztierhaltung und Pflanzenzucht. Die davon abgeleitete Gentechnikdebatte stammt ursprünglich von den Wissenschaftlern selbst. In den frühen siebziger Jahren, als die ersten Experimente durchgeführt wurden, die dann zur Erzeugung von transgenen Bakterien geführt haben, haben sich einige prominente amerikanische Wissenschaftler die Frage vorgelegt, ob es nicht möglich ist, durch Kombination von verschiedenen Genen in einem Organismus einen neuartigen Organismus zu produzieren, der vielleicht extrem schädliche Eigenschaften enthält und uns selbst und unsere Umwelt bedroht. Die ersten Überlegungen gingen in Richtung tumorzerlegende Bakterien. Man hat dieser Frage unehört große Aufmerksamkeit gewidmet und hat in Amerika eine Konferenz einberufen, als deren Folge diese Art von Experimenten überhaupt verboten wurden. Es wurde ein Moratorium eingeführt, das alle freiwillig eingehalten haben. Im Verlauf dieses Moratoriums versuchte man sich wissenschaftlich Klarheit darüber zu verschaffen, ob diese Ängste überhaupt berechtigt und realistisch sind. Man hat in dieser Zeit eine ganze Reihe von kritischen Experimenten durchgeführt, etwa jenes, daß man Tumorgene absichtlich unter extremen Sicherheitsbedingungen in Tiere eingeführt hat und dabei die Erfahrung gemacht, daß keines dieser Versuchstiere die Krankheit bekommen hat. Das heißt also, daß Ängste in dieser Richtung unbegründet waren. Aber eine ganze Reihe anderer Probleme sind in diesem Zusammenhang aufgetaucht, etwa bei Genen, von denen man weiß, daß sie hochtoxische Substanzen codieren. Man hat auf diese Experimente verzichtet und ist zur Überzeugung und zu einer internationalen Einigung gekommen, daß das Experimente sind, die nicht durchgeführt werden dürfen, die also a priori geächtet sind. Aber die übrigen Experimente, von denen man anfänglich große Sorgen hatte, sind dann im Verlaufe der letzten Jahre sukzessive durchgeführt worden. Man hat die Daten dieser Experimente sehr genau analysiert und ist eigentlich heute zum Ergebnis gekommen, daß bei 95 oder 99% aller Experimente, die gemacht werden, keine Gefährdung des Laborspersonals oder der Umwelt zu erwarten ist. Die Erkenntnis ist heute die, daß die Laborsicherheit kein Problem mehr darstellt. Auch hat man heute eine Reihe von Experimenten klassifiziert. Die Gentech-

nik ist aber heute zu einem Thema geworden, da wir genetisch veränderte Pflanzen, Bakterien oder Tiere zum Zweck irgendwelcher kommerziellen Unternehmungen in die Umwelt aussetzen, z. B. als Saatgut oder als Impfköder im Zusammenhang mit der Impfung von Füchsen gegen Tollwut. Man hat keine Möglichkeiten, die einmal ausgesetzten Organismen, sofern sie sich über die Erde verbreiten, wieder zurückzuholen. Hier ist die Frage der Freisetzung eines genetisch veränderten Organismus (GMO = genetic manipulated organism) eine ganz essentielle Frage. Der Schritt aus dem Labor ins Glashaus ist noch unproblematisch. Das Glashaus kann man noch kontrollieren, sofern aber genetisch veränderte Organismen auf einem Acker ausgebreitet werden ist diese Möglichkeit nicht mehr gegeben, daher muß sichergestellt werden, daß diese genetisch veränderten Organismen keinen Schaden in der Umwelt anrichten. Es wurden die Kaninchen in Australien angesprochen. Etwas ähnliches ist mit Pflanzen in Australien gemacht worden, die sich dort als sehr aggressiv erwiesen haben und sich dort ausbreiten. Wir haben viele Erfahrungswerte, daß das Übertragen von Tieren oder Pflanzen in eine andere Ökologie dieses ökologische System stören kann. Darüber Bescheid zu wissen ist eine äußerst schwierige Angelegenheit. Wir müssen es aber tun, weil die verschiedenen Firmen Pflanzen produzieren, die in die Landwirtschaft Eingang finden werden. Die Verantwortung der Behörden besteht darin, daß sie über ökologische Aspekte Bescheid wissen müssen. Die Leute sollten den Zulassungsbehörden dann die entsprechende Expertise erstellen.

Es ist vorstellbar, daß dies im Rahmen einer Ökologisierung geschieht. Es gibt in Wien seit kurzem einen Studiengang Ökologie im Rahmen des Biologiestudiums, auch in Innsbruck. Was sehr enttäuscht ist die Tatsache, daß in dieser Ökologie keine Molekularbiologie enthalten ist. Die Leute werden zwar das ökologische Verständnis haben, darüber Auskunft zu geben, warum sich diese mediterranen Pflanzen so extrem vermehrt haben, aber sie können nicht diese wesentlichen anderen Fragen entscheiden. Wie kann man nun einem genetisch veränderten Organismus in der Umwelt folgen, wie kann man nachvollziehen wie er sich ausbreitet? Wichtig ist das sog. Monitoring, das Überwachen einer solchen Freisetzung. Da gibt es kurzfristiges Überwachen („short monitoring“), das sich im Bereich von mehreren Jahren erstreckt, und das „long monitoring“, welches untersucht, ob das Gen nach 30 bis 40 Jahren überhaupt noch in der Umwelt vorhanden ist. Es ist im Prinzip faktisch unmöglich, eine Vorhersage aufgrund der Analyse der genetischen Zusammensetzung eines Organismus über seine Zukunft zu machen. Die natürlichen Organismen haben eine hohe Anzahl an Genen, welche über eine lange Zeit ausgelesen wurden. Sie sind extrem gut ans Leben angepaßt. Das trifft nicht immer auf genetisch veränderten Or-

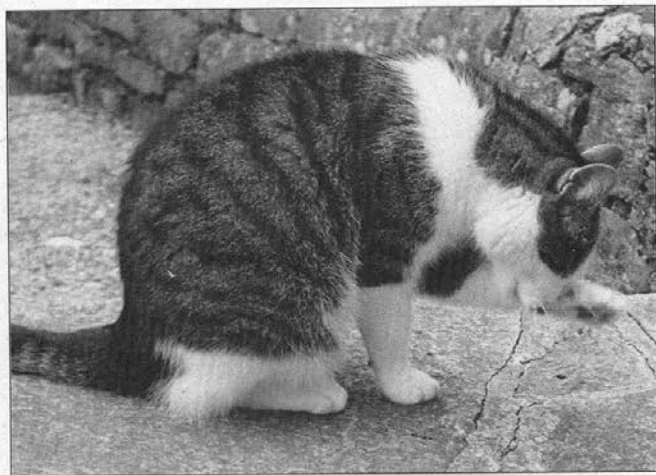
ganismen zu. Natürliche Organismen sind deshalb viel gefährlicher als genetisch manipulierte Pflanzen. Das ist sehr wichtig, da viele Leute Angst vor manipulierten Pflanzen haben. Es gab einige Probleme mit Unkräutern, aber keines hat ein ökologisches Desaster ausgelöst. Was nun befürchtet wird, da es eine sehr junge Wissenschaft ist, daß wir beginnen, Fragen zu stellen, die unmöglich zu beantworten sind. Wir müssen also darauf achten, daß die Art der Fragen, welche wir aufwerfen, rational und im Zusammenhang mit dem heutigen Wissensstand sind.

Kommentar: Ich glaube, daß die eigentlichen Probleme der Landwirtschaft ganz anderer Natur sind. Die sind nämlich in Verbindung mit der heutigen Form der Intensivnutzung, die Bodenstrukturen schädigen, der Grundwasserbelastungen und nicht zu vergessen von der Konsumentenseite her gesehen, die Rückstandsbelastung in den Nahrungsmitteln. Ziel wäre eine Ökologisierung der Landwirtschaft bei gleichzeitiger Sicherung der gesellschaftlichen Stellung der Landwirte und Landwirtinnen. Hier wird aber versucht neue Problemlagen zu schaffen, die es jetzt noch nicht gibt. Experten präsentieren uns eine Gentechnologie als Schlüsseltechnologie, ohne der es sozusagen in Zukunft nicht mehr gehen wird, die aber genau diese Ökologisierung der Landwirtschaft verhindert. Es gibt auch ein Beispiel aus Köln aus dem letzten Jahr. Da wurde ein Freisetzungsvorhaben mit Betunien gestartet. Genetisch verändert wurden sie ausgesetzt, alle sollten sie lachsrosa blühen, das Ziel war, daß in einigen ganz wenigen ein Gen anspringt und die Blütenfarbe weiß wird. Es wurden ungefähr 30.000 Pflanzen ausgesetzt. Aber plötzlich waren dann über 10.000 dieser Pflanzen weiß gefärbt, d. h. es war ein Ergebnis mit dem niemand gerechnet hat, aber es wurde als absolut sicheres Experiment verkauft. Ob Experten dann tatsächlich das in der Hand haben, hat sich ja in der Atomenergie ins Gegenteil verkehrt.

Gentransfer beim Nutztier

Die ersten transgenen Tiere wurden vor mehr als 10 Jahren gezeugt. Damals handelte es sich, wie in vielen anderen Bereichen, um transgene Mäuse. Diese transgene Maustechnologie hat sich weltweit in sehr vielen Labors etabliert und ganz exorbitante Fortschritte in der medizinischen und biomedizinischen Grundlagenforschung gebracht. Im Jahre 1985 hat man auch begonnen, transgene Nutztiere zu erstellen und seit dieser Zeit wird an mehreren größeren Labors international sehr intensiv auf diesem Gebiet gearbeitet.

Was sind nun die Ziele der Übertragung einzelner Gene in Zuchtlinien? Einmal kann man durch den Gentransfer innerhalb der Spezies, aber auch zwischen den Spezies, Gene übertragen, was mit konventionellen Methoden nicht machbar ist. Innerhalb einer Art können wir durch Kreuzung, Rückkreuzung und Verdrängungskreuzung Gene aus einer Rasse in eine andere transferieren, wobei dies mit ziemlichem Aufwand und Problemen verbunden ist, weil auch negative Gensequenzen damit übertragen werden. Mit dem Gentransfer könnten wir einzelne Gene, wenn sie uns als wichtig genug erscheinen, aus der Maus ins Schwein oder aus dem Schwein ins Rind transferieren und dort im Genom installieren. Wichtig ist beim Gentransfer, daß eine geeignete Regulation und Expression für diese transferierten Gene zustandekommt. Ein Gen alleine zu übertragen bringt nichts, da es zwar eine Information beinhaltet, aber auch eine Regulation notwendig ist, wann und wo und in welcher Menge dieses Gen exprimiert werden soll, damit es in der gewünschten Weise wirken kann. Der entscheidende Vorteil beim Gentransfer und die wichtigste Frage in dem Zusammenhang ist, ob das übertragene Gen an die Nachkommen weitervererbt wird? — Nur dann nämlich, wenn es gelingt, transgene Linien aufzubauen, also Tiere, die dieses Gen an ihre Nachkommen weitergeben, ist dieses Verfahren überhaupt sinnvoll. Wir



müssen letztendlich homozygote transgene Linien aufbauen können, dann brauchen wir nicht mehr von Fall zu Fall untersuchen, ob dieses Genintegrat weitergegeben worden ist. Transgene Tiere sind durchaus normal, aber sie haben etwas, was andere Tiere ihrer Rasse oder Art nicht haben. Sie haben zusätzlich zu den Chromosomen des Vaters und der Mutter, die jedes Individuum mitbekommt, noch n-Kopien des Transgens, dieses Genkonstruktes. Das ist eigentlich der einzige Unterschied zwischen transgenen und nichttransgenen Geschwistern. Wir verstehen unter einem Genkonstrukt oder DNA-Konstrukt eine DNA-Sequenz, die ein Strukturgen enthält, wo die genetische Information samt ihrer regulatorischen Sequenzen für dieses Protein codiert ist. Diese sind dafür zuständig, daß das Gen, wenn es im Genom eingebaut ist, zur richtigen Zeit, in der richtigen Menge und im richtigen Gewebe entsteht. Wenn dieses DNA-Konstrukt in das Genom integriert ist, bezeichnen wir es als transgen. Die Zieleigenschaft ist jene Eigenschaft, die wir mit diesem Gen beeinflussen wollen, z. B. Wachstum, Krankheitsresistenz usw. und züchterisch gesehen, das Merkmal auf das wir selektieren wollen. Man weiß heute, wie man mit Genen umgehen kann, wie man sie isolieren, klonieren, sequenzieren und rekombinieren kann.

Ein Gen in einem Mikroorganismus einzubringen ist leicht im Verhältnis zum Gentransfer bei einer Pflanze oder bei einem Tier. Das Problem ist, daß wir kein ganzes Schwein nehmen können und hier jetzt Gentransfer machen. Effizienten Gentransfer können wir nur machen, wenn wir sehr früh in der Entwicklung eines Individuums diesen technischen Eingriff vornehmen. Sehr früh heißt, in der befruchteten Eizelle, nämlich dann, wenn dieses ganze Individuum nur aus einer einzigen Zelle besteht. Wenn es gelingt, hier die Genübertragung durchzuführen und dieses Genkonstrukt dann eingebaut wird, wird es bei jeder Zellteilung an die Tochterzellen weitergegeben. Damit hat das Tier in allen 60 Billionen Zellen dieses Gen, auch in den Keimzellen, integriert. Denn nur wenn es auch in den Keimzellen ist, kann es an die Nachkommen weitervererbt werden.

Wie bringt man nun so ein Gen in eine frühe Eizelle oder einen Embryo hinein? Es gibt hier mehrere Möglichkeiten, wie z. B. die DNA-Mikroinjektion. Man nimmt eine DNA-Lösung, packt sie in eine Spritze und injiziert sie in den Kern. Dann kann man nur noch warten und hoffen, daß die Zelle dieses Gen einbaut. Wir können es nicht einbauen und können es nicht steuern, sondern nur an die richtige Stelle bringen und dann warten, was die Zelle damit macht. Nur 10% bauen es in ihr Genom ein. Vor solchen Vorhaben muß man die Eizellen erst verfügbar machen, d. h. sie müssen aus Spendertieren herausgespült werden. Damit es etwas effizienter geht, macht man eine Superovulation wie beim Embryotransfer, d. h. man wählt Spendertiere aus und behandelt sie hormonell, damit sie 2- bis 3mal mehr Eizellen freisetzen. Dann

werden diese Spendertiere besamt und die befruchteten Eizellen, die sog. Zygoten, gewonnen. Speziell beim Schwein muß man die Vorkerne noch behandeln, weil man die Vorkerne sonst nicht sehen kann. Nach der Injektion werden sie auf zyklus-synchrone Empfängertiere übertragen, die dann diese Embryonen weiter austragen. Nach der Geburt der Ferkel wird dann eine Gewebeprobe entnommen, z. B. ein Stück vom Schwanz, das im Rahmen des Schwanzkupierens sowieso anfällt oder auch eine Blutprobe, Hautprobe oder ein Haar und dann der Nachweis geführt, ob dieses Tier das Genkonstrukt integriert hat oder nicht. Ein Grund, warum man im Verhältnis zu Mäusen mit Nutztieren weniger transgene Versuche gemacht hat, war, daß einfach diese Kernstruktur nicht so deutlich ausgeprägt ist. Mittlerweile kann man das durch Zentrifugation lösen, aber trotzdem ist die Mikroinjektion einer Schweine- oder Rindereizelle einfach unglaublich schwieriger als die einer Maus.

Der Nachweis der Transgenität wird ebenfalls mit DNA-Techniken gemacht: Man isoliert die DNA aus Körperzellen, schneidet sie mit Restriktionsenzymen, trennt sie in der Elektrophorese, plottet sie dann und hybridisiert mit dem Fragment, das man vorher injiziert hat. Der Nachweis ist sehr spezifisch, die unterschiedliche Stärke gibt uns einen Hinweis darauf, daß nicht in allen Tieren gleich viele Kopien integriert sind. Interessanterweise ist es nämlich nicht so, daß irgendein Genkonstrukt irgendwo im Genom integriert, sondern häufig ist es so, daß eine ganze Reihe solcher Genkonstrukte, 10, 20, sogar 100, bereits in der Zelle aneinandergefügt werden und dann als Block von der Zelle eingebaut werden. Das stört aber nicht, da diese Integration fast immer an einer einzigen Stelle ist. Man hat auch festgestellt, daß die Expression, die Aktivierung dieser Gene meist günstiger verläuft, wenn weniger Kopien integriert sind. Ein transgenes Tier, das z. B. 5 Kopien erhalten hat, kann deutlich besser exprimieren oder höhere Werte erreichen als ein Tier, das 200 Kopien integriert hat. Die Effizienz bringt zum Ausdruck, wie viele transgene Tiere man aus der Übertragung transgener Eizellen in Prozent erhält. Wenn man 200 transgene Eizellen beim Schwein transferiert, werden etwa 20 Ferkel geboren, die es nicht enthalten, aber 1 bis 2 transgene Ferkel, die dann dieses Transgen auch an ihre Nachkommen vererben. Ungefähr zu 80 bis 90% vererben sie dieses Transgen als Mendelsches Gen. Es entsteht sozusagen ein neuer Genlocus, denn auf dem homologen Chromosom gibt es dieses Integrat nicht. Deswegen bezeichnen wir dieses Gen auch als „hemizygot“ und nicht als heterozygot. Hemizygot heißt, es gibt nur eine Integrationsstelle und auf dem homologen Chromosom nichts Adäquates. Es gibt eine Reihe von Fällen, die tatsächlich die Hälfte dieses Chromosomenstückes weitergeben, die 50% Erwartungswert erreichen.

Aber es gibt auch welche, die gar nicht vererbt wurden und eine Reihe von Fällen, die weniger als 50% vererbt haben. Es gibt

also Toleranzgrenzen und alles was innerhalb dieser Grenzen liegt, entspricht dem Erwartungswert.

Es fallen jedoch 2 Gruppen besonders heraus. Es sind sog. genetische Mosaik, die zwar das Gen integriert haben, aber offensichtlich nicht in allen Zellen, d. h. zum Teil haben sie es nur in den Körperzellen und nicht in den Keimzellen. Diese Tiere haben zwar 40 Nachkommen gehabt, aber keines davon war transgen, das Tier selbst aber schon. Diese Integration ist nicht im Einzellstadium erfolgt, sondern erst nach der 2. oder 3. Zellteilung.

Dabei entstehen verschiedene Zelllinien, solche mit Integration und solche ohne Integration. So ein Individuum wird als „Mosaik“ bezeichnet, weil es verschiedene Zellen im Individuum gibt, die aus einer befruchteten Eizelle stammen. Auch gibt es welche, die nicht in allen Körperzellen und Keimzellen eine Integration haben. Dadurch bekommen sie zwar transgene Nachkommen, aber z. B. weniger als 50% Weibchen, wenn in den Hoden einer Maus nur 10% oder 20% der Spermien dieses Transgen enthalten. Das ist ein Problem der 1. Generation, wenn man nicht so viele Nachkommen erhält wie man erhofft, aber sobald man mit diesen F1-Tieren weiterzüchtet, ist dieses Problem gelöst. Denn alle Nachkommen von Mosaiken haben dieses Transgen entweder integriert oder nicht. Die F2-Generation vererbt genau zu 50% dieses Transgen weiter. Wenn es gelingt, auch nur einen transgenen Nachkommen von einem primären Tier zu erhalten, kann man eine Linie aufbauen. Es gibt auch einige wenige, von denen es überhaupt nicht gelingt transgene Linien aufzubauen. Es gibt noch einen Spezialfall, wo bei einer Maus von 28 Nachkommen 26 transgen waren. Das ist einer der Fälle, wo es offensichtlich nicht nur zu einer Integration gekommen ist, sondern wo das Genkonstrukt an zwei verschiedenen Stellen im Genom eingebaut wurde. Wenn man davon ausgeht, daß es in 10% der Fälle zu einer Integration kommt, dann muß es in 1% der Fälle eigentlich zu zwei Integrationsstellen kommen (0,1 x 0,1). Die Chance, daß so ein Genkonstrukt eingebaut wird, ist eben 10% und die Chance, daß das noch einmal im gleichen Genom geschieht, noch einmal 10%. Da diese Integrationsstellen auf verschiedenen Chromosomen liegen, oder entsprechend weit voneinander entfernt sind, werden sie wie unabhängige Gene vererbt. Man kann so aus einer Maus verschiedene transgene Linien herauszüchten, die alle an verschiedenen Stellen eine Integration haben.

Für die Tierzucht erschien es uns sehr wichtig, zu zeigen, daß es mit diesem System gelang, homozygote Tiere zu züchten, die transgen und fruchtbar sind. Und man würde erwarten, daß in solchen Linien bei der Anpaarung von Hemizygoten 25% der Nachkommen homozygot sind. In diesen Fällen ist das transgene Gen tatsächlich ganz normal wie ein endogenes Gen vererbt worden. Es ist also möglich, homozygote transgene Tiere zu züchten. Diese Tiere sind gesund und fruchtbar, wachsen

und entwickeln sich ganz normal. Auch bei Schafen, Ziegen, Rindern usw. wird versucht, zum Teil erfolgreich, transgene Tiere zu erstellen. Die Effizienzen sind unterschiedlich hoch, man muß eigentlich sagen, unterschiedlich niedrig. Denn es ist am Schwein, wie die Erfahrung zeigt, am leichtesten, den Gentransfer durchzuführen. Erstens ist es beim Schwein möglich, sehr viele Eizellen von einem Spendertier zu erhalten. Die Überlebensrate ist gut und die Bereitstellung der entsprechenden Empfängertiere möglich. Das ganze Verfahren ist beim Rind unendlich viel schwieriger, weil diese Eizellen ja im Eileiter sind, die man nicht unblutig ausspülen kann wie beim Embryotransfer. Hier muß man entweder chirurgisch vorgehen oder nach Schlachtung der Tiere die Eizellen, die man für die Injektion braucht, in vitro produzieren. Der Vorgang ist, daß man zum Schlachthof geht und sich die Eierstöcke von den Kühen, die dort geschlachtet werden, besorgt. Das sind irgendwelche Kühe, die nicht vorbehandelt sind. Auf diesen Eierstöcken sind Follikel, die man durch Punkturen gewinnen kann. Noch sind sie aber in dieser Phase nicht befruchtungsfähig. Deshalb muß man sie dann 24 Stunden lang reifen und danach befruchten. Dann kann man injizieren und sie 6 bis 7 Tage weiterkultivieren bis sie sich zum Morula- oder Blastozystenstadium entwickelt haben und sie unblutig transferieren. Welche Anwendungsbereiche gibt es für den Gentransfer beim Nutztier? Das Naheliegende ist natürlich das Wachstum und wir wollen möglichst viel Fleisch, Milch oder Eier produzieren. Darüber zu diskutieren ist müßig, wir tun das einfach, auch wenn wir hier punktuell eine Überproduktion haben. Natürlich kann man den Gentransfer auch dazu verwenden, die Qualität tierischer Produkte zu beeinflussen. Was uns sehr interessiert wäre die Verbesserung der Krankheitsresistenz und Fruchtbarkeit durch Gentransfer. Man versucht auch, Tiere unabhängig von essentiellen Nahrungsbestandteilen zu machen, oder neue Produkte durch das sog. Gene-Farming zu erzeugen.

Mit der biologischen Demonstration Wachstumshormon — transgener Mäuse (Riesenmäuse) kann man aber darstellen, daß bestimmte Eigenschaften sich bei anderen Tierarten völlig anders entwickeln. Riesenmäuse haben keinen Geschlechtsdimorphismus mehr, er wird sozusagen durch dieses Transgen überlagert. Sie wachsen viermal so schnell und erreichen ein doppelt so hohes Endgewicht. Naheliegenderweise hat man dann, nachdem diese Versuche bei der Maus bekannt waren, auch versucht, ähnliches beim Schwein zu machen. Man hat auch transgene Schweine erzeugt, die Wachstumshormon-Genkonstrukte enthielten, aber in keinem Fall ist etwas Vergleichbares entstanden. Gott sei Dank oder leider, wie immer man das sehen mag. Es gibt deshalb auch kein transgenes Riesenschwein und es kann noch so oft im „Spiegel“ oder sonst wo stehen, es ist einfach falsch. Wachstumshormon-transgene Schweine sind in der Regel sol-

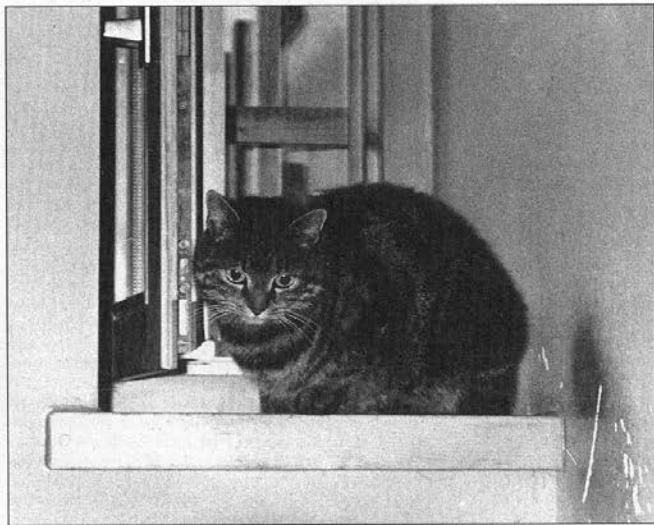
che, die nicht schneller, sondern langsamer wachsen. Warum ist der Unterschied zwischen Maus und Schwein so groß? Die transgenen Mäuse sind mager, sie haben fast kein Fett aufgrund der lipolytischen Wirkung des Wachstumshormons. Auf normalem Wege Selektierte sind aber fett. Ein Grund dafür könnte sein, daß wir beim Schwein bereits ein Plateau (z. B. auf Größenwachstum, Futtermittelverwertung, tägliche Zunahmen) erreicht haben, das auch mit Methoden des Gentransfers nicht mehr durchstoßen werden kann. Man hat mittlerweile herausgefunden, daß es doch noch einen anderen Grund gibt, warum transgene Schweine langsamer wachsen: Die normale Schweinefütterung ist darauf ausgelegt, daß die Schweine energetisch und nach Proteingehalt entsprechend versorgt werden, wobei ein Schwein eben viel Fett ansetzt. Und für Fett braucht ein Schwein viel mehr Energie als für Proteinansatz. Transgene Schweine dagegen brauchen mehr Protein und weniger Energie, mehr begrenzte Aminosäuren als Vergleichstiere und fressen deutlich weniger. Das fehlende intramuskuläre Fett führt zu gesundheitlichen Problemen an Haut, Gelenken und bei der Fruchtbarkeit. Hier erwies sich doch der normal erreichbare Zuchtfortschritt als effizienter.

Anders ist die Situation bei der Zucht auf Krankheitsresistenz. Nach Einbringung des MX-Gens der Maus, durch das die Resistenz gegen Influenza determiniert ist, entwickeln sich die Schweine völlig normal. Diese Entwicklung kommt damit natürlichen, endogenen Prozessen sehr nahe. Leider ist es durch das deutsche Gentechnikgesetz fast unmöglich geworden, solche nutzvolle Entwicklungen weiterzuführen. Die Gentechnik wird damit auch nicht sicherer, sondern nur erschwert, was letztlich auch mit wirtschaftlichen Nachteilen verbunden ist und zur Unwissenschaftlichkeit verurteilt.

Die Bedeutung der Genomanalyse in der Tierzucht

Die Gentechnik innerhalb der Tierproduktion umfaßt drei Arbeitsbereiche. Der erste Bereich ist die gentechnische Herstellung von Substanzen, Wirkstoffen, Arzneimitteln und Impfstoffen. Der dritte Bereich ist die Erstellung transgener Tiere. Hier wird der zweite Bereich der Genomanalyse und eine Anwendungsform der Genomanalyse, nämlich die Gendiagnostik, vorgestellt. Was man unter Genomanalyse versteht muß man dabei in Beziehung setzen zu dem, was wir seit vielen tausend Jahren mit der Tierwelt überhaupt machen. Vielleicht muß man auch ein paar Gedanken zum Begriff der Nutztiere sagen, weil es heute so scheint, daß wir diesen Begriff eigentlich nicht mehr so recht wahrhaben wollen, obwohl wir die Funktionen, die damit verbunden sind, möglicherweise noch gar nicht aufgeben wollen.

Der Tierzüchter nutzt den genetischen bedingten Anteil der Variation zwischen Individuen mittels Selektion und Kreuzung. Der Ansatz, der sich auch heute noch nicht geändert hat, und der sich auch im Rahmen der Gentechnik nicht ändern wird, ist die weitaus wichtigste Methode zur Erkennung der züchterisch nutzbaren Unterschiede zwischen Tieren, der Zuchtwertschätzung. Sie geht vom Phänotyp aus, d. h. in der Regel von Leistungsprüfungsergebnissen, und ermöglicht es, eine Rangfolge der Zuchttiere zu erstellen. Hierdurch können wir den Zuchtfortschritt in unseren Nutztierpopulationen eindrucksvoll darstellen, obwohl wir keinerlei Kenntnisse von den Genen haben, die den Zuchtwert ausmachen, sondern sie nur durch quantitative, statistische Genetik feststellen. In vielen Bereichen wird das als Defizit empfunden, weil wir Zuchtmaßnahmen machen, ohne die reale biologische, molekulare Situation zu kennen. Die Erwartungen an die Ge-



nomanalyse sind nun, ein grundsätzliches Verständnis solcher molekularbiologischer, natürlicher Gegebenheiten des Erbschehens zu erlangen. Jedes lebende Individuum ist geprägt durch seinen Genbestand. Wenn die Summe aller Gene als Genom bezeichnet wird, dann ist Genomanalyse nichts anderes, als diese genetische Struktur kennenzulernen und auch möglichst weitgehend verstehen zu wollen. Das ganze Rindengenom besteht aus seinen Chromosomen. Ein Chromosom hat als Grundskelett einen Faden, die bekannte DNA, auf dem quasi wie Perlen an einer Schnur die einzelnen Gene aufgereiht sind. Die Information, die hier enthalten ist, können wir mit Hilfe gentechnischer Methoden erfahren. Wir können die Buchstabenfolge, die Sequenz, feststellen, und können anhand dieser Sequenz im letzten Detail diese Gene ansehen. Wir können uns hier gewisse Strukturen vorstellen, die für die Funktionsweise dieses Gens von Bedeutung sind und haben ein Paket von Methoden, die uns ermöglichen, das Genom in seiner ganzen Breite, in allen Größenordnungen letztendlich sehr genau zu studieren.

Aus der Diskussion beim Menschen kennt man die Überlegungen, das gesamte menschliche Genom zu sequenzieren, d. h. die totale Analyse des menschlichen Genoms. Das ist keine Fragestellung für uns Tierzüchter, wir brauchen das momentan nicht, selbst wenn wir das wollten, der Aufwand ist viel zu groß. Nun ist überhaupt keine Frage, daß die Humangenetik und die Genomanalytik beim Menschen die am weitest Fortgeschrittene unter den Säugern ist. Inzwischen ist es so, daß das menschliche Genom das Grundmodell für das Genom von Säugern ist. Es zeigt sich in einer vergleichenden Genomanalyse zwischen Mensch und Maus und letztendlich auch zwischen landwirtschaftlichen Nutztieren, daß die Grundstrukturen außerordentlich ähnlich sind. Wir müssen lediglich noch prüfen, ob sie bei unseren landwirtschaftlichen Nutztieren in gleicher Weise oder mit kleinen Varianten realisiert sind. Nur und gerade deswegen, weil wir diese Strukturmodelle, die sehr weit gehen und damit sehr ähnlich sind, für unsere Nutztiere übernehmen können, können wir überhaupt erst ernsthafte Genomanalyse bei den landwirtschaftlichen Nutztieren beginnen.

Sehen wir uns Genkarten von Nutztieren an, so haben wir beim Rind ca. 120 und dann geht es sehr stark runter auf 35, 40, beim Pferd auf 21. Im Vergleich dazu hat die Maus etwa 1400. Der Mensch hatte schon vor 2 Jahren 1.600 Eintragungen in einer Genkarte und liegt heute etwa bei 2.500 Genen. Genkartierung ist eine ganz normale Kartierung, die nichts anderes ist, als daß Orientierungspunkte in einer Landschaft aufgenommen und in einer Karte eingezeichnet werden. Genkartierung ist nichts anderes als die Reihenfolge der einzelnen Gene darzustellen. Nun zeigt die vergleichende Genkartierung eine sehr große Ähnlichkeit zwischen den Säugerspezies und es zeigt sich dabei, daß sich Chro-

mosomenbausteine über größere Evolutionszeiträume erhalten haben. Es gibt z. B. zwischen Maus, Mensch und Schwein eine Kopplungsgruppe, auf der die Halothandisposition lokalisiert ist, die uns in der Schweinezucht inzwischen bekannt ist, weil sie mit einer mangelnden Fleischqualität und einer mangelnden Stresstoleranz zusammenhängt. Auch dort haben wir diese Gene in der linearen Anordnung. Dies ist ein Beispiel dafür, wie nun in der vergleichenden Genkartierung eine große Ähnlichkeit besteht und sehr viel Arbeit erspart bleibt. Eine Genkarte wird dann interessant, wenn sie sehr dicht ist und wenn wir möglichst viel Information haben, sowie eine gute Landkarte erst dann interessant ist, wenn sie sehr detailliert ist.

Wir müssen versuchen, interessante Züchtungsmerkmale mit der DNA-Ebene zusammenzukoppeln. Aus der Humangenetik ist bekannt, daß dies über das alte Instrumentarium der Kopplungsanalyse sehr wohl möglich ist, wenn wir als ein Merkmalssatz Merkmale nehmen, die wir als Tierzüchter oder als Genetiker kennen. Am Beispiel eines Erbfehlers läßt sich das besonders gut darstellen. Stellen wir uns eine Großelterngeneration vor, in der ein Erbfehler vorkommt, die Elterngeneration, wo der Erbfehler wieder auftritt, und die Nachkommengeneration, wo der Erbfehler bei bestimmten Individuen wieder sichtbar wird. Wir können uns dann vorstellen, daß dieses Erbfehlern irgendwo im Genom ist und daß in der Nachbarschaft dieses Genoms natürlich andere DNA liegt. Ob sie nun Information hat oder nicht, das spielt für diesen Ansatz der Kopplungsanalyse keine große Rolle. Wenn es uns gelingt so einen DNA-Marker, wie wir sagen, eigentlich ein Kennzeichen für diesen Abschnitt, zu finden, der parallel zu mehreren Generationen mit dem Erbfehler vererbt wird, dann können wir eine Kopplungseigenschaft finden, und haben Zugang zu dem Bereich, wo nur dieses Gen ist. Wir können schrittweise mit den klassischen Methoden der Gentechnik über Isolierung, Klonierung, Sequenzierung das Gen finden, das wir suchen. Entscheidend ist, daß wir ausreichend viele Marker haben. Die Spinale Muskeltrophie beim Menschen ist eine Krankheit, wo man über solche Kopplungsanalysen das fragliche Gen, das noch nicht bekannt ist, in einem bestimmten Bereich lokalisieren kann, die im selben klinischen Erscheinungsbild auch beim Rind auftritt. Sie kommt aus Amerika, wurde inzwischen sehr stark in die Rotbuntgen Dänen eingekreuzt und ist auch inzwischen im Braunvieh. Man kann daraus entnehmen, daß das der Bereich ist, wo das Gen zu suchen ist. Wir nehmen nun diese flankierenden Marker und schauen, ob die auf einen bestimmten Chromosom beim Rind auch zusammenliegen und können dann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß in diesem Zwischenbereich das eigentliche Gen beim Rind für den Erbfehler liegt. Das ist ein Modell, das im Prinzip für jedes monogen erbliche Gen durchführbar ist, wenn solche Marker in Nutztiergenomen vorhanden sind. Beim

Rind haben wir fast 120 Zuordnungen im Genom, die nicht gleichmäßig über das ganze Genom verteilt sind. Die klassische Genkartierung geht so vor, daß sie irgendein Gen nimmt und versucht, es einem Chromosomenabschnitt zuzuordnen. So wird man im Laufe der Zeit zu einer vollständigen Genkarte kommen. Bei unseren landwirtschaftlichen Nutztieren wird hier sehr wenig gemacht und man kann hier kaum rasche Fortschritte in Hinblick auf ein Markerset, das sich gleichmäßig über das ganze Genom verteilt, erwarten. Wenn es also gelänge, ein Stück zu isolieren, dieses DNA-Fragment zu klonieren und amplifizieren und es ermöglicht, eine Chromosomenband spezifische DNA-Bank herzustellen, dann hätten wir auf die Dauer ein ganzes Set solcher Marker. Nehmen wir das Beispiel des Y-Chromosoms heraus, also des Chromosoms, das für die männliche Geschlechtsausprägung wesentlich ist, und in einer Größenordnung von 70 Centimorgan vorliegt. Wenn wir 20 Centimorgans Schritte haben wollen, bräuchten wir 3 1/2 Schnitte um so ein Y-Chromosom aufzunehmen und in eine Chromosomenbandspezifische Bank zu überführen. Es wird also mit so einem DNA-Markerset gelingen, für uns wichtige Merkmale den bisher 400 bis 500 Genen beim Rind zuzuordnen.

Man kann grundsätzlich in einem sicherlich entsprechend aufwendigen, aber aussichtsreichen Prozeß sich zunehmend die Nutztiergenome und damit das Verständnis für die molekularen Vorgänge des Erbschehens erarbeiten. Dann ist es möglich, viel sensibler und mit feineren Züchtungsmethoden arbeiten zu können, als das bisher der Fall war.

Am eindrucksvollsten läßt sich das bei Erbfehlern demonstrieren, weil viele Erbfehler monogene Merkmale sind. In der Tierzucht spielen dominante Erbfehler keine Rolle, weil hier die Anlagenträger auch immer Merkmalsträger sind und man das einem Tier auch sehr schnell ansehen kann. Sehr viel größere Probleme machten bisher die rezessiven, also die verdeckt vererbten Merkmale. Es gibt momentan in der Tierzucht zwei ausgebaut vollendete Diagnosesysteme, wo die Allele genau definiert sind und über die sog. Polymerasekettenreaktion (PCR) diagnostizierbar sind. Am Beispiel des Erbfehlers der Citrullinämie, der beim Schwarzbunten Rind in Australien eine sehr große Rolle spielt, soll dies dargestellt werden. Dieser Erbfehler wurde aus Kanada importiert und hat in der Schwarzbunten-Population in Australien eine sehr große Verbreitung gefunden. Es ist ein Enzymdefekt, der den Stoffwechsel im Harnstoffzyklus betrifft. Ein Enzym hat ein Defekttyp und dadurch kommt es dazu, daß der Harnstoff nicht mehr abgebaut werden kann. Es kommt zu sehr hohen Citrullinwerten bei den homozygoten Tieren, daß diese Tiere 5 bis 6 Tage nach der Geburt unweigerlich sterben. Ein Diagnoseverfahren besteht darin, daß man das Gen kennt, daß man die Defektmutante kennt und sie eindeutig ansprechen kann. Es ist eine sog. Punktmutation, wo nur ein

Buchstabe von vielen verändert ist und das genetische Informationssystem ändert. Bei der Mutation kommt es dazu, daß ein Stoppsignal eingebaut wird, sodaß bei der Synthese dieses Proteins die Informationsableitung gestoppt wird. Es entsteht ein Enzymbruchteil, der physiologisch nicht mehr wirksam ist. Wenn es hierfür ein Restriktionsenzym, also eine molekulare Schere gibt, mit der wir an einem ganz spezifischen Punkt in Abhängigkeit von einer ganz spezifischen Folge von Buchstaben schneiden können und in der Elektrophorese auflösen, und die DNA in ihren gebrochenen Fragmenten mitgezogen wird, bekommt man ein Bild, auf dem ganz eindeutig der Heterozygote identifizierbar ist. Er hat auf dem einen Chromosom das normale Gen, das wir nicht schneiden können, und auf dem anderen Chromosom das Schädliche, das wir schneiden können.

Es sollte hier diese Möglichkeit der sicheren, eindeutigen Diagnose des Heterozygoten vorgestellt werden, mit der wir in Zukunft bei ausgereiften Diagnoseverfahren eindeutig und sicher den Heterozygoten erfassen können. In der bisherigen Tierzucht war das nur durch sehr aufwendige Rückkreuzungen möglich, die sehr viel Zeit und Geld kosten. Es ist ganz klar, was das für Erbfehler bedeutet, z. B. auch beim Braunvieh anhand des Weaver-Syndroms, einer erblich bedingten Lähmungserscheinung der Hinterhand, die dazu führt, daß Tiere mit 16 bis 20 Monaten sich nicht mehr bewegen können, festliegen und eigentlich nur mehr notgeschlachtet werden können. Wir haben diesen Erbfehler in sehr interessanten Zuchtlinien, und es gibt ernstzunehmende Hinweise, daß es eine Kopplung zwischen diesem Erbfehler und einer erhöhten Milchleistung gibt. Amerikanische und bayrische Untersuchungen besagen, daß hier ein Kopplungszusammenhang besteht und hier ein Träger dieses Erbfehlers einige hundert Liter mehr Milch gibt. Das erklärt auch, warum man gerade in den besten Linien diesen Erbfehler findet. Ein Diagnosesystem für diesen Erbfehler würde bedeuten, daß man unter kontrollierten Bedingungen Linien im Zuchteinsatz halten kann, da bei Anlageträgern, die mischerbig für diesen Erbfehler sind, die Hälfte der Nachkommen diesen Erbfehler weitergibt und die andere Hälfte diesen Erbfehler nicht weitergibt. In der bisherigen Situation kann man das nicht nutzen und muß, wie es auch in Niederösterreich geschehen ist, die ganze Linie aus der Zucht herausnehmen. Durch den Nutzen der Gendiagnostik ist es durchaus möglich, vor allem in kleinen Populationen, die genetische Variabilität in einem gesteigerten Maß zu erhalten. Vielfach wird es sogar dazu kommen — und in der bayrischen Braunviehzucht ist durchaus mittelfristig und langfristig diese Gefahr gegeben — daß man mit solchen Analyseverfahren einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung dieser Populationen erbringen kann, weil im anderen Fall die Erbfehler so stark werden, daß viele Linien aus dem Zuchtgeschehen herausgenommen werden müssen und die genetische Basis für die Population

zu klein wird. Es ist überhaupt keine Frage, daß man mit so wirksamen Diagnoseverfahren, das es bald auch für Weaverträger über einen Kopplungsmarker geben wird, und mit der daraus entstehenden sehr wirksamen Selektion, Erbfehler beim Tier eingrenzen kann und dadurch wirtschaftliche Nachteile für den Tierhalter eliminiert. Damit auch die entsprechenden Belastungen für die Tiere, die an diesen Krankheits-syndromen erkrankt sind und wenn man die Bilder von solchen Tieren einmal gesehen hat, dann weiß man, daß diese Tiere wirklich dramatische Schäden und Schmerzen erleiden. Man kann hier tatsächlich einen aktiven Beitrag zum Tier-schutz leisten.

Ein anderes Beispiel, wieder aus der Rinderzucht, handelt von den Milchproteinen, die die Basis für die Käseertechnik sind. Es gibt auch hier genetische Varianten und die unterschiedlichen Allele wirken sich bei der Milchverarbeitung aus. Ein Beispiel ist das Kappa-Kasein mit seinen Typen A und B. Im Vergleich dieser beiden Genotypen bei der Hartkäseherstellung hat der BB-Typ eine Überlegenheit in der Käseausbeute von ca. 9 bis 10%, d. h. wenn wir die gleiche Menge Milch bei der Hartkäseerzeugung einsetzen, bekommen wir, wenn die Milch dieses Protein enthält, um 10% mehr Käse bei gleicher eingesetzter Milchmenge. Das hat vor allem in Oberitalien dazu geführt, daß man diese Milch besser bezahlt und daß man sogar beim Spermaexport Forderungen gestellt hat, weil Stiere Milchgene vererben. Mit diesem Gendiagnoseverfahren kann man ein Gen direkt diagnostizieren und weil man nicht über ein Genprodukt arbeiten muß ist man unabhängig von der Merkmalsausprägung. Solche Analysen kann man aber auch vor dem Embryotransfer machen, wenn wir das Geschlecht von Embryonen feststellen wollen, bevor wir sie übertragen. Mit einer Y-spezifischen DNA-Se-

quenz läßt sich dieses Diagnosesystem einsetzen.

Wir haben damit einen analytischen Ansatz, der uns in die Lage versetzt, besser zu verstehen, was Züchtungsmaßnahmen bewirken und schaffen vermehrtes Wissen über Züchtungsmaßnahmen, die wir einleiten. Wir können Züchtungsmaßnahmen viel sensibler einsetzen und ihre Folgen sehr viel besser in der Zukunft abschätzen, bevor überhaupt Züchtungsmaßnahmen wie heute — ich möchte fast sagen mit uralten Methoden — vorgenommen werden. Bei verantwortungsvollem Einsatz gibt die Gendiagnostik die Chance, durchaus tierartgerechtere Züchtungsanstrengungen zu unternehmen.

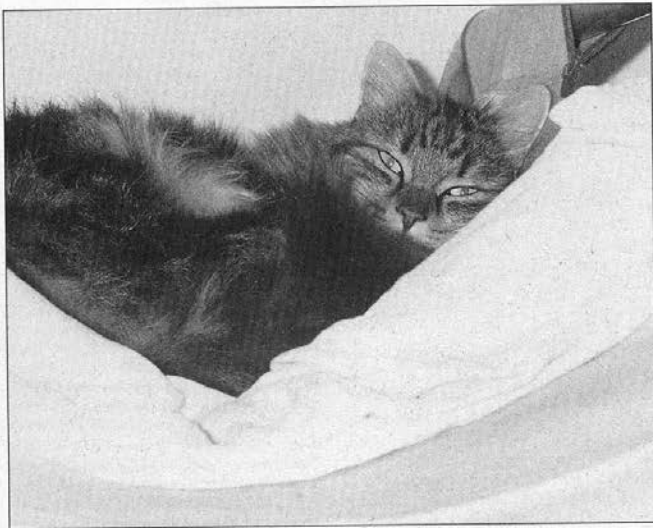
Frage: Ist es nicht ein unendlicher Wettlauf, wenn man an die Viren denkt, die schnell mutieren können und verschiedene Stämme ausbilden? Diese Frage stellt sich im biologischen Bereich überhaupt, da man auch mit der Gentechnik immer einen Schritt nachhinkt.

Antwort: Was ist die Alternative dazu? Die Mutationen erfolgen so oder so, ob wir etwas dagegen tun oder nicht.

Frage: Warum kann man das Fleisch transgener Schweine nicht essen?

Antwort: Das ist ein Faktum, man kann das eigentlich nicht beantworten, weil auf dieser Ebene der tatsächlichen fachlichen Auseinandersetzung nicht diskutiert werden kann. Es war eine politische Entscheidung, die transgenen Schweine mußten verbrannt werden. Wo DNA-Fragmente, die aus dem Säuger-genom stammen, wieder dahin zurückgebracht werden, gibt es kein Gefährdungspotential beim Verzehr dieser Milch oder dieses Fleisches.

Frage: Kann die Braunviehzucht weltweit nur mehr mit genomanalytischen Methoden gerettet werden? Wenn man die Anlagenträger erfaßt, wenn man Linien sucht, Rückkreuzungen macht, hat sie doch auch gute Überlebenschancen.



Antwort: Es ist ein Rückfall in ungeistige Zeiten, wenn man beim heutigen Kenntnisstand ideologische Gründe verordnen würde. Es gibt mit diesem Diagnoseinstrumentarium genetisch sauber definiertes Material und eine genetische Qualitätssicherung in einer Weise, wie sie mit keinem anderen Verfahren, das bisher zur Verfügung steht, bereitgestellt ist. Es ist eine sinnvolle, von Ideologie losgelöste tierzüchterische Aufgabe.

Frage: Die Risiken sehe ich darin, daß man mit einer Genomanalyse auch irgendwann einmal das Merkmal für die Leistungssteigerung entdecken wird. Die Chancen für unsere Züchter werden dann schwinden. Wenn es mit der Zucht nicht mehr gelingt, dieses Einkommen zu erreichen, wenn einfache Analysen dazu dienen, dann haben eigentlich unsere Züchter keine Arbeit mehr.

Antwort: Wenn behauptet wird, daß bäuerliche Züchter Angst haben müssen, wenn man auch Leistungseigenschaften genetisch definiert, kann dem eigentlich nicht zugestimmt werden. Die Frage ist eigentlich nur, ob man dieses Know-how den Tierzüchtern zur Verfügung stellen kann. Es könnte auch bedeuten, daß wir die aufwendigen Zuchtwerthschätzverfahren, die wir jetzt machen müssen, Zug um Zug verlieren. Das kann natürlich auch bedeuten, daß Leistungsprüfanstalten eine andere Funktion erhalten oder relativ entbehrlich werden. Wenn die Züchter objektiv sauberes, definiertes Zuchtmaterial anbieten können, sind ihre Marktchancen besser, als nach Zuchtwerthschätzungen, die nur vielleicht stimmen.

60 Wie sicher ist die Gentechnik?

Betreffend die Sicherheitssituation in der Biologie, speziell die Risiken, die die Gentechnik in sich birgt, werden zwei Teilbereiche aufgearbeitet. Der erste Teil befaßt sich mit allgemeinen Überlegungen und Prinzipien und wie die Risiken auf einer europäischen oder internationalen Ebene kontrolliert werden können. Danach werden Erfahrungen, die in Frankreich mit gentechnisch gezielt gezüchteten und freigesetzten Organismen gemacht werden, besprochen.

Die OECD, die Organisation der entwickelten Länder, hat eine Studie herausgegeben, die besagt, daß Gentechnik eine sehr gut abgesicherte Wissenschaft ist, vor allem in Hinsicht auf Feldversuche mit genetisch veränderten Organismen (GMO). Fast alle europäischen Staaten gehören zur OECD, aber die Situation ist sehr verschieden. Daher beschloß die EG Schritte zu setzen, um dieses neue Gebiet zu regulieren. Es wurden 2 Projekte in Angriff genommen und in Direktiven umgesetzt, die beim Konzil der Umweltminister vor einem Jahr in Brüssel bestätigt wurden. Die EG hat hier eine sehr spezielle Position. Verschiedene Staaten sind eher gegen die Gentechnologie (wie z. B. Dänemark, BRD), andere wie z. B. Belgien, England, Niederlande und Frankreich sind sehr positiv der Gentechnologie und der Biotech-

nologie gegenüber eingestellt. Die zwei Direktiven betreffen die Forschung bzw. die Freisetzung und ihre Auswirkungen. Es müssen also generelle Regeln eingeführt werden. Allgemein werden zwei Ziele verfolgt: Das eine ist die umfassende Anwendung von Mikroorganismen, das andere Ziel ist die Entschärfung der Gefahr. Es muß auch zwischen Forschung auf der einen Seite und Produktion und Markteinführung auf der anderen Seite unterschieden werden. Für die beabsichtigte Freisetzung ist immer eine Bewilligung notwendig. Ein Unterschied liegt darin, daß die Entscheidung über die Forschung auf nationalen Ebenen stattfindet und für die Markteinführung nur auf europäischer Ebene.

Wenn man nun Mikroorganismen bewertet, muß man sie in 2 Kategorien einteilen. Die erste Kategorie sind Mikroorganismen, die als ungefährlich eingestuft werden, z. B. Hefepilze, die normalerweise keinen Schaden bei gesunden Menschen anrichten. Wenn man mit Mikroorganismen forscht, die gefährlich werden könnten, braucht man dafür eine zusätzliche Bewilligung, was einige Zeit dauert. Da ist ein System, das sicherstellt, daß nichts außer Kontrolle kommen kann. Für die Platzierung am Markt muß wieder derselbe Prozeß begonnen werden. Wenn man etwas mit Mikroorganismen produzieren will, die Risiken in sich bergen, muß man eine weitere Autorisierung besitzen, z. B. bei der Produktion von einigen Impfstoffen, welche natürlich gefährliche Arten enthalten können.

Zu Beginn wußte man eigentlich nicht wirklich, womit man hier arbeitet. Als vor 5 bis 6 Jahren damit begonnen wurde, war die Gentechnik noch nicht das, was sie heute ist. In Frankreich war die Situation etwas anders, da die Einstellung zur Wissenschaft und Technologie immer positiv war. Und es sollten auch die Regeln und Gesetze, die schon vorhanden waren, eingesetzt werden. Die Prinzipien sind denen der EG sehr ähnlich.

Der zweite Punkt ist, daß durch Gentechnik erzeugte Produkte unter denselben Bedingungen geprüft werden müssen, wie die nicht transgenen Produkte. Wenn das nicht gemacht wird, könnte vielleicht die Entwicklung von genetischen Produkten behindert werden, was zu falschen Ergebnissen führen würde. Wenn man Impfstoffe produziert und die Teile außer acht läßt, die für die Schädlichkeit und pathogene Wirkung verantwortlich sind, scheinen diese natürlich sicherer als die vorhandenen Impfstoffe.

Ein dritter Punkt, der für die Einführung von genetisch veränderten Organismen (GMO) sehr schwierig ist, ist die Kontinuität vom Schritt der Erforschung bis zum Einbringen in den Markt. In Frankreich verwendete man dazu auch das Element der Regulation. Auf der einen Seite gibt es die Forschung mit genetisch veränderten Organismen (GMO) und die Kontrolle vom Biomolekularen Komitee, das diese Dinge natürlich verstehen und sich mit den Konsequenzen eines veränderten Organismus

in der Umwelt befassen muß. Es befaßt sich auch mit Produkten, die durch genmanipulierte Organismen entstehen, selbst aber nicht manipuliert wurden und in Nahrungsmitteln verwendet werden. Wenn also dieses Biomolekulare Komitee seine Zustimmung gibt, kann der Versuch durchgeführt werden. Um ein genmanipuliertes Produkt am Markt einzuführen, muß es nochmals von einer Kommission geprüft werden. In Frankreich gibt es also 2 Komitees, die den Minister beraten, ob ein neues Produkt auf den Markt kommt und die gewerbliche Zustimmung dafür gegeben wird. Dasselbe Komitee ist für die Genehmigung der Versuche für ein neues Produkt und für die Einführung am Markt zuständig. Somit erhält man eine Kontinuität zwischen Forschung, Entwicklung und Markteinführung. In Frankreich gibt es einige Projekte, die bis September dem Parlament vorgeschlagen werden, um ein Prinzip zu erreichen, das gesetzlich verankert ist. Bis jetzt hat es durch Übereinstimmung gut funktioniert. Die Industrie kooperiert lieber, weil sie glaubt, daß es besser ist, eine Regelung in Übereinstimmung mit der Administration zu treffen. Die meisten verpflichten sich selbst also und respektieren dieses System. Gleichzeitig werden vom französischen Landwirtschaftsministerium Forschungsergebnisse gefordert, bevor es andere Versuche gibt. Man vertritt also entschlossen die Meinung, daß kein Produkt am Markt neu eingeführt werden kann, bevor nicht die Experimente abgeschlossen sind. Deshalb funktionierte das System auch ohne Druck sehr gut. Dies führt in ein Gesetz über und es müssen nur die EG-Direktiven noch perfekt eingefügt werden.

Im zweiten Teil sollen nun die Erfahrungen des Biomolekularen Komitees präsentiert werden, dessen Sekretär Ph. Guignard ist. Dieses Komitee von Wissenschaftlern und Nichtwissenschaftlern wurde 1986 gegründet. Die Aufgaben dieses Komitees, das zum Landwirtschaftsministerium gehört, liegen vorwiegend im Bereich der Landwirtschaft und der Ernährung. Die erste Aufgabe ist es, Richtlinien für Forschungsprojekte zu geben. Dazu gehören natürlich auch gentechnische Projekte. Die zweite Aufgabe liegt darin, Vorschläge für die Markteinführung für solche Produkte zu machen. Drittens ist es sehr wichtig, wissenschaftliche Programme zu begutachten, die sich möglicherweise mit genetisch veränderten Organismen (GMO) und deren Verhalten in der Umwelt beschäftigen. Oder Programme, die sich mit dem Gentransfer zwischen Organismen beschäftigen. Der wichtigste Punkt davon ist die Überwachung der Forschungsprojekte. Der Vorsitz dieses Komitees hat ein Mediziner, der gleichzeitig Direktor des Nationalen Forschungsinstitutes ist. Es besteht aus 50 Mitgliedern, wovon zwei Drittel Spezialisten in der landwirtschaftlichen, veterinärmedizinischen, pharmazeutischen oder industriellen Forschung sind. Zusätzlich gibt es Spezialisten für Rechtsfragen, Repräsentanten der Arbeiterschaft, der Konsumenten und Interessensvertreter der

Industrie, die mit Biotechnologie zu tun haben. Das Landwirtschaftsministerium macht die Hauptverwaltungsaufgaben. Die Unterschiedlichkeit der Zusammensetzung des Komitees garantiert eine Diskussion, wo die verschiedenen Anliegen der Wissenschaftler, der Arbeiter oder der Konsumenten vorgebracht werden können und ernsthaft besprochen werden. Dabei wird garantiert, daß die Diskussion sehr vertraulich ist, was sehr wichtig ist, wenn es um Forschungsprojekte geht. Die Philosophie ist, daß das Biomolekulare Komitee sehr darauf achtet, daß der technische Fortschritt nicht auf Kosten der Sicherheit der Konsumenten oder der Umwelt geht. Gentechnik sollte nicht zur Ertragssteigerung verwendet werden, sondern um Produkte weniger gefährlich zu machen.

Ein Projekt wird auf verschiedenste Weise bewertet. Im Dossier gibt es neun Punkte, die beantwortet werden müssen. Mit all diesen Punkten des Antragstellers und der Experten kann sich die Kommission eine Meinung über das Produkt bilden und alle Fragen stellen, die zum Verständnis notwendig sind. Zwei Fragen sind sehr wichtig: Gibt es Risiken, die irgendwo vorkommen und sollte etwas Unvorhergesehenes geschehen, kann es dann der Umwelt oder den Menschen schädlich werden? Die Genehmigung erfolgt Schritt für Schritt, was besagt, daß man meist für ein Jahr genehmigt und die Erlaubnis erst für ein weiteres Jahr einholen muß. Frankreich hat bis jetzt 99 Versuche zugelassen, davon waren 80 zu transgenen Pflanzen wie Tabak, Raps, Melonen, Salat, Tomaten, Kartoffel und Zuckerrüben. Es wurde auch mit Tieren gearbeitet, wobei festgestellt wurde, daß transgene Tiere, nach dem heutigen Wissensstand, nicht von Menschen gegessen werden sollen. Vier Anträge betrafen Mikroorganismen, die zum landwirtschaftlichen Gebrauch bestimmt waren und drei Anträge betrafen die Verwendung als Lebensmittel. Ein weiterer wichtiger Punkt betrifft Viren, die als Impfstoffe verwendet werden. Davon gab es 8 Fälle und auch einige Anträge, die nichts mit modifizierten Produkten zu tun hatten, sondern die Anwendung von modifizierten Organismen beinhalteten. Unterstützt wurde auch das französische Nahrungsmittelkomitee. Zehn Prozent der Projekte wurden abgelehnt. Es gibt noch keine statistischen Zahlen für 1991, aber von 1987 bis 1990 wurden ca. 68 Experimente eingereicht und davon wurden sieben sofort abgelehnt. Aus welchen Kriterien heraus wird nun ein Antrag abgelehnt? Meistens aufgrund ungenügender Informationen speziell bei Mikroorganismen, da es bei Mikroorganismen einfach viel schwerer ist, Informationen zu bekommen. Die Leute werden soweit gebracht, daß nur Plasmid- oder spezifische DNA verwendet wird, die man auch in der Pflanze nachweisen kann. Erlaubt werden auch antibiotika- und herbizidresistente Organismen, unter enger Verbindung mit dem administrativen Sektor und allen Leuten, die sich mit diesem Problem befassen, dem Komitee für die Zulassung von neuen Pflanzenarten, mit Bau-

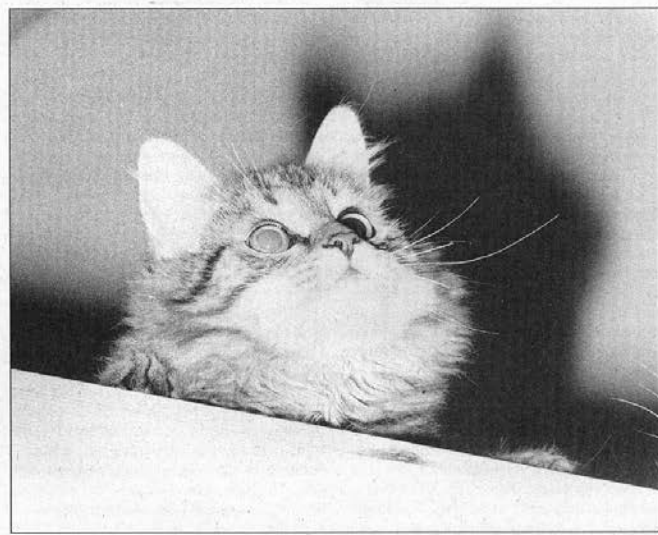
ernvertretungen und dem Toxikologischen Komitee. Um die Genehmigung des Biomolekularen Komitees zu erlangen, vor allem für die Markteinführung, ist es notwendig, ein Konstrukt ohne nutzlose DNA zu erzeugen. Man kann nutzlose DNA auf der Stufe des Versuches verwenden, da sie dort noch leicht abzutrennen ist. Aber es sollte schon dort verhindert werden. Es wird den Bewerbern immer wieder gesagt, daß sie nur mit DNA, die entweder für die Übertragung oder für die Wirkung des Gens wichtig ist, arbeiten dürfen. Wenn man z. B. eine Markierung des Gens benötigt um die Übertragung durchzuführen, so wird das natürlich erlaubt, wenn es ungefährlich ist. Als eine Volksvertretung, die Politik für die Öffentlichkeit macht, muß hier eine sehr strenge Politik gemacht werden. Es gibt einen Jahresbericht, der immer mit einer Pressekonferenz verbunden ist, wozu Wissenschaftler und Journalisten eingeladen werden, sodaß die Kommunikation gut funktioniert. In Frankreich gibt es eine gute Entwicklung der Gentechnik, was auch die meisten Resultate zeigen. Es gibt Anträge aus den verschiedensten Bereichen und eine große Breite von Klimabereichen. Unter diesen Umständen kann man sich überzeugen, daß eine sichere Gentechnik möglich ist.

Frage: Die Frage, die sich daraus ableitet ist, ob im Falle des Mißlingens eines solchen Experimentes, oder darüber hinausgehend, für eventuelle Folgeschäden haftet wird. Kann eine Firma Freisetzungsexperimente nicht nur in einem Land, auch wenn die klimatischen Bedingungen sehr verschieden sind, durchführen, sondern auch in Sizilien, in den USA oder in der Dritten Welt, wo solche Gesetze noch nicht existieren? In Österreich sieht es derzeit so aus, speziell im Tierschutz, daß wir diese Versuche nicht machen und nach Ungarn oder sonstwo hingehen, wo diese Gesetze nicht vorhanden sind.

Antwort: Es gibt keine Haftung für gentechnische Probleme, außer im Deutschen Recht. Versuche in der Dritten Welt werden nur durchgeführt, wenn es klare Richtlinien dafür gibt.

Zur Entwicklung der Gentechnik in der Tierzucht

Immer schon versuchte der Mensch gezielt bestimmte Eigenschaften von Haustieren zu selektieren, wobei mit der Verbesserung der Methoden auch die Effizienz stieg. Diese Form „alter“ Genetik führte meist erst nach vielen Generationen zum Ziel und war, da es noch kaum Informationen und Auswertungsergebnisse über die Vererbung der Eigenschaften gab, mit großem Risiko verbunden. Züchten heißt auch heute, positive Eigenschaften zu fördern um mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Zuchtfortschritt im gewünschten Merkmal zu erreichen. Dazu können Informationen über Abstammung, Aussehen und Leistung dienen, die unter Zuhilfenahme von statistischen Methoden der Zuchtwertschätzung Aussagen ermöglichen. Voraussetzung dafür ist beim Rind ein Besamungszuchtprogramm, da nur durch eine entsprechend große Zahl an Nachkommen die Prüfung der Stiere auf ihre Zuchtwerte möglich ist. Dabei geht es nicht alleine um eine Erhöhung der Milchleistung, sondern um die Verfolgung wirtschaftlich interessanter Zuchtziele und zunehmend immer mehr um die sekundären Eigenschaften wie Langlebigkeit, Fruchtbarkeit und Gesundheit. Der Erfolg des Zuchtgeschehens hängt dann vom Umfang des Einbringens eines positiv geprüften erb- und seuchenhygienisch gesunden Tieres in die Population ab. Überläßt man die Haustiere sich selbst, käme es zum Auseinanderdriften von Eigenschaften und damit zum Rückschritt.



Omnis ex ovo — Alles entsteht aus dem Ei!

Gerade die Eingriffe im Bereich der Fortpflanzung gehören zu den Grundzügen moderner Tierzucht. Beginnend von der gezielten Paarung eines bestimmten Muttertieres mit einem bestimmten Vater Tier versucht man, Nachkommen zu erhalten. Allgemeine Gesundheit ist wohl die wichtigste Voraussetzung für eine ungestörte Fortpflanzung. Dazu müssen die Haltung, Fütterung und Futterqualität entsprechend gestaltet werden. Darüberhinaus hat man heute eine Fülle von Techniken und Möglichkeiten der Untersuchungen und Einflußnahme auf dieses sehr komplexe Geschehen.

Das frühere Argument der hohen Inzuchtgefahr durch die Besamung wird durch diese ungezielten Anpaarungen ins Gegenteil gekehrt, und ältere, noch steischblütige Fleckvieh- und Braunviehtiere werden verschwinden. Schon durch die Zuchtspolitik in der Vergangenheit ist es zu einer Reduzierung verschiedener Rassen (z. B. Murbodner) und Linien innerhalb der Rasse gekommen. Da dies nicht nur ein steisches Problem ist, wird es in Zukunft zu einer weiteren Einengung der Linienvielfalt kommen, wenn man nicht genauso ernsthaft bereit ist dagegen zusteuern und Genreserven anzulegen. Das ist möglich durch Sperma- und Embryonenlangzeitlagerung, denn auch beim Embryotransfer besteht die Möglichkeit, daß es durch Selektion auf Kühe mit guter Reaktion auf die hormonelle Stimulierung zu Verlusten kommen kann. Dies zu wissen und ernst zu nehmen bedeutet in der Praxis erst, die jeweilige Technik zu beherrschen.

Weitere Methoden der Reproduktionsbiologie, die im nächsten Jahrzehnt Auswirkungen auf die Praxis erwarten lassen, sind die In-vitro-Fertilisation, die Geschlechtsbestimmung, mikrochirurgische Techniken und die Klonierung. Die Gefahr der Rassen- und Linienengung wird somit wohl noch größer und der Handel mit diesen Produkten weltweit zunehmen.

GENiale Tierzucht?

Gentechnische Methoden eröffnen uns seit kurzem völlig neue Möglichkeiten. Während man bisher trotz aller Eingriffe immer noch die gesamte genetische Ausstattung insgesamt übertragen mußte, erlaubt uns die Gentechnik, sehr gezielt und direkt in dieses Genom einzugreifen. Die ersten großen praktischen Durchbrüche erlangte die Gentechnologie durch die Fähigkeit, Bakterien gezielt zu transformieren. Zukünftig erwarten sich die Menschen vorwiegend Unterstützung bei der Krebsbekämpfung und der Heilung von AIDS.

Auch in der Tierzucht werden wesentliche Impulse erwartet. Durch die Isolierung von Genen und deren Einschleusung im veränderten oder nicht veränderten Zustand in die Keimbahn von Säugetieren kann man tiefgreifend die herkömmlichen Tierzuchtmethoden und -ziele verändern. Ein für die Tierzucht wichtiger Bereich betrifft die

Genexpression in Mikroorganismen. Dabei gibt es Ansätze zur genetischen Manipulation der Pansen-Mikroflora um eine Veränderung des produzierten Eiweißes, eine bessere Ausnutzung des freien Stickstoffes und eine effizientere Verwertung von Zellulose zu erreichen. Die Produktion von Impfstoffen mittels Bakterien sowie von rekombinanten bovines Wachstumshormon (BST) sind diesem Gebiet zuzuordnen, wobei letzteres bereits zur Praxisreife entwickelt ist. Durch Anwendung dieses Hormons an Milchkühen sind Leistungssteigerungen um bis zu 40% möglich, aber in der derzeitigen agrarpolitischen Situation in Europa äußerst umstritten.

Besonders interessant wäre eine Veränderung der Struktur der Milchproteine, die zunächst biologisch inaktiv über die Milch abgegeben werden und nach Aufarbeitung in der Pharmakologie und Medizin nutzbar wären (z. B. Insulin, verschiedene Antikörper). Zur Therapie der Hämophilie des Menschen können keine rekombinanten Blutgruppenfaktoren aus Bakterien verwendet werden, weil sie keine Fertigstellung dieser Proteine vollbringen können. Bei Kopplung dieser menschlichen Gene mit Milchproteingenen könnten diese Blutgruppenfaktoren über die Milchdrüse produziert werden. Die Milchdrüse hätte als Produktionssystem gentechnischer Produkte einige Vorteile aufzuweisen: Sie ist größtenteils steril, nicht so störungsanfällig wie ein Fermentationssystem und produziert konstant über eine längere Zeit (sog. „Gene Farming“). Anwendungen in Richtung auf die Tiergesundheit und -fruchtbarkeit können ebenfalls erwartet werden. So wird eine verbesserte Erbfehlerdiagnostik möglich sein. Nach Entdeckung von Resistenzen gegen einige parasitäre Krankheiten und gegen Euterentzündungen wäre auch hier eine gentechnische Einschleusung dieser Resistenzgene in die Keimbahn anderer Tiere möglich, über die Integration eines Influenza-Resistenzgens beim Schwein wurde im Rahmen dieses Symposiums berichtet.

Voraussetzung für eine breite Anwendung ist jedoch derzeit die Auffindung und Isolierung nutzbringender Einzelgene. Ein züchterischer Vorteil ist es dann, ein bestimmtes Gen in eine Population einzubringen, ohne — wie bei der herkömmlichen Fortpflanzung — eine Vielzahl unerwünschter und unbekannter Gene mitzuübertragen. Der Gentransfer würde somit einen Spezialfall der Gen-Migration bedeuten. Eine Hypothese für die Zukunft stellt auch die Möglichkeit dar, gewebespezifische Wirkungen zu erzielen, die man vielleicht zu bestimmten Zeiten an- und abschalten könnte (z. B. nur während des Wachstums oder der Laktation).

Um insgesamt transgene Tiere in der Rinderproduktion praktisch setzen zu können müssen sie homozygot (reinerbig) für die transgene Eigenschaft sein und in Reinzuchtlinien weitergezüchtet werden. Zusätzlich ist es notwendig — wie auch bei den jetzigen Zuchtverfahren — sich von der Überlegenheit dieser Tiere

durch die Prüfung ihrer Nachkommen und Eigenschaften immer wieder zu überzeugen.

Auswirkungen dieser jungen Wissenschaft und bestehende Anwendungsmöglichkeiten tragen heute schon zu einer sehr emotional geführten gesellschaftspolitischen Diskussion bei. Noch jünger sind ethische Bedenken der Anwendung, die beim Tier nicht so stark gegeben sind wie im menschlichen Bereich, dennoch sollte eine umfassende Sicht der Dinge auch ermöglichen, über die Notwendigkeit zu urteilen und — analog den Menschenrechten — auch Tiere entsprechend zu respektieren, vor allem seit sie per Gesetz keine Sache mehr sind. Im Entstehen sind auch weitgehend Fragen der rechtlichen Aspekte der Gentechnik, wobei man sich dabei auch zur Freiheit der Forschung bekennen sollte, solange sich Wissenschaftler ihrer Verantwortung bewußt sind und nicht in die Rolle eines Zauberkünstlers verfallen. Als Maßstab der Beurteilung dürfen dabei nicht irrealen Folgen, sondern eine klare Abschätzung ökonomischer, ökologischer, struktureller („ökosozialer“) und gesellschaftspolitischer Anliegen gelten. Die Frage nach dem Integrationsgrad der Gentechnik in der Landwirtschaft löst sich dann von selbst, wobei das Ziel eine moderne Landwirtschaft mit einer leistungsfähigen, gesunden Tier- und Umwelt ist. Vorher aber hängt es von uns allen ab, positive Entwicklungen zu fördern und gegen negative Ziele in einer breiten Diskussion aufzutreten, auch wenn die genetische Manipulation nur ein Teil einer wesentlich umfangreicheren ist...

Dies sollte nur ein Überblick über die tatsächliche, allgemeine Entwicklung der Gentechnik im Bereich der Tierzucht sein. Den derzeitigen Stand, die derzeitigen Möglichkeiten und Techniken darzustellen war das Ziel des Symposiums, bei dem die Referenten sehr konkret und umfassende Stellung nahmen, und das Sie hier schwerpunktmäßig zusammengefaßt vorfinden.

Die jüngste Geschichte der Genetik:

1953 Watson und Crick klären die Doppelhelix-Struktur der DNA auf.

1956 Genetische Information ist in der Reihenfolge der Basenpaare verschlüsselt.

1966 Entschlüsselung des genetischen Codes.

1967 Entdeckung der DNA-Ligasen („Kleben“ von Bruchstücken) und der Restriktionsenzyme (molekulare „Messer“).

1975 * Köhler und Milstein entdecken ein Verfahren zur Herstellung monoklonaler Antikörper (Nobelpreis 1984).

* Asilomar (Kalifornien): Erste weltweite Beratungen über Sicherheitsfragen.

1978 Erstmals Herstellung von rekombinanten menschlichen Insulin.

1982 * Riesenmaus, nach Einschleusung eines Wachstumshormon-Gens entstanden (transgene Maus).

* BST Produktion beginnt, danach setzte eine rasante Entwicklung ein.

WAS WIR LIEBEN, KÖNNEN WIR NICHT TÖTEN

Die starken Scheinwerfer gleiten suchend über das ruhige Wasser des East Alligator River im nördlichen Mangrovensumpfland Australiens. Ruhig paddeln wir durch das Dunkel der Nacht auf der Suche nach Krokodilen, deren Häute es zu vermarkten gilt. Erst wenn die Augen der meterlangen Reptilien über Wasser ähnlich dem Rückstrahler eines Autos rot die Taschenlampe des Wilderers reflektieren, legt er an. Zielt zwischen die beiden roten Punkte knapp über der Wasseroberfläche und ...drückt ab... dumpf versinkt das „croc“, aber der Kopfschuß hält es davon ab, komplett zu versinken, sodaß es ins Boot gehievt, am Ufer aufgeschlitzt, enthäutet und die Haut mit Salz konserviert und gepökelt werden kann.

Wiewohl es zu jenem Zeitpunkt in Australien bereits verboten war, Krokodile in freier Wildbahn zu schießen, war es mir trotzdem leicht gefallen, „freundliche“ Wilderer zu finden, die mich als Journalistin mitnahmen, um mir ihr schauriges Handwerk zu zeigen.

Dieses Erlebnis ebenso wie ein besonders blutiger Stierkampf in einem verschlafenen Kaff in Spanien und eine Radioreportage über das brutale Abschachten von Robbenbabies auf den fernen Aleuten in Alaska haben meine Meinung geformt. Aber selbst ein Besuch im Schlachthof St. Marx in Wien reicht, um die Fragwürdigkeit der industriellen Tierhaltung und Nutzung oder, wie im Falle von Pelzen, die herzlose Eitelkeit des Menschen zu de-

monstrieren.

Da zählen doch wirklich nicht mehr die Beispiele des Urtypus Mensch, der sich mit Fellen vor der Kälte zu schützen hatte, leben wir doch schon lange nicht mehr so wie die Steinzeitmenschen.

Was für mich vielmehr zählt, ist einfach das Anerkennen des Lebewesens als solches und seine absolute Daseinsberechtigung. Beschreibt doch Peter Singer in seinem Buch „Verteidigt die Tiere — Überlegung für eine neue Menschlichkeit“ den Kampf für die Befreiung der Tiere als ein neues Phänomen, das die Ausweitung unserer Moralhorizonte über die unserer eigenen Spezies hinaus markiert und somit ein bedeutsames Stadium der Entwicklung menschlicher Ethik darstellt.

Wodurch unterscheidet sich ein Tier nun wirklich vom Menschen? Ist die Anzahl der Beine, die Beschaffenheit der Haut und vieles andere mehr allein schon Grund, sich die Tiere „...untertan zu machen“?

Ist es unsere Fähigkeit, logisch zu denken — zu diskutieren — zu argumentieren? Aber: Ist nicht ein Hund oder ein Pferd unvergleichlich verständiger und erfahrener als ein Baby nach wenigen Wochen? Daher, so folgert Singer, ist es wohl nicht das logische Denken, nicht das Sprechen, sondern ausschließlich die Leidensfähigkeit der Tiere, die uns entscheiden lassen sollte, wie wir mit ihnen umgehen.

Denn von diesem „Speziesismus“ ist es nur ein ganz kleiner Schritt zum Rassismus.

Gibt es also wirklich eine ethische Grundlage, die dazu berechtigt, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Spezies zu einem moralische entscheidenden Merkmal zu erheben?

Während im Hinduismus und im Buddhismus sich das Mitleid sehr wohl universell über Mensch und Tier erstreckt, hat unsere westliche jüdisch-christliche Tradition dafür nichts übrig.

Paulus wies den Gedanken, Gott könne sich um das Wohlbefinden von Ochsen sorgen, spöttisch zurück und auch Augustinus vertritt die Auffassung, daß wir Tieren gegenüber keine Pflichten hätten. Und noch Mitte des 19. Jahrhunderts verweigerte Papst Pius IX. die Erlaubnis, eine Gesellschaft zur Verhinderung von Grausamkeiten gegen Tiere zu gründen.

Doch ich bin der Meinung, daß gerade jetzt in Zeiten der so dramatischen Umweltzerstörung ein Umdenken stattfinden wird, ja sogar muß.

Bis jetzt waren wir dazu angehalten, uns die Erde untertan zu machen. Heute aber müssen wir erkennen, daß wir mit dem Gedanken an die „Alles-Machbarkeit“ zu weit gegangen sind. Und wenn wir erst einmal die Ehrfurcht vor der Schöpfung, der Natur und ihren Kreaturen zurückgewonnen haben, dann wird uns auch ein Pelzmantel, eine Krokotasche oder ein Steak von einem gequälten Rind nicht mehr von Bedeutung sein.

Denn was wir lieben, können wir (hoffentlich) nicht mehr töten.



„Gib meinen Sohn her!“

satiricum



von Bernd Schmidt

Mein Name ist Hase

Die Verbindungen zwischen Mensch und Tier — Tier und Mensch, die Reihenfolge entscheide, welche Spezies diese Zeilen gerade liest! —, die Verbindung also ist so eng, daß es mitunter beinahe unmöglich scheint, überhaupt eine solche zu orten und nicht vielmehr von Identität zu reden: vermutlich stammen wir ja ohnedies, in Darwins und des Urknalls Namen!, vom selben Urtierchen ab (Amöbe Jonathan oder so ähnlich) und haben daher diesbezüglich keine Bedenken zu züchten (sic!). Wie eng die familiären Bande innerhalb der familiären Bande, die wir letztlich darstellen, sind, bezeugen die permanent (freilich ausschließlich von Menschenseite her!) aufgestellten Vergleiche zwischen dem animalischen und dem hominiden Ego. Die daraus in der Regel sehr schnell folgender Vergleiche scheinen mir für die Tierwelt ohnehin wesentlich beleidigender auszufallen, als für die Welt des — sich euphorisch als homo sapiens bezeichnenden — Über-Tiers! (Siehe dazu auch Goethes „Faust“: „...hätt'st Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben! / Er nennt's Vernunft und braucht's allein, / um tierischer als jedes Tier zu sein ...“)

Da laufen sie also umher, die Vergleichsschweine, Beispielschweinehunde, dummen Gänse und blöden Kühe. Denn kaum wo anders entwickelt der Durchschnittsmensch so große kreative Fähigkeiten wie beim Erfinden (oder schlicht: Produzieren, Ausstoßen, Rülpfen) von Beleidigungen, deren Sinnbild das liebe Vieh ist. Daß gerade Tiere herhalten müssen, die andererseits ob ihrer positiven Eigenschaften bei eben diesem Menschen überaus beliebt sind, mag nur den mit dem hominiden Innenleben (wer will — außer Prof. Ringel — da noch von „Seele“ sprechen?) nicht Vertrauten verwundern. Der treue Hund muß als Schimpfwort genauso herwedeln, wie der gelehrte Vogel darauf nicht pfeifen darf, solcherart herabgemindert zu werden. Und „meine Muhme, die berühmte Schlange“ (um abermals und aberwitzig Goethen zu zitieren) kommt überhaupt nicht mehr aus dem Mißkredit — und diversen Zitatesammlungen — heraus!

Die Tiere, in der Regel, tragen dergleichen Anwurf, der eigentlich ein Auswurf ist, mit Gleichmut. (Zumindest getraue ich mich nicht zu unterstellen, die Schweine würden uns via Cholesterin die erlittene Schmach vergelten, die Hunde bissen uns aus Rachelust in tollwütiger Laune etc.!) Nein, ihr Verhalten ändert sich keineswegs analog zu unserem. Die im alten Ägypten zu Gottheiten hochstilisierten animalischen Ge-

stalten scherten sich vermutlich auch nicht den berühmten Deut um das Menschliche, das zu ihren Tatzen oder Krallen kreuchte. Verehrung wie Schmähung scheint den Viechern also ziemlich egal zu sein, was eindeutig für ihre Souveränität spricht und ihrer noblen Haltung das beste Zeugnis ausstellt. Apropos nobel: Die menschlichen Vergleiche finden bekanntlich in der Fabel ihre literarische Ausformung. Und hier gilt ja der Löwe als Herrscher, als Oberster, als König, Nobel zugeannt. Schläue und Durchtriebenheit, Güte und Naivität, sie werden entsprechend menschlichem Gusto auf die übrigen Tiere verteilt. Wobei des Menschen Hoffart so weit geht, sogar die Pflanzen mit allerlei „menschlichen“ Eigenschaften auszustatten: das „bescheidene“ Veilchen, die „keusche“ Lilie etc. Vieles davon hat selbstredend seine lange Tradition; abzuwarten gilt nur, wann die neuen Idole und Fetische zu ähnlichen „Ehren“ gelangen: Das „teuflisch-feurige“ Automobil, der „frostig-schaurige“ Kühlschranks, das „sinnlich-schaukelnde“ Wasserbett...

Eine der reizendsten Fabeln ist wohl die vom Hasen und vom Igel. Denn einerseits wird in ihr auf poetischer Weise bewiesen, daß Schlaueit eher zum Zürl führt als blinder Geschwindigkeitswahn; zum anderen werden die Tiere dabei so offensichtlich ver(un)menschlicht, daß es nur so knallt! Oder halten Sie einen Igel für so gerissen, sich an den Zielpunkten eines Rennwettkampfes von seiner Frau doppelte zu lassen? Nur damit dem Hasen auch seine letzte Puste ausgeht? Niemals! (Abgesehen davon — zu welchem Ende sollten ein vernünftiger Igel und ein ebenso erfahrener Hase eine so saubläde (pardon!) menschblöde Wette eingehen?! Bei Äsop, das rennt zu weit!

Der Mensch, so viel darf als feststehend angesehen werden, borst sich Passendes (oder weniger Passendes) aus der ihm umgebenden Welt und projiziert munter seine eigenen Un-Arten hinein. Ist solches geschehen, kann er die Träger seiner plakativen Gesinnungshüllen und die unverschuldeten Couturiers seiner abstrusen Verhaltensmuster nach Herzenslust denunzieren. Doch auch das Positive kann überraschend rasch schwinden: Aus ist's auf einmal mit der sprichwörtlichen Hundetreue — der Hund ist eben ein falscher; und das reizende Neujahrsferkel wird zur bladen oder blöden Sau, je nach Bedarf. Der Souveränität der Tiere, von der hier schon eingangs die Rede war, allein kann's verdanken, daß die verdiente Rache ausbleibt bisher zumindest ausgeblieben ist. Indes...

Indes... der Traum des Satirikers: Tausende von Schweinen überqueren die Alpen (oder sonst irgendwelche Hindernisse), Millionen von Hunden, Unzähligkeiten an Ameisen, kurz: alles, was irgendeinmal — ohne eigene Zustimmung — zum positiven oder negativen Symbol menschlicher Eigenschaft und zu manchem weithergeholten Vergleich pervertiert worden ist, kommt über uns! Der Himmel verdunkelt sich, kein Radarschirm hilft mehr, denn sogar die buntschillernden Libellen surren hubschraubergleich in Solidarität mit den „teuflischen“ Heuschrecken oder mit den „giftig-unappetitlichen“ Fliegen einen unheimlichen, dröhnenden Chor! Die Ochsen vor dem neuen Tor stieren (!) mit gefurchter Stirn auf uns. Und alle ehemals lächerlichgemachten Frösche wälzen sich, grünen Lawinen gleich, ins Menschental. Myriaden von Gelsen umkreisen die Menschheit, als wären wir wirklich alle für die in Mörbisch aufgeführten Operetten und Musicals verantwortlich! Die Bisons und die Gorillas, die Zebren, die just für die Verkehrssicherheit ihre Streifen (selbstredend keine Verkehrsstreifen!) haben lassen müssen, die Leoparden und Stinktiere, sie alle — wirklich alle — sind plötzlich da! Die Wale peitschen die Schaumkronen des Meeres hoch, die Schmetterlinge lassen ihre Raupen für sich wühlen! In unheimlicher Einheit galoppieren und stampfen, watscheln und wuseln, treten und trampeln, springen und hüpfen die neuen „Herren“ der Erde auf uns! Stürzen sich auf uns! Fallen kreischend ein! Stechend und beißend, lähmend und tödend! Prankenhieb und Insektenstich setzt es, Hieb auf Hieb und Stich auf Stich! Dann wird eine durch Jahrtausende herrschende Ungerechtigkeit gestühnt! Und Dämme bersten, die die Arroganz gegenüber denen, die sich nicht wehren können, aufgebaut hat! Er, der sich selbst zum „besseren Individuum“ hochgerühmt hat, wird zermalmt von denen, die in Wahrheit am ehesten den Bestand der Erde zu sichern sich bemühen! (Und nicht in mehr als fragwürdigen Tierversuchen seinen Bestand — angeblich — sichern müssen!) Jenen allgemeinen, ja kosmischen Bestand, den er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln (und das sind nicht eben geringe!) zu negieren stets bereit war, aus dem Gang der Dinge den Unter-Gang der Dinge formend. Große Stille wird vielleicht nach dem großen Krach herrschen, bevor befeindendes Gemurmel einsetzt. Dann freilich... Ich sehe es förmlich vor mir, wie ein Nashorn zum anderen sagt: „Wie? Also, hör doch auf damit! Du — Mensch!“

AUTOREN DIESER NUMMER

Ph. D. Carol J. ADAMS

Gastdozentin für Theologie an der Perkins'school in Dallas/Texas

Dr. Karl BAUER

Tierarzt, Leiter der Rinderbesamungsanstalt am Tieberhof, Gleisdorf

Olivia de FONTANA

Studentin

Josef FINK

Rektor des Kulturzentrums der Minoriten

Nora FREY

ORF-Moderatorin

Dr. Thomas GÖTZ

Redakteur der Kleinen Zeitung

Leo und Marianne HAUBENBERGER

Landwirte

Gundula HAUSER

Therapeutin an der Sonderschule Wien-Mauer

Prof. Hertha HEGER

Schauspielerinnen und Tierschützerinnen

Dr. Helmut F. KAPLAN

Vorsitzender der Vegetarischen Gesellschaft Österreichs

Hofrat Dr. Raoul F. KNEUCKER

Sektionsleiter im Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung

Prof. Otto KOENIG

Gründer des Institutes für Vergleichende Verhaltensforschung, Leiter des Institutes für angewandte Öko-Ethologie

Dr. Franz KRAPP

Oberkustos am Forschungsinstitut und Museum Alexander Koenig in Bonn

Dr. Angela LERCH

Tierärztin

Barbara LEVC

Studentin

Prof. Gerd LINKE

AHS-Lehrer, Kabarettautor, Karikaturist

Dr. Elisabeth LIST

Dozentin für Philosophie an der Universität Graz

Univ.-Prof. Dr. Udo M. LOSERT

Leiter des Zentrums für Biomedizinische Forschung der Universität Wien

Urs OCHSENBEIN

Freier Journalist, Zürich

Dr. Helmut PECHLANER

Leiter des Tiergartens Schönbrunn

Prim. Dr. Günter PERNHAUPT

Gründer des Vereines „Grüner Kreis“

Ruth REMBART

Schülerin

Bernd SCHMIDT

Redakteur der Kronen Zeitung, Schriftsteller, Kabarettautor

Dr. Julian SCHUTTING

Schriftsteller

Mag. Maria Elisabeth STOFF

Lehrbeauftragte am Institut für Volkskunde der Universität Graz

Univ.-Prof. Dr. Boris VELIMIROVIC

Vorstand des Institutes für Sozialmedizin der Universität Graz

Vollgiergruppe des RC Winterhof

Silke BERTRAM, Nicole de TRIBOLET, Fatima EL-HELIEBI, Sona EL-HELIEBI, Anna HALTER-KOCH, Katharina NÖBAUER, Gisela PINTER, Gerhard SCHÖNBERGER, Maria STEINER

Helena WALLNER

Redakteurin der Kleinen Zeitung

Dr. Gerda WITTMANN

Arbeitskreis Tier als Therapie

Redaktion dieses Heftes:

Dr. Elisabeth WELZIG

Christian GSCHIEL

Karikaturen: Linke

Fotos: Gschiel, Seewald, Wallner, Welzig